

Kreuz und quer durch den slawischen Süden

B

768,008

HERMANN
WENDEL

Kreuz und
quer
durch den
slawischen
Süden

FRANKFURT a.M.
FRANKFURTER
SOCIÉTÄTS-DRUCKEREI G.M.B.H.
ABTEILUNG BUCHVERLAG

DR
15
W47

PROPERTY OF

*The
University of
Michigan
Libraries*

1817

ARTES SCIENTIA VALLES

Kreuz und quer durch den slawischen Süden

*Von Marburg bis Monastir – Von Belgrad bis
Buccari – Krainer Tage*

Von
Hermann Wendel

*Alle Reisen der Welt existieren nur
für den, der sie selbst macht; für andere
bleibt nur das, was man durch armselige
Worte geben kann.*

Knud Rasmussen

*Nicht Reisebeschreibung, sondern das
Erinnern an Lebensstunden.*

Alfred Kerr

**Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H., Abteilung Buchverlag
Frankfurt am Main**

1922

DA
15
W47

Die Lautzeichen *ć, č, š* und *ž*, Umschreibungen für kyrillische Buchstaben, lassen sich in deutscher Aussprachebezeichnung nicht genau wiedergeben; doch sind *ć* und *č* am ehesten als *tsch*, *š* als hartes und *ž* als weiches *sch* zu sprechen.

Alle Abbildungen entstammen eigenen Aufnahmen des Verfassers.

Den Einband entwarf
Frl. Aenne Müller-Knatz, Frankfurt a. M.

Geleitwort.

Die Reisebücher „Von Marburg bis Monastir“ und „Von Belgrad bis Buccari“ sind von der Kritik und den Käufern so günstig aufgenommen worden, daß sich der Verlag nach raschem Absatz der ersten Auflage entschlossen hat, sie neu und zwar in einem Bande herauszugeben.

Der anfangs zu Bedenken geneigte Verfasser stimmte zu, da er sich überzeigte, daß beide nicht nur äußerlich dem Stoff nach zusammengehören, sondern auch innerlich verbunden sind und eine organische Einheit bilden. Außerdem fügte er eine in Buchform noch unveröffentlichte Schilderung slowenischer Reisetage an, die dem Titel des Ganzen „Kreuz und quer durch den slawischen Süden“ nicht widerspricht.

Was das Geleitwort schon dem Bande „Von Belgrad bis Buccari“ als Zweck zuschrieb: kein Führer durch Südslawien, sondern ein Verführer zum Leben zu sein, gilt auch von der Gesamtheit der folgenden Blätter.

Es handelt sich also um ein ganz unpolitisches Buch.

Aber wenn man will, ist es auch ein ganz politisches Buch, freilich nur in einem: die Erkenntnis Buckles ausmünzend, daß von allen Ursachen des Nationalhasses

die Unwissenheit die mächtigste ist, will es, gleich des Verfassers wissenschaftlichen Werken aus dem gleichen Stoffkreis, die wenig gekannten, viel verkannten und nicht selten verlästerten Südslawen in ein gerechteres Licht rücken.

So hofft es dem Verstehen des andern Volkes und der Verständigung der Völker zu dienen.

Gelingt das auch nur in bescheidenem Maße, so ist das Buch nicht vergebens erlebt, geschrieben, gedruckt und, o Leser, gekauft worden.

Frankfurt am Main,
im Monat der Weinlese 1922.

Hermann Wendel.

Von Marburg bis Monastir

August/September 1920





Belgrad. An der Save.

Mit dem Stumpsinn vernunftlosen Wartens auf dem letzten deutsch-österreichischen Bahnhof hebt es an.

Die Sehenswürdigkeiten von Spielfeld-Straß hat ein Blick überflogen; dann starrt man auf die Schienen bis zum Beginn leichter Drehungen in der Gehirnrinde, läßt die Augen wieder durchs Abteil wandern. Neue Entdeckungen in bekannter und kleinster Welt; die Inschrift unter dem Fenster: Hinauslehnen verboten! wird Ausgangspunkt weitgreifender Betrachtungen. In der Emaille dieses Schildes spiegelt sich ein autokratisches System; Staat und Mensch gleich Gendarm und Untertan; schroffer Befehlston, nacktes Verbot; Uebertretung bringt die Paragraphenlawine ins Rollen. Erinnerung an Fensterschilder in anderer Sprache und anderem Lande meldet sich: Hinauslehnen gefährlich, darum untersagt! Das ist die konstitutionelle Monarchie; auch noch Gängelei, aber mit väterlicher Begründung; Appell an Gehorsam und Vernunft zugleich. Und irgendwo eine dritte Form: Gefährlich, sich hinauszubeugen! Das ist die Demokratie, die unverfälschte; freier Bürger, handle nach Belieben; steck den Kopf ins Freie, zerschell dir den Schädel; ich, der Staat, warne nur.

Inzwischen ist der Zug unbemerkt in das neue Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen hineingeglitten; Št. Ilj stand an dem kleinen Stationshäuschen; blaurotweiße Kokarden leuchteten durch die Abenddämmerung. Bald ist das Ziel da.

Aber jäh wird das Reisendenvolk in einen Malstrom von Aufregung gewirbelt. Die Trillerpfeife des Zugführers, peitschende Browningschüsse, Knirschen der Bremsen; Halt und Hallo; die Fahrgäste auf dem Bahndamm um die Amtsmützen geklumpt; hastiges Fragen nach dem Tatbestand. Während

der Fahrt sind Kisten und Koffer aus dem Gepäckwagen geflogen; ein Schatten sprang ins Dunkel hinterdrein. Lohnt es, auszusteigen? Daheim werden Güterzüge von Plündererbanden auf offener Strecke zum Stehen gebracht, Postämter erster Klasse bei Tageslicht von Schwarzverlarvten mit vorgehaltenem Revolver ausgeraubt; unseren Bedarf an Wildwest decken wir im eigenen Lande.

Die Wagenreihe rollt zurück, wienwärts; abermals Halt. Eine Dame, hin- und herirrend, gegen einen nahenden Weinkampf kaum noch gewappnet, setzt fürstliche Belohnungen aus; Schaffner ziehen auf die Suche nach einer Riesenhutschachtel und messingbeschlagenen Koffern; wie Glühwürmchen schwärmen ihre Laternen durch die Nacht.

In Marburg landen wir doch. Aber in Europa gibt es neunhundertneunundneunzig Internationaie Kommissionen und in Marburg drei wohnliche Hotels. Von diesen neunhundertneunundneunzig Kommissionen hat eine, die zur Absteckung der Grenzen zwischen hüben und drüben, die drei Hotels bis unters Dach belegt. Auf Nr. 7 im Hotel Meran hatte mir die Vorsehung ein rechtschaffenes Bett zugedacht; ein Gefühl sagt es mir. Darin schnarcht der Japaner der Commission Internationale ein gedämpftes ostasiatisches Schnarchen. Den Fremdling nimmt eine verdächtige Bleibe in unheimlicher Gasse auf. Der schwache Schein der Kerze (mit drei Kronen berechnet) taucht die Geheimnisse der herabhängenden Tapeten ins Ungewisse. Das Bett steht für das Auge eines Malers „gut im Raume“; sonst läßt sich nichts Günstiges von ihm aussagen. Zaghaft sitzt man auf seinem äußersten Rand und jongliert in der Verzweflung mit Wortformen. *Cimex*, die Wanze, *Cimicis*, der Wanze, *Cimicatio*, die Verwanzung.

Untergang des Abendlandes? Ach was! Schlimmeres! Verwanzung des Abendlandes!

Man stürzt sich, innere Stimmen betäubend, ins Bett wie in eine Gefahr.



Marburg. Hauptplatz.

Marburg heißt heute Maribor. Aber man schaut den Leuten unter die Hutkrempe und weiß genug; in einem „Goldnen Engel“ tarocken hier behaglich der Herr Bezirksrichter, der Herr Kreisarzt und der Herr Gymnasialdirektor; in einer „Krone“ kommen der Herr Postoffizial und der Herr Finanzoberkontrollor gemütlich beim Schoppen zusammen. Oder man steht auf der Brücke zur Margarethenvorstadt, den Hauptplatz der Stadt im Rücken, unter sich das gemütliche Murmeln der Drau, ein heimliches und winkliges Häusergewirr zur Rechten, grüne Höhen vor sich; für Augenblicke versinkt der warme Augustvormittag, und der Wintermond schüttet sein Silber über schneeglitzernde Firste:

Mondschein und Giebedächer
In einer deutschen Stadt . . .

Aber dann dreht man sich um und wandert kreuz und quer über einen *Glavni trg* und einen *Vodnikov trg*, durch eine *Koroška cesta* und eine *Dravska ulica*; nirgends ein deutsches Schild an den Ecken; die Tegethoff-Straße, nach dem berühmtesten Marburger getauft, heißt *Alexandrova cesta*, und eine Gasse, bislang nach dem harmlosen Heimatdichter Kernstock benannt, tritt nach dem Bombenwerfer von Sarajevo als *Principova ulica* auf. Hier an dem Ladenschild erwartet man: Gemischtwarenvorschleiß und liest: *Trgovina s mesovitom robom*, dort: Gasthaus und findet: *Gostilna*, und ein Rechtsanwalt hängt als *Odvetnik* an seiner Haustür. Ueber den Geschäften verblüfft vor deutschesten Namen ein *Vuljem* statt eines Wilhelm, ein *Jovan* statt eines Johann, ein *Jurij* statt eines Georg; ja, man braucht nur ein bißchen taubstumm zu sein und kann sich in einer rein slawischen Stadt wännen. Aber lediglich die bäuerlichen Verkäufer von Kohl und Paprika, Pflaumen, Aepfeln und Nüssen unter den bunten Regendächern vor dem alten Rathaus schwatzen unter sich slowenisch; sonst klingt fast nur Deutsch, steirisch gefärbt, an dein Ohr. Halte die Vorübergehenden an: noch nicht jeder Fünfte rühmt sich slawischen Bluts.

Freilich sind die Steirer und auch die Marburger den Slowenen, den „Windischen“, früher oft klotzig allddeutsch gekommen; Herrenrasse, Herrenrecht; und das tat nicht gut.

Dafür wollen jetzt die Südslawen ihre Rache kalt genießen. Aber auch das tut nimmer gut; blättert nur im Buch der Erfahrungen nach! In einem französisch redenden Dorf bei Metz prallte ich anno 1916 auf ein Wirtsschild: Zum Reichsadler; zwischen den Worten der herausfordernd gespreizte Vogel; sonst nennt man Schenken hier nach dem Besitzer Restaurant Bastien oder Café Vautrin oder so. Schluchzend löste die Wirtin das Rätsel: Einquartierung, Armierungsbataillon, Befehl des Majors, Soldaten mit Farbtopf, eine Leiter am Haus und Germanisierung des Schildes. Der letzte Bezirkspräsident von Lothringen, Freiherr von Gemmingen, einer der wenigen Verständnisvollen, sprudelte, über den Casus unterrichtet, heraus: „Sehen Sie, das ist ein Sinnbild für die Politik hierzulande! Es ist eine Fassadenpolitik. Man streicht die Fassade anders an, aber das Herz kann man nicht ändern!“ In diesem Jahr sah ich selbiges Schild wieder; in leichtsinnigen Buchstaben stand darauf: *A la gaité française!*

Die Slowenen sind keine preußischen Junker, sondern durchweg Demokraten. Aber Fassadenpolitik, Fassadenpolitik betreiben auch sie; in Marburg, in Maribor.

*

Erquickliche Fahrt vorbei an Bergen und Hängen mit Mais und Wein. In mittäglicher Sonne aus dem Grünen aufschießend: weiße Häuser, weiße Kirchen, weiße Dörfer. Dann die schäumende, brausende, ungebärdige, jugendliche Save, mit ansteigendem bebuschten Gefels zur Seite. Und Laibach.

„Ljubljana!“

*

Etwas anders ist vor neunundneunzig Jahren Friedrich Gentz hier angelangt; in einer eigens gebauten Reisechaise; in einen eigens gekauften Reisepelz gehüllt; dem Troß Metternichs zugehörig; mit den Augen des Kenners und Genießers um sich schauend. Mit spitzem Gänsekiel hat er des öfteren seinem Freunde Pilat über die Laibacher Eindrücke berichtet: „Der erste Anblick der Stadt, die freilich nur ein unförmliches Gemisch von mehreren Vorstädten ist und keinen rechten Kern hat, übertraf doch meine Erwartung.“ Etwas später: „Man hat

dieser Stadt äußerst Unrecht getan. Ein prächtiger Fluß teilt sie in zwei Hälften, die durch drei Brücken verbunden sind. Von allen den Menschen, die über Laibach geredet und geschimpft haben, hat keiner dieses Flusses erwähnt, der offenbar der Hauptzug in der ganzen Physiognomie des Ortes ist." Und abermals: „Die Hauptstraßen sind sehr gut, ja, zierlich gepflastert, mit breiten Trottoirs versehen, reinlich gehalten... Es bleibt mir darum nicht weniger unbegreiflich, wie und warum man Laibach so greulich verschrien hat. Die große Promenade (die sogenannten Lockmannschen Alleen) dicht vor der Stadt an der Klagenfurter Straße ist eine der ausgedehntesten, angenehmsten, bestunterhaltenen, die es irgendwo geben kann. Die Gebirge, welche von allen Seiten die große weite Ebene umgeben, gewähren den herrlichsten Anblick, die Stadt selbst ist wenigstens so gut gepflastert als Wien, der breite Strom, der sie in zwei Hälften teilt, wäre allein hinreichend, sie zu zieren.“

So das Laibach von 1821. Ljubljana von 1920, entschleierte dich!

✱

Wie viele hat Stritar, vor fünf Jahrzehnten neben Levstik einer der großen Befruchter der slowenischen Literatur, die „*bela Ljubljana*“ besungen, das „weiße Laibach“, die „schöne Stadt“, „und über dir die graue, alte Burg“. Auf diese graue alte Burg, mitten in der Stadt gelegen, zu klettern, ist Pflicht des Fremden; jeder Reiseführer fordert in Fettdruck dazu auf; man kommt nun einmal nicht darum herum. Der steile Pfad hinauf hat es an sich, aber es geht im Baumschatten an kühlen Gärten vorbei.

Oben das Kastell ist eine Burg mit Türmen und Toren, mit Graben und Außenmauer und allem Zubehör einer recht-schaffenen Burg. Sonst pflegen solche alten Gemäuer zu dem Fremdling zu reden. Auch diese Steine könnten von mittelalterlichen Krainer Herzögen berichten, Raubvögeln in ihrem Horst, später von k. k. Infanteristen in verwanzten Bettladen, schließlich von Sträflingen, dem Himmel 61 Meter näher als die freien Laibacher, jedoch mit Gittern vor dem Fenster-viereck.

Aber die Steine schweigen, und wir drehen ihnen den Rücken. Ueber Kirchen und Kasernen, Giebel und Kuppeln,

rote und blaue Dächer streicht der Blick. Ja, Gentz hatte mit dem „unförmlichen Gemisch von mehreren Vorstädten“ recht; die einzelnen Teile der Stadt sind auf gut Glück aneinander-geschoben; unfertig scheint das Ganze und muß erst zusammen-wachsen. Der Fluß, die Laibach oder Ljubljana, ist seit Jahr und Tag abgestaut; ihr Bett wird ausgemauert; schade. Dafür zieht südwestwärts, am Rande des Laibacher Moors, die Gra-daščica dahin; wir ehren sie jeden Nachmittag durch einen Kopfsprung in ihr kühles Gewässer. Im Norden über dem Lai-bacher Feld staffeln sich die Steinalpen; ganz in der Ferne



Laibach. Rathaus und Domkirche.

ragt, Schatten einer Ahnung, der sagenumspinnene Triglav in die Wolken, „des Lands dreiköpfiger Bergwardein“ von einem deutschen Dichter genannt.

Aber Kuppen und Spitzen verschwimmen schon im Dunst, hauchdünne Schleier zieht der Abend auch vor die Nähe; über Moor und Gewässern steigen Nebel, und die Türme des Doms, der Franziskaner- und Ursulinerinnenkirche, von St. Peter und St. Jakob schicken mahnenden Glockenklang hinauf. Zeit zum Abendtrunk!

Im Union-Keller oder beim Turk in der *Streliška ulica* tagt eine erlauchte und dem Leben zugewandte Runde: Dr. Glonar, der Kritiker, Dr. Prijatelj, der Literarhistoriker, Vaupotič, der Maler, Oton Župančič, der Dichter, und manch anderer. Wir kommen dem süffig hellen Steirer nahe und dem schwereren, bernsteingelben Banater näher; wir lassen die Weltkugel auf der flachen Hand kreisen; wir knacken alle Nüsse; wir schlingen Marx und Einstein, Krafft-Ebing und Freud, Steinach und Liliencron zu tollem Reigen — vielfach rauschten der jungen Bildungsschicht dieses Landes die Brunnen deutscher Kultur.

Oton Župančič neigt sein schmales Gesicht mit den klaren Augen über den Tisch; aus der hohen Stirn ist der blonde Schopf wie mit unbewußter Handbewegung zurückgestrichen. In seiner zurückhaltend eindringlichen Art erzählt er von Richard Dehmels Wirkung auf die slowenische Jugend; von dem Widerhall, dem Aufruhr dereinst. Neben Verhaeren ist Dehmel in das Blut von Župančičs Dichtung geflossen, aber dieser reifste, tiefste und beschwingteste aller lebenden slowenischen, ja! südslawischen Poeten ist doch ganz Eigenwuchs. Alldeutscher Bierbaß schimpft oft das Slowenische eine unentwickelte und entwicklungsunfähige Sprache; schaut selbst her, in dem ausgebreiteten Werk dieses Dichters leuchtet es von allen Farben und klingt es von allen Tönen!

Župančičs Grundzug: ewiges Ringen mit sich und der Welt; zugleich ist er einem ganzen Geschlecht Wegweiser zu neuen Zielen und Spender neuer Werte. Das Ja zum Leben, der Wille zur Zukunft, der Drang zur Sonne braust durch seine ganze Schöpfung wie durch das „Lied der Jugend“, diesen Feuer- und Sturmchoral, der da anhebt:

*Mi gremo naprej, mi gremo naprej
mi strelci.*

*in pred nami plamen gre skoz noč
kot Bog pred Izraelci.*

*Na nebu je dan, nad gorami je dan
a zarjo zakrivi nam jata vran . . .*

*o, rada bi orle prevarila,
za solnce jih osleparila —*

zaman:

sokoli in orli vedo, da je dan!

In unbeschwingtem Deutsch:

Wir schreiten voran, wir schreiten voran,
Wir Schützen sonder Fehl,
Und vor uns schreitet die Flamme durch die Nacht
Wie Gott vor den Kindern Israel.
Am Himmel ist Tag, über den Bergen ist Tag,
Doch Rabenschwarm verdeckt uns das Morgenrot...
O, gerne würden sie die Adler täuschen,
Sie blind machen für die Sonne —
Umsonst:
Die Falken und Adler wissen, daß Tag ist.

*

Die junge Laibacher Universität ist in mehreren Gebäuden verzettelt; ihr Grundstock findet sich in der Landesburg, bis zur großen Wendung Sitz des krainischen Landtags; am Kongreßplatz, nahe der *Zvezda*, der wie ein Stern geformten Anlage; im Parlamentssaal selbst wurden vor kurzem die ersten Doktorhüte verliehen.

Schon 1848, im Rausch des Freiheitsfrühlings, war den Slowenen eine Hochschule verheißen worden; von 1850 ab gab es wenigstens slowenische Vorlesungen an der Universität Graz; je mehr sich in dem letzten Menschenalter der slowenische Stamm durch alles Gestrüpp auf freies Feld herausarbeitete, desto lauter wurde der Ruf nach Einlösung des überfälligen Versprechens. Tausend Gründe sprachen dafür; praktische Gründe: auf Slowenisch amtende Richter und Rechtsanwälte bedurften einer slowenischen Terminologie; soziale Gründe: die armen Bauernsöhne hatten für kostspieligen Aufenthalt in Wien oder Graz nicht den nötigen Wechsel; kulturelle Gründe: das Volk wollte den Bau seines Unterrichtswesens durch die Hochschule gekrönt sehen, und letztens und erstens war sie auch ein mächtiges Mittel der nationalen Selbstbehauptung. Die Deutschen im Krainer Landtag stimmten 1898 ruhig für die slowenische Universität, aber die alldeutschen Erdumschlinger in Wien und Graz und anderwärts schäumten schon bei dem Gedanken; in ihrer verschrobenen Vorstellung reichte ja das deutsche Sprachgebiet bis dicht an Triest heran; sie haßten die Slowenen als Hindernis auf dem Weg zur Adria; sie hätten

am liebsten ihr Dasein abgeleugnet und anderthalb Millionen Menschen von der Landkarte gewischt. Darum verhöhnten sie ideales Streben mit brüchigen Einwänden: unentwickelte Sprache, keine Lehrbücher, zu wenig Lehrkräfte, oder verglichen in schnödem Witz den Slowenen mit seinem Wunsch nach einer Hochschule dem nackten Neger mit Zylinderhut.

Heute führt der junge Professor Prijatelj, Dekan der philosophischen Fakultät, an den Bücherreihen des slawischen und germanistischen Seminars entlang; das Vorlesungsverzeichnis kündigt für das kommende Semester Uebungen über Hartmanns „Armen Heinrich“ und neuere deutsche Lyrik an. Alles ist nicht protzig, sondern bescheiden; erst Anfänge, doch hoffnungsvolle Keime des Wachsens und Werdens. Und die Hauptsache: die *Universitas Labacensis* steht!

Eines allerdings hat alld deutscher Widerstand doch zu verhindern gewußt: die Benennung, mit der slowenische Ergebnisse einst die Gunst der Hofburg für den Plan zu gewinnen hoffte. Die Hochschule heißt nicht *Cesarja Frana Josipa I. vseučilišče*, nicht Kaiser Franz Josefs-Universität.



Dem Landespräsidenten Dr. Brejc habe ich für eine im letzten Jahre erwiesene Freundlichkeit zu danken. Aber er ist nie greifbar, stets entweder schon oder noch im Kärntner Abstimmungsgebiet. Allerhand Hoffnungen auf einen günstigen Ausgang des Plebiszit sind lebendig; von 65 Prozent südslawischer Stimmen schwärmen die Rosaseher. Die Schwarzseher schweigen. Aber die Richtigseher deuten auf die Karawanken. Dieser hohe Gebirgswall hat die Kärntner Slawen auch seelisch von ihren Krainer Brüdern getrennt; das nationale Erwachen des Slowenentums haben sie nicht in der Schicksalsgemeinschaft ihres Stammes erlebt. Wirtschaftlich um die deutschen Städte Klagenfurt und Villach kreisend, sind sie zum Teil bereit, für den Zusammenhang mit diesen ihren unentbehrlichen Märkten, also für Deutschösterreich, zu stimmen. Am runden Tisch des Union-Kellers werden Erfahrungen mit den Kärntner Slowenen ausgetauscht: „Ich habe ihnen gesagt, daß wir Bahnen bauen werden, um sie für die Absperrung von Klagenfurt zu entschä-

digen. Aber sie haben mich gefragt: Wann? Da ich kein Agitator bin, sondern ein ehrlicher Mann, habe ich ihnen darauf nichts erwidern können."

Nachher sitzt im Kaffee Etbin Kristan, schlank, mit dunklen, klugen Augen, ein ruhig Ueberlegender, kein Schwätzer. Vor dem Kriege war er die Seele der jungen sozialdemokratischen Bewegung unter den Slowenen; dann ging er in die Vereinigten Staaten. Schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wanderten Slowenen oft in die Weite:

Geht hin in alle Welt und ruft wo immer
Ein krainisch Wort, es wird ein Echo finden,
Und ruft ihr's fern auch am Huronensee.

Aber in den letzten Jahrzehnten hat die Wechselwirkung von Großgrundbesitz und unfruchtbarem Karstgestein sie zu Zehntausenden über das große Wasser getrieben. Die Stammesgenossen drüben mit nationalem Bewußtsein und demokratischem Geist zu erfüllen, war Etbin Kristans Aufgabe; er hat ein gut Stück nützlicher Arbeit hinter sich.

*

Verdrossen tiefender Regen, blank gewaschene Dächer, gefüllte Straßenrinnen. Durch Vorstädte ohne besonderes Gesicht, vorbei an Schuppen und Ziegeleien; einer Leimfabrik nahrhafter Duft hängt in der Luft. Ueber freies Feld; Leimpfützen spritzen auf, Grasbüschel quietschen vor Nässe unter den Sohlen — weit, weit draußen im Nordwesten der Stadt haben sich die Toten angesiedelt.

Am vornehmsten Fleck des Friedhofs, am Schnittpunkt vierer sich kreuzender Graballeen steht das Denkmal Janez Kreks, von Dolinar geschaffen, vor kurzem enthüllt. Seine Wirkung wird vollendet sein, wenn hinter der weißen Rückseite eine hohe, düstere Wand von Lebensbäumen aufsteigt; im Vordergrund künden zwei wuchtige Burschen, vom Gram niedergezwungen, den Schmerz eines ganzen Volkes um einen seiner Größten und Besten. Man mag die beiden zu grobschlächtig finden, aber gerade so ist es recht. Denn Krek war auch ein Stück Urkraft. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, Christentum, Nationalismus und Sozialismus wußte er in eine höhere Einheit zusammenzupressen; er schrieb Zeitungen, Broschüren,

Bücher; er hielt Vorträge, Reden, Predigten; er wirkte in Vereinen, im Landtag, im Reichsrat; er trommelte vor allem unermüdlich die Bauern in Genossenschaften zusammen, und so ging aus seiner formenden Faust der slowenische Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts hervor.

Unter dem schwarzen Rock des römischen Priesters trug er dabei ein fröhlich helles Herz; er hatte seine Lust an der frischen Luft, an den Bergen, an den Winden und an den leuchtenden Sommernächten. Darum dringen auch wir von den Toten flugs einige tausend Schritt durch klatschnasses Gehölz und



Grabmal Kreks.

Gestrüpp; hier schießt die Save in hartem Bett über Kiesel und Steine; wir werfen uns ihren kecken Wellen entgegen.

Leicht durchkühlt heischen wir im Dorfwirtshaus einen Wacholderschnaps, so einen recht erwärmenden, aber Brantweinausschank ist verboten. „Seit wir“, setzt die Wirtin schnippisch hinzu, „Jugoslawien sind; unter Oesterreich war's anders!“ Das gleiche Lied der Dummen in ganz Europa: Seit wir Republik sind; unter Wilhelm war's anders!

Der Zug rattert an den flaschengrünen Wellen der Save entlang, wobei an den Kohlengruben von Trbovlje und Hrastnik; der Stunden währende Umsteigeaufenthalt zu Zidani most gibt Gelegenheit zu munterem Geplätscher im San.

Vor dem Bahnhofsschank nestelt sich der „distinguierte, ältere Herr“ aus der Zeitungsanzeige an mich; Kroat, wittert er den Deutschen und entlädt für den Rest der Fahrt den Kehrriht seines Herzens. Seiner Frau sind die Koffer auf der Bahn verschwunden; im Wert, Herr, von sechsmalshunderttausend Kronen und nirgends eine Entschädigung zu bekommen! Ihm selbst hat man eben für die Fahrkarte zu viel abgenommen; ein Freund mußte im Agramer Hotel mit einem Wildfremden im gleichen Zimmer schlafen; Zahnbürsten stehen als Luxuswaren unter Einfuhrverbot, unerschwinglicher Zoll wird für nötige Maschinenteile erhoben; die ganze Wirtschaftspolitik ist eine Sauerei — warte nur, gleich stimmt er die habsburgische Hymne an.

Die Berge treten allgemach zurück wie Kulissen; über ein Brückchen und Wässerchen; die Sutla ist es, Grenzfluß zwischen Slowenien und Kroatien; die Sonne prallt einheizend auf die Wagen.

Jährlings im Nebenabteil Feuer! Rauchwolken im Gang, flüchtende Frauen, schreiende Kinder. Ein Leichtgläubiger hängt sich an die Notbremse, ein Aengstlicher stürzt ins Abteil und löscht das Flämmchen. Rauch und Schreck verflüchtigen sich; der Distinguierte wetzt seine Zunge an der Verkehrsverwaltung. Aber alle anderen beglückt die Gehorsamsverweigerung der Notbremse; sonst wären die anderthalb Stunden Verspätung noch dicker angeschwollen.

Auf dem Agramer Südbahnhof steht und späht Richard Fischer, ein Jüngling von milden Sitten, aus Osijek; neugebackener *Dr. rer. pol.* der Frankfurter Universität; für den kroatischen, serbischen und makedonischen Teil der Reise durch Handschlag zu Sekretärdiensten verpflichtet. Damit die Sache ein Ansehen habe, wird er Beg betitelt.

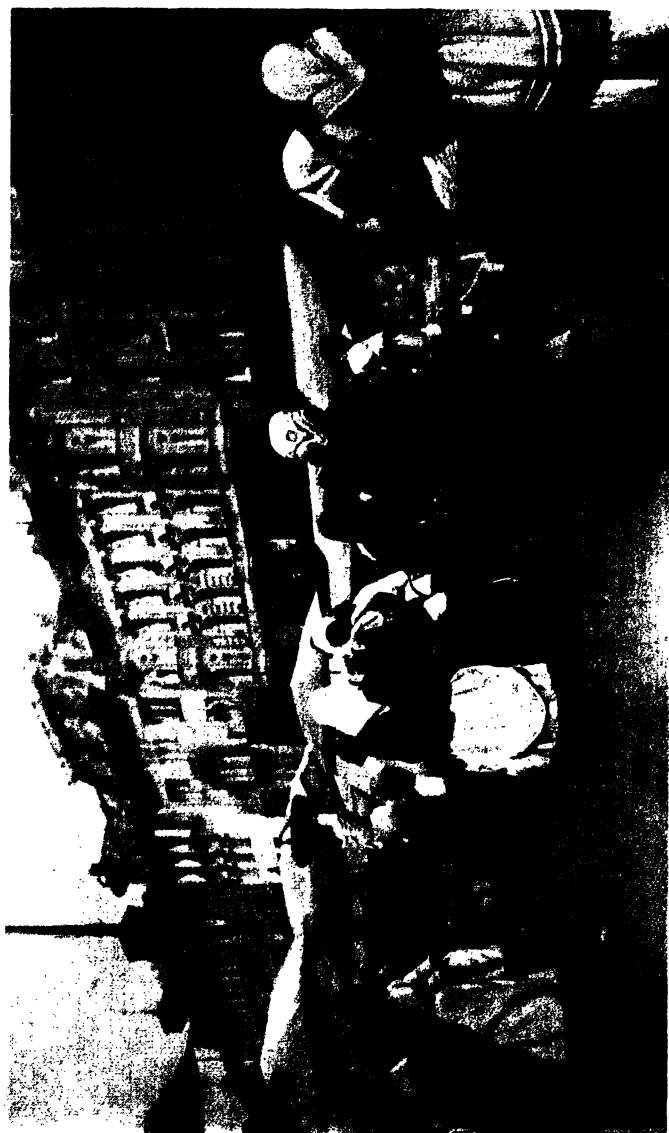
Eine Seite in Friedrich Hebbels Tagebuch kündigt am 7. Juli 1850: „Agram ist am besten mit einem erst halb angekleideten Menschen zu vergleichen; die blanken Stiefel, die neuen Pantalons hat er bereits an, ebenfalls das schillernde seidene Gilet, aber der alte zerrissene Schlafrock schlottert ihm immer noch um die Beine, und Stroh und Federn sitzen ihm in den Haaren. Die Stadt kann, ihrer Lage nach, eine der schönsten Europas werden; an einen Berg hinangebaut, wie sie ist, bietet sie die köstlichsten Ansichten dar und ist in ihrem unteren Teil mit herrlichen Plätzen geziert. Aber auf diesen Plätzen wachsen Gras und Unkraut und die Straßen sind der Art, daß man den Hals brechen könnte, wenn man einfach spazieren geht. Es laufen ebensoviele Schweine als Hunde herum, und an den Markttagen sieht man Bäuerinnen mit Ferkeln auf den Armen, die sie zärtlich wiegen wie Kinder.“

*

Gründlich hat sich seit damals die kroatische Hauptstadt Stroh und Federn aus den Haaren gekämmt. Vom Staatsbahnhof schlendert man wohl den *Trg I*, *Akademčki Trg* und *Zrinjevac* gemächlich hinauf, greift mit den Blicken rechts nach Büschen, Bäumen und Blumenbeeten wohlgepflegter Anlagen und links an drei- und vierstöckigen Prunkgebäuden in die Höhe, setzt sich an ein Tischchen vor der *Kavana Zagreb* und äugelt genießerisch in die elfte Morgenstunde hinein. Sonntäglich geputzte Menschheit wie auf der Flimmerleinwand; Jünglinge mit aufgekrempelten, weißen Hosen, würdige Väterrollen mit Umhängebärten, klirrende Offiziere, vom Duft des K. und K. umweht, ungescheut Deutsch plauschend, fette Schieber vom Schlag des Pariser Rastaquouère, und Frauen, slawisch, kroatisch, mittäglich und von den Reizen der allerletzten Mode unterstrichen — o ja, man atmet hier mitten in Mitteleuropa!

*

Um den bronzenen Banus Jelačić, Helden der habsburgischen Gegenrevolution von 1848 und 1849, brodelte Gewirr, Gequiek, Geschnatter und Gesumm des Marktes; auch Hebbels Bäuerinnen sind da, mit Ferkeln auf den Armen, manchmal in Schaftenstiefeln. Und eine Farbenpracht! Weiß überwiegt,



Agram. Markt.

daneben rieselt Rot und Gelb und Blau und Grün auf Kopftüchern, Behängen, Litzen, Schürzen, Röcken und Regenschirmen zu einem Entzücken für den Impressionisten zusammen.

In der Oberstadt stumpfere Töne, gedämpftere Stimmen, leerere Gassen; nur das Dach der Markuskirche mit dem Landeswappen in bunten, glasierten Ziegeln schreit vor Farbigkeit auf; Aktenmenschen eilen in die Aemter. Hier dampft jeder Pflasterstein von Geschichte, hier flüstert und raunt aus jeder Türnische die Historie. Auf dem *Markov Trg*, wenige Schritte von dem Christusaltar, haben die kroatischen Adligen 1573 Matija Gubec, Aufstürmer des leibeigenen Landvolks und Träumer von einer Art bäuerlicher Räterepublik, höchst indianisch zu Tode gemartert: hinauf mit dem „Bauernkönig“ auf einen Eisenthron in Rotglut, eine glühende Krone ihm in die Stirne gepreßt!

In jeder Richtung von hier aus stößt du auf Spuren des Illyrismus; zwischen Juli- und Märzrevolution baute diese Poetenbewegung im Luftreich des Gedankens ein Illyrien, nennen wir es beim Namen: ein Südslawien auf. Hinter diesen großen Torflügeln und hohen Fenstern hat der Graf Janko Drašković als ihr feudaler Schutzherr die jungen Illyrer wie oft gastfreundlich empfangen, an der Spitze den feurigen Ljudevit Gaj selber; dem hing damals der blaue Himmel noch voller Geigen. Hinter diesen Wänden beschloß begeisterter Eifer, die „Illyrische Nationalzeitung“ zu drucken. Hier die Straße ist nach dem 23. Oktober 1847 genannt, Tag der Erhebung der Muttersprache zur Amtssprache. In diesem Hause hat der alte, der enttäuschte, der sich selbst untreue Gaj in den siebenziger Jahren geendet; sein Ruhmeskranz war längst schmählich entblättert; jetzt hängt wenigstens eine Gedenktafel über der Haustür.

Aus der Vergangenheit stürzt man im engen Käfig einer Schwebebahn wieder in die Gegenwart, in die Ilica, bewegte und belebte Hauptgeschäftsstraße mit flimmernden Läden und lockenden Auslagen.

*

Ein Spazierstündchen südlich der Stadt, zwischen Eisenbahn- und Fußgängerbrücke, kommt die Save, Inseln bildend und in Arme geteilt, schneller und wirblicher des Wegs als

anderwärts; wenn die Flößer unterhalb der Badeanstalt rasch zum Ufer lenken wollen, brechen oft die Ruder unter dem Druck des ungeberdigen Wassers. Kopfsprung hinein; das Prallen und Reißen der Wogen macht jede Willensanstrengung zu nichts; für Augenblicke alle Wonnen des Hingegebenseins — dann taucht man tief atmend auf und arbeitet sich nach drüben durch. Kindischer Unfug, mit der Gefahr zu spielen; ohrfeigenwürdig, wenn es schief geht; aber es kitzelt allemal so angenehm in der Bauchgrube; man kann nicht widerstehen. Und watet denn storchenbeinig auf Uferkieseln stromaufwärts und schnellst weit oberhalb der Brücke in die Wellen. Das Lockende: wir müssen, willenlos hinabgerissen und nur mit Mühe steuernd, an den Pfählen einer einstigen Brücke vorbei; unter der neuen, nicht sichtbar, nur durch leichte Wirbel angedeutet, stehen sie eingerammt und lauern tückisch, einen Bruder Leichtsinn aufzuspießen. Aber es glückt wieder einmal; der Flut entsteigend, schaut man wie ein Sieger umher und fühlt vertiefter das Strömen des Bluts.

*

Abends friedet das Behagen des *Narodno Kasino*. Angenehmer Junggesellenklub ist es keine Vorschule für die Ehe; Wesen mit Vogelnestern auf dem Kopf sind nach Dr. Kombols Wort unberechenbar, und nur ein Narr liefert ihnen die Freiheit aus; der Weise spielt in der Gemütlichkeit des Kasino bei Wein und Zigaretten Karten oder drechselt Gedankenspäne.

Auch Milan Marjanović ist hier zu treffen; feiner Kopf; Führer der *Obnova*-Bewegung. Während des Krieges hat er sich in Amerika umgesehen und die Wirklichkeiten des Daseins einschätzen gelernt; klaren Blicks und festen Willens strebt er jetzt sittliche Erneuerung und kulturelle Wiedergeburt seines Landes an; sein Werk *Savremena Hrvatska* ist die tiefgründendste Zergliederung des kroatischen Volkes und Staates. Vielleicht streifen seine Kreise ein wenig die von der „*Nova Evropa*“ zu ziehenden; diese Zeitschrift, von dem serbischen Literaturhistoriker Milan Ćurčin demnächst herausgegeben, gleichfalls demokratisch und pazifistisch, kämpft gegen den Balkanismus in der südslawischen Seele, ist aber, im Schatten Seton Watsons, vielleicht doch ein ganz klein wenig auf die Entente eingestellt.

Gleichviel, es gibt heute ein Junges Kroatien wie einst ein Junges Deutschland! Tapergreise mögen sich noch in staatsrechtlichen Quengeleien und kroatischen Sonderbrödeleien gefallen, diese ganze stürmende und strebende Jugend aber ist mit jedem Herzschlag südslawisch!

*

Orientalismus: *Šta radiš? Pušim!* Womit beschäftigst du dich? Ich rauche!

*

Der sehr stattliche Wilsonplatz ist von lauter sehr stattlichen Museen und Akademien, Fakultäten und Bibliotheken umrahmt; hier steht auch, seit fünfundzwanzig Jahren, scheint's, das sehr stattliche Theater; innen wie außen machte es der westlichsten Stadt Ehre. Gerade spielt man „*Pljusak*“ von dem heimischen Dichter Petar Petrović; ein Bauernstück, vielleicht nur ein Salonbauernstück. *Pljusak* heißt der Platzregen; der Platzregen hat die Bäuerin Mara für eine Nacht, Schutz suchend, unter das Dach des Bauern Nikola geführt; daraus Verdacht und Verdächtigungen, Eifersucht und Eifersüchteleien, Geraunze und Gemaunze, aber für einen Kuchen von drei Akten reicht das bißchen Teig doch nicht.

Lieber sähe ich meines Freundes Niko Bartulović „*Kuga*“, „Die Pest“ zu Deutsch, ein nicht heiteres Spiel aus den Uebergangswochen des Jahres 1918. In wenigen Tagen geht auch *Dubrovačka Trilogija* Ivo Vojnovićs über die Bretter, in großem Wurf, mit Farbe und Bewegung Ausklang und Nachklang der Aristokratenrepublik Ragusa. Für den kommenden Winter verheißt der Spielplan auch deutsche Stücke in Uebersetzung, darunter Goethes „Faust“, Erster Teil, Wedekinds „Frühlings Erwachen“ und den „Anatol“ Schnitzlers.

*

Pünktlich tutet der freundliche Herr Weiß auf der Hupe seines Autos. Durch Sonnenglast des milden Augustspätnachmittags gleiten wir südwärts über die Save in die ehemaligen

Illyrischen Provinzen Napoleons und steigen in gewellter, fruchtbarer Ebene leicht an. Dr. Rukavina, selbst Abkomme einer Feudalfamilie, erzählt von den verschollenen Reizen des Lebens auf den Schlössern des kroatischen Adels; mit der Agrarreform schlägt ihm jetzt sein 1789.

Wir fegen durch Dörfer mit weißen, reinlichen Behausungen, dazwischen verwahrloste Zigeunerhütten. Einmal nagelt eine Panne den Wagen mitten zwischen Bauernhäusern fest; ein Rudel Weiber umschwätzt und umlacht ihn; eine, barfuß trotz des Sonntags, führt das Gespräch; sie ist, mit blanken weißen Zähnen, die einzig Leidliche und fühlt es. Wo die Männer seien? Im Wirtshaus! Aber bald gehen sie, die Frauen, ins Wirtshaus, und die Männer können zu Haus bleiben. Gesang von weitem; ein Wägelchen mit sehr fröhlichen Bauern rollt auf die Szene; von Lebenslust und jungem Wein sitzt ihnen der Hut schief. Wiedersehensfreude mit einer der Bäuerinnen; Verwandte treffen sich; Umarmungen; „*Ljubo!*“ „Liebe!“ sagt der im Wagen gerührt aus seinen Weinnebeln heraus. Dann ziehen die Pferde an, und auch unser Motor schnurrt wieder.

Ein kleines leuchtendes Städtchen mit Astern und Georginen in den Vorgärten; Jastrebarsko heißt es. Scharf rechts um die Ecke, hallo, jetzt geht es bergauf. Das Land hinter uns sinkt zu Boden, wird breiter und größer. Immer mehr Dörfer, Wälder, Gewässer, und vor uns, mit Rücken, Lehnen und Kuppen, die Bergwand der Plešivica. Truthennen bilden dummdreist Sperrketten vor dem Wagen; du mit dem gezackten Kamm, dich speise ich morgen, gib acht!

Um eine Biegung, ein fremdes Auto, uns entgegenrasend, zehn Meter nah, fünf; der Zusammenprall kommt! Keine Zeit mehr zu einem Stoßgebet! Da Rettung im letzten Augenblick! Aufatmen; um Haaresbreite hätte „es“ uns gespeist!

Ein einziger Weingarten rings; an hunderttausenden von Rebstöcken reift die Ernte des Jahres. Seligkeit des Lebens, Atmens, Schauens. Im Dorfe Plešivica schlürfen wir auf einer Wirtsgartenterrasse hellroten Wein, ergötzen uns an Schinken und Weißbrot und umfassen noch einmal die weite grünundblaue Herrlichkeit.

Nachher in scharfer Kurvenfahrt gen Norden die Höhen abwärts; die Mühelosigkeit des Dahinschießens in nie geschauter Umgebung, die klare Bergluft, der firne Wein und vielleicht auch der Schinken setzen sich in seelische Kräfte um; wir sind beileibe nicht kopfhängerisch! In Samobor schlägt schon die Dunkelheit über Baum und Strauch, Haus und Straße zusammen; in Andeutungen ragen die Burgtrümmer des Städtchens und Kurorts auf. Vielleicht sind hier Heilquellen; ich will es gar nicht wissen. Aber die himmlische Dichterliebe des Illyrers Stanko Vraz, des kühnsten Standartenträgers der Gajschen Bewegung, Ljubica Cantily, jung gestorben, liegt hier begraben. In seinen berühmten „*Djulabija*“ singt und sagt der Poet nur von ihr: Höre, ich bin ohne Dich, ohne Deinen lieben Blick wie ein grauer Falke, dem der rechte Flügel fehlt. Sie freilich heiratete einen reichen Krämer. Gleichwohl und trotz der schattenden Finsternis ginge ich gern zu ihrem Grab, nach leuchtender Fahrt ein wenig in romantische Wehmut zu tauchen.

Aber ein ernst zu nehmendes Stück Kalbfleisch prutzelt schon auf dem Feuer, und eben erscheinen gefüllte Karaffen auf dem Tisch.

*

Regen peitscht das Pflaster, in der *Duga ulica*, in der *Jurjevska ulica*; junge Bäume säumen die Straße; der Atem des nahen freien Feldes streicht hindurch. Hier, hoch in der Oberstadt, liegt Ivan Meštrovićs Villa. Die Freigebigkeit des SHS-Staats hat dem heute Siebenunddreißigjährigen mit einem lebenslänglichen Ehrensold von dreitausend französischen Franken monatlich, bitte, monatlich, irdische Sorgen von den Schultern genommen; früher mußte er sich, Kind blutarmer dalmatinischer Eltern, Hirtenbube, Steinmetzlehrling in Spalato, unbemittelter Kunstakademiker in Wien, redlich durchhungern.

Heute kennt ihn die Welt als größten bildenden Künstler des Südslawentums. Sein gewaltiger Vidovdan-Tempel ist als Ganzes erst im Holzmodell fertig; von seiner gegliederten Wucht zeugen, ausgeführt, die Karyatiden, die Sinnbilder und Sagen gestalten; zum Gedächtnis an den Untergang der serbischen

Freiheit auf dem Felde von Kosovo wird er jetzt wohl auf dem Berge Avala bei Belgrad erstehen. Ja, großer nationaler Prophet, hat Meštrović die manchmal lahrende Seele seines Volkes steil emporgerissen; die Heroika derer, die ihm durch gleiches Blut verbunden sind, hat er in unvergänglichen Stein geschrieben. Und ist ein eher kleiner, zarter Mensch mit sanften Zügen und den Augen eines Einsamen; ein Selbstbildnis in Marmor erinnert an das bekannte Porträt des wehmütig kranken Heine, der die Wange in die Hand stützt.

Tücken des Objekts: das Gas versagt sich, und mit einer Kerze leuchtet der Künstler über einige seiner neueren Werke hin. Seelisches Erleben des ungeheuren Weltbebens wird in ihnen Form: ein Christus am Kreuz, aus Holz gemeißelt, mit mehr als menschlichen Maßen; in seinen gereckten und verkrampften Gliedern ist die unendliche Qual aller leidenden Kreatur er-



Im Garten Gethsemane.
Holzskulptur von Meštrović.

starrt. Auch aus Meštrovićs jüngsten Schöpfungen sonst spricht mit dunklem Ernst die Bibel: Gethsemane, Grablegung, Vertreibung der Schieber aus dem Tempel, alles aus Holzflächen herausgestaltet. Mögen Zettelmenschen von Frühgotik, von Mystik, von der zweiten Periode eines Schaffenden reden, eine Kunst voller Erschütterungen offenbart sich hier.

Nach dem Abschied tanzt der Regen noch immer auf den Kieseln des Vorgartens. Mein Revanchehütchen, in Straßburg erstanden, teures, letztes Erbstück aus der elsäß-lothringischen Konkursmasse, gleitet unter den Gummimantel; vor den Aufhängehaken des *Narodno Kasino* aber höhnt aus seinem Innern in Goldbuchstaben *Paris, Place de l'Opéra*; in der Dunkelheit habe ich fehlgegriffen und den Hut des Meisters, sorgfältig unter dem Ueberzieher geborgen, durch ganz Agram spazieren geführt.

*

Der Schnellzug Agram-Belgrad schiebt sich durch die Nacht; der Wagen dunkelt ohne Beleuchtung; der Schein mitgebrachter Kerze wirft groteske Schatten. Der Beg und sein ruhrkranker Bruder, ein älterer kurzhalsiger Herr mit gutgepudelter Gattin und dem sichtlichen Verlangen, erlösend loszuschimpfen, ein jüngerer, stiller mit feingeschnittenem Mund unter weichem Schnurrbart und mit Augen, wenn man so will, voller Ergebung in ein Schicksal. Und das Schicksal steht schon vor der Tür! Seinen Fahrtausweis reicht ihm der Schaffner verächtlich zurück; hier ist Südbahn, einundzwanzig Dinar nachzahlen! Die ergebungsvollen Augen irren fragend umher; Dolmetscher finden sich; der zu leicht befundene Zettel wandert von Hand zu Hand; er bescheinigt dem russischen Leutnant Soundso freie Fahrt auf der Staatsbahn nach Neusatz; Stempel: Ortskommandantur Agram. Aus dürftiger Briefftasche lösen sich zerknitterte Scheine; die Augen werden noch ergebungsvoller; unter slawischen Brüdern ein Fremdling, nicht verstanden, gar angefahren und um einundzwanzig Dinar erleichtert von slawischen Brüdern — wie Gott will!

Dann sinken die Lider hüben wie drüben. Schwarzes Nichts draußen, flackernder Kerzenschimmer drinnen; Gestampf der Räder und Wedekind-Stimmung:

Sobald das Licht heruntergebrannt,
Kommen die Wanzen wieder.

Ach! sie kommen auch so wieder. Ich kratze mich, du kratzst dich, er kratzt sich, wir kratzen uns, und der kurzhalsige Herr hat die ersehnte Gelegenheit, erlösend loszuschimpfen. Danach die große Wurschtigkeit!

In Morgenfrühe und Sonnenhelle ist die Welt mit rosa-seidnen Bändern und Schleifchen lieblich geschmückt. Syrmien's Ebene; Maisfelder, Hammelherden, ein Grautier bei jeder wie bei uns der Schäferhund; sumpfiges Gelände mit Weidenbüschen; in südlicher Ferne bläulich verschleiert die Berge der *Bosna ponosna*, des stolzen Bosniens. In Indjija kauft alles, erleichtert ob des nahen Endes der Fahrt, Trauben und verzehrt sie, am Zuge entlang schlendernd. Aus seinem Salonwagen winkt der Banus von Kroatien, der alte knorrige Dr. Luginja, einen Gruß. Sandor Gjalski drückt mir freundschaftlich die Hand, der „kroatische Turgenjew“; in seinen vielen Erzählungen lebt mit Duft und Farbe die Geschichte seines Volkes in den letzten Menschenaltern; als Abgeordneter fährt er zur Parlamentstagung, sähe gern eine deutsche Ausgabe seiner Werke.

Dann in scheitelrechter Sonne leuchtend die Kirchen und Häuser von Belgrad!

*

Zum dutzendsten Male geschaut, wahr't Belgrad stets seine alten Reize: Beograd, die „weiße Stadt“, im Sonnenglanz wiederstrahlend, stolz auf dem Bergsattel reitend, im Winkel zweier großer Ströme. Der Kalimegdan mit Promenadenwegen und weitem Ausblick über Wasser und Land; das geschäftige Saveufer mit Holzstapeln, Büffelkarren und Dampfern; die öde, verlassene, halb zerschossene Donauvorstadt und ja! schließlich auch die *Mihailova ulica* mit Geschäftsläden und dem abendlichen Korso — die Stadt hat ein Gesicht.

Von ihrem Mittelpunkt steigt man bergab, donauwärts; durch schmale Straßen mit abenteuerlichem Pflaster: Hinab und hinauf und Ruck und paß auf!, und man hat die „*Tri Sešira*“ erreicht, die behaglichste Schenke der Balkanhalbinsel, „Drei Hüte“ genannt; ich weiß nicht, warum. Ihr Gärtchen mißt wenige Geviertmeter; der gegorene Saft der syrmischen und banater Trauben aber stammt ohne Umwege vom Faß.

Auf gut Glück bist du neben einen Minister a. D. zu sitzen gekommen; noch immer ist der Graukopf von seinen Münchner Studentenjahren entzückt. Zur Rechten hast du einen berühmten Schauspieler; er berichtet von einer Bauchfelloperation; sein

Erstes beim Erwachen aus der Narkose war der Ruf nach einem Pilsner. Der Prior eines syrmischen Klosters nickt kennerisch zu der Erzählung. Am Nebentisch Fetzträger, mohammedanische Abgeordnete aus Bosnien; dem Gerechten verheißt das islamische Paradies Wein, gemischt mit Wasser aus der Kampherquelle; schön und gut; sie jedenfalls halten sich an den Wein der „Drei Hüte“. Ab und zu erscheint ein Teller mit dampfenden *Čevapčići* und ein Tellerchen mit Zwiebelstückchen; zufrieden schmaust man die Röllchen kleingehackten Fleisches, auf Holzkohlen geröstet. Der gute Mond schaut allem zu, neben einer Fabrikese vorlugend; ein Minaret wäre hier passender.

Bei herbstlicher Abendkühle nistet man sich in einem der kleinen, ganz einfachen Zimmer ein. Taletovs katonisch harte Stimme erhebt sittliche Forderungen; eben kommt sein Roman „*Novi Ljudi*“, „Neue Menschen“, heraus, eine Peitsche, mit der er seine Zeitgenossen züchtigt. Oder aus einem halben Dutzend Kehlen steigt der Cantus:

*O sladko doba mladosti,
ta gde si meni sada?
Ti s' nigda nećeš vratiti,
od bola tuga jada.*

Und der Kehrreim: *O jerum, jerum, jerum, o quae mutatio rerum* — o alte Burschenherrlichkeit! auf Serbisch, durch Alt-Heidelberg volkstümlich geworden, von jedem serbischen Besucher deutscher Hochschulen im Herzen bewahrt. Und eine fröhliche Agramer Nacht wird lebendig; man stand um eines Tisches Rund, trug umgestülpte Gläser auf dem Kopf und sang sehr feierlich.

Denn, aufgemerkt, a. B., i. a. B. und a. H. aller schlagenden und saufenden Verbindungen Deutschlands, die Kroaten zechen nach altehrwürdigem Komment, den *Križevački Statuti*; sie heißen nach der Stadt Križevci, etliche Meilen nordöstlich von Agram. Da hat es einen Präsiden oder *Stoloravnatel*; der leitet das ganze; einen „*Oberfiškus*“; der wacht über die Erfüllung des Komments und läßt alle spinnen; einen Rausschmeißer oder *Vunbacitel*; der bringt Störenfriede und „Weinleichen“ mit der frischen Luft in Berührung. Auch gibt es *Stari pajdaši* oder



Belgrad von der Save.

Burschen, *Mladi pajdaši* oder Fuchse, die Strafe des Löffelns, den B. V., das *peto tempus*, die Wortmeldung; nur schwimmt alles in Wein statt in Bier, und der Komment herrscht auch außerhalb der akademischen Jugend.

Ehedem, als auf den Landsitzen des kroatischen Adels jeder junge Morgen in dem Zeichen stand: Gestern wieder voll gewestl, wurden diese Trinkbräuche von Deutschland eingeführt; der Saufrkomment war einer unserer ersten Exportartikel nach Südosteuropa, und heute ist es auch eine Brücke: Deutsche und Südslawen die beiden einzigen Völker Europas, ja! der Welt, die den Becherlupf in System und Paragraphen gebracht haben.



Im vergangenen Jahr war die Belgrader Straße mit dem Himmelblau, Hellbraun und Lehmgelb französischer, englischer und amerikanischer Uniformen gesprenkelt. Heute sind sie alle wie mit einem Schwamm weggewischt; um den Abzug namentlich der Franzosen floß keine Zähre. Jetzt wimmelt es von allen Mützen und Waffenröcken der weiland zarischen Armee. Das bummelt durch die Straßen, dehnt sich in den Kaffees, spreizt sich unter Tscherkessenmützen, klimpert mit Georgskreuzen und lebt noch in der Zeit, da das kaiserliche Petersburg Serbien so ansah wie die britische Krone einen ihrer indischen Vasallenstaaten. Auch bürgerliche Flüchtlinge vor den Bolschewisten aus Südrußland haben das Land zu Zehntausenden überschwemmt; sie treten anmaßlich auf, treiben die Preise hoch und steigern die Wohnungsnot; sie säen nicht, sie ernten nicht, und die Belgrader Regierung oder eine gerissene Schiebung ernährt sie doch; besonderes Wohlgefallen haben die Serben an diesen ihren „slawischen Brüdern“ nicht. Auch der russische Geschäftsträger von 1914, Herr Strandtmann, übt immer noch seine Würde aus, erscheint bei diplomatischen Empfängen und pfuscht in die hohe Politik. Es ist offenes Geheimnis; gerade in diesen Tagen hat er, im Bunde mit dem Franzosen, gewühlt und gebohrt, um für die Polen zu höherer Ehre der russischen Gegenrevolution südslawische Bataillone gegen den Bolschewismus marschieren zu lassen.

Namentlich seit 1903 stand Serbien in Rußlands Schatten; rein politische Anlehnung eines Schwachen an einen Starken war es; das gemeinsame Glaubensbekenntnis schlägt nicht allzuviel, und auch sonst bindet innerlich Serben und Russen kaum etwas. Auf einem Schlendergang durch die *Mihailova ulica* hin und her unterstreicht es Professor Slobodan Jovanović, Staatsrechtler, Geschichtsschreiber und Literaturhistoriker von Ruf, ein pariserischer Spitzbart, mit lebhaften Geberden. Die Sprachen sind sehr verschieden; tagtäglich müssen russische Flüchtlinge



Belgrad. Schenke.

zur Verständigung mit Serben bei Deutsch ihre Zuflucht suchen; vielen Südslawen erschließen sich Dostojewski, Gogol, Tolstoi aus der deutschen Uebersetzung.

Russische Bücher waren und sind denn in den großen Belgrader Buchhandlungen kaum zu haben, dagegen sehr viel englische und französische und in Fülle deutsche Werke. Geh zu Geca Kohn oder in den „*Napredak*“ bouquinieren, du stößt auf das gestern Erschienene aus Berlin, aus Leipzig, aus München; Unterhaltungsschmöker, politische Kampfschriften, wissenschaftliche Wälzer, expressionistische Gedichtsammlungen. Nur kostet, obwohl für Südslawien Auslandszuschläge nicht in

Betracht kommen, das deutsche Buch in Dinar allermindestens so viel wie bei uns in Mark, und ein Dinar gilt zwei Mark! In den Gebieten der Kronenwährung Kroatien und Slowenien prallt man noch erschreckter zurück; dort ist ein halbwegs besseres deutsches Buch nicht unter hundert Kronen zu haben. England und mehr noch Frankreich wirft seine Bücher so billig wie möglich nach Südslawien, Hachette hat in Belgrad einen großen Laden aufgetan. Trotz des Valutaunterschiedes stellt sich ein deutsches Buch doppelt so teuer wie eines über den gleichen Gegenstand aus Pariser Verlagen. Bald werden die nach dem europäischen Südosten bestimmten Bücherpakete in Leipzig liegen bleiben, weil kein Mensch mehr die Wahnsinnspreise zahlen kann und will.

Deutscher Buchhandel, rühr' Dich!

*

Bedächtig schreitet man die Treppe im Ministerium des Aeußern hinab; nach einem Höflichkeitsbesuch bei dem Ministerpräsidenten Vesnić und dem Vertreter des abwesenden Außenministers Tihomir Popović. Kein Hin- und Herrollen politischer Fragen gab es; Vesnićs Studienzeit in Deutschland und seine Lebensbeschreibung des merkwürdigen Kroaten Tkalac boten Unterhaltungsstoff.

Vor acht Jahren, an einem Oktobertag, stiegen wir dieselben Stufen hinan; selbstweit; der andere, ein russischer Journalist, von Leipzig her bekannt, war Kriegsberichterstatte für ein neugegründetes Blatt in Kiew; krauser Spitzbart, energisch vorspringende Nase, kluge Augen hinter Zwickergläsern. Wir warteten in dem gleichen vergoldeten und samtenen Vorzimmer, auf den kleinen Tischchen lagen dieselben Albums mit Ansichten des Landes, sahen dann Pašićs grauen Patriarchenbart vor uns. Damals, fünf Minuten vor dem ersten Balkankrieg, gab es ein Hin- und Herrollen politischer Fragen; Vertreibung der Türken aus Europa vor der Tür; Haltung der Mächte dazu, Rußland, Frankreich, Deutschland. Und Oesterreich?

„Lassen Sie mich nicht von Oesterreich reden!“ wehrte der alte Mann ab; der Ton der Stimme klingt noch in den Ohren nach.

Draußen in der frischen Luft forderte mein Blick den Russen zur Äußerung auf. „Ein gescheiter Kopf“, meinte er, „und weiß, was er will.“

Heute ist Pašić, auch ohne Ministerposten, an Macht und Ruhm weit reicher als damals; der „südslawische Cavour“; Einiger des einheitlichen Volks vom Triglav bis an den Ochrid-



Belgrad. Festungstor 1912.

see. Aber der kleine russische Zeitungsschreiber hat es gleichfalls zu etwas gebracht in der Welt; er schreibt noch immer Kriegsberichte, nur setzt jeder Hunderttausende von Bajonetten in Bewegung.

Und sind unterzeichnet: Trotzki.

*

1912 hatte der Sturmwind kommender Ereignisse viele Kriegsberichterstatter in Belgrad zusammengeweht; aus Wien und Budapest, Russen, Franzosen, Italiener; sie gaben wilde Gerüchte weiter, probten und kauften zahme Rösser und rannten dem Chef des Preßbüros die Türen ein; für kurze Tage leuchtete sogar Roda Rodas rote Weste unter uns. Von allen der beweglichste war Paul Keri, Vertreter des „*Az Est*“ in Budapest, geistig und leiblich federnd wie eine Spirale von dünnem Stahl. Von den Promenadenbänken des Kalimegdan schauten wir hinüber nach dem Land jenseits der Save, des Name war Problem; abends kosteten wir im Kaffee Moskva die Philosophie des *Šlivovica* aus; er hatte die Farbe reifer Aehren und duftete wie ein Zwetschgenwald.

Jetzt trägt Keri gestreifte Sträflingskleider und Ketten an den Handgelenken; zehn Jahre Kerker für seine Rolle in der magyarischen Räteherrschaft sind sein Los: vielleicht harrt noch der Galgen, denn er wird der Führung bei der Entledigung Tiszas bezichtigt.

Mein guter Gruß fliegt zu ihm über Zuchthausmauern.

*

Topčider, Sonntagsnachmittagsspaziergangsziel der Belgrader, liegt hinter uns; das Auto muß hier warten; ein Fahrweg führt nicht hinauf. Zu Fuß geht es den Banovo Brdo hinan, an hohen Maisstauden vorbei, durch üppige Distelfelder; unten flacht die Ebene mit dem blanken Spiegel der Save. Einsamkeit und Stille; unhörbar, mit samtenem Schwingenschlag flattern selbst die Vögel, von unserm Schritt aufgescheucht, aus den Gebüsch hoch.

In den ersten Oktobertagen 1915 setzten sich deutsche Truppen dort unten auf der Zigeunerinsel fest und nahmen stürmend diesen Berg. Viele stürzten und standen nicht mehr auf; sie liegen hier in Reih und Glied, die Offiziere, wie einst beim Abmarsch auf dem Kasernenhof, an den Flügeln. In früheren Kriegsläufen beschoß rohes Landsknechtswolk Belgrad aus Kartaunen; Prinz Eugen der edle Ritter; Töten und Getötetwerden war Söldners Handwerk. Aber die hier waren im Durchschnitt gute Bürger, mit der Bestimmung, ihr Leben lang zu werkeln, sich zu vermehren und als Großväter im Bett zu

sterben. Ein Wahn warf sie hierher und legte sie drei Fuß unter fremde Erde; was nützen ihnen die Denkmale, der Steinwürfel des Infanterie-Regiments 208 und die vierflächige Pyramide des 22. Reservekorps!

Gestrüpp und Disteln umwuchern die Gräber; Wind streicht über sie; tiefstes Schweigen bettet die Toten in seinen Schoß.

*



Belgrad. Deutsches Kriegerdenkmal.

Begleiter auf weiterer Fahrt ist Milan Konstantinović, junger Beamter im Ministerium des Auswärtigen, im Kriege Leutnant bei der Reiterei, einer französischen Division als Verbindungs-offizier zugeteilt, deshalb stark in der Sprache Vol-taires. Zwischen 1914 und 1918 ist ihm manche Zugluft um die Nase gepfiffen; wie den meisten Serben.

Unter dreien haben immer zwei im Spätherbst 1915 Albanien mitgemacht; den schauerlichen Rückzug eines Heeres, eines ganzen Volkes zur Adria; mit Greisen, mit Frauen, mit Kindern; den Todesweg durch die pfadlosen und schluchtenreichen, vereisten, verschneiten und verregneten Hochgebirge. Jahreszeit der kurzen Tage und langen Nächte; Ermattung, Mangel, Kälte und Krankheiten; immer wieder Lücken in dem

endlosen Zug schweigend dahinwandernder, im Novembernebel sich verlierender Menschen; die Schwachen fielen, blieben liegen, erstarrten, verhungerten oder wurden von raubgierigen Arnauten abgeschlachtet; niemand vermochte ihnen zu helfen. Endlich erreichten die gelichteten Haufen das ersehnte Skutari. Hier spielte Dunkles hinter den Kulissen; es heißt, die italienische Regierung verlangte, Tausch um Tausch, für ihre Hilfe Serbiens Zustimmung zum Londoner Vertrag. Abermals Aufbruch der Trümmer; ein Gespenstermarsch die Küste entlang bis Durazzo und Valona; hier endlich lagen Ententeschiffe unter Dampf und brachten elende, abgezehrte, zerlumpfte Reste nach Korfu. Unter den Nachwirkungen des Furchtbaren starben neue Tausende; Korfu wandelte sich zum Riesenfriedhof; jeder serbische Bauer kennt die „Insel des Todes“. In diesen Wochen war dem Volk das fröhliche Herz erfroren; in Albanien hatte der Serbe verlernt, zu singen. Erst nach langer Rast und Pflege taute es in seiner Brust; eines Tages klang um die Lagerfeuer ein kunstloses Lied, aus dem Innern des einfachen Mannes auf die Lippen gestiegen:

*Tamo daleko,
Daleko kraj Morava,
Tamo je selo moje,
Tamo je ljubav moja.*

Dort in der Ferne, fern längs der Morava, dort ist mein Dorf, dort ist meine Liebe. Die Führer atmeten erleichtert; das serbische Volk hatte seine Seele wieder gefunden; es sang.

*

Ja, trotz aller erduldeten Leiden singt diesem Volk eingeborene Heiterkeit im Blut. Aus meinem Fenster faßt der Blick links nach der Save, der Eisenbahnbrücke, der Zigeunerinsel und der syrmischen Ebene, rechts tastet er an der zerschossenen Festung mit dem Turm *Neboj*, Fürchtetichnicht, vorbei über die Donau bis zu den Dächern von Semlin; manchmal haftet er beschaulich auf dem Hang unmittelbar vor dem Hotel Moskva und den ebenerdigen Häuschen mit Galerien, sicher schon in den Tagen von Miloš erbaut. Sonntagmorgen

um acht scheint vor einem der rührend bescheidenen Häuschen eine Hochzeit im Gange. Auf einer Bank verüben ein Brummbaß und eine Geige Gestreich und Gefiedel, und Bräutigam und Braut, Brautführer und Brautjungfern haben sich zur Kette die Hand gereicht und bewegen sich in dem einfach tupfenden Rhythmus des Kolo hin und her.

Mittags erklimme ich wieder mein Zimmer; hundertdreißig Stufen liegt es hoch wie das Türmergelaß einer Kathedrale, und der Fahrstuhl streikt. Auf dem Rasenplatz hinter dem Häuschen wiegt sich ein Kolo hin und her.

Bei der Heimkehr hat eine Regennacht einen schwarzen Sack über Belgrad gezogen. Aber am frühen Morgen des anderen Tages klingen Geige und Brummbaß auf dem Hang, und in beherrschter Haltung erfreuen sich die Gäste am Reigentanz.

*

Donauüberwärts liegt Semlin, Zemun, Zimony; manchesmal in früheren Jahren kam man zu Schiff hierher und manchesmal mit der Bahn. Vorposten des Habsburgerreiches gegen Serbien mit Zolldurchsicht und Paßprüfung lebte es durch die bunten Röcke der k. und k. Zöllner, Grenzer, Gendarmen und Offiziere ein gesteigertes Leben. Heute ist Semlin, tot und verödet, eine Vorstadt Belgrads; viele Beamte aus den Ministerien, verzweifelt, drüben eine Unterkunft zu finden, hausen schon hier; die Eingemeindung wird erörtert.

Franzenstal verhält sich zu Semlin wie Semlin zu Belgrad; ehemals ein selbständiges Dorf, ist es heute die deutsche Vorstadt von Zemun. Wir sind keine Kavaliere; wir verzichten auf den fast unvermeidlichen Fiaker; auf dem Weg durch die Franzenstaler Hauptstraße, die *Sremska ulica*, mit asphaltierten Bürgersteigen, elektrischen Bogenlampen, Baumreihen vor koketten, villenartigen Häusern nehmen wir den zudringlich dicken Staub und die pralle Sonne mit in Kauf. Dafür letzt die Kühle unter schattigen Nußbäumen eines deutschen Wirtsgartens und der liebe Wein des Landes.

Sonntag nachmittag ist; Bauern spielen hemdärmelig Kegel; schwäbische Laute, kantige Schädel, helle Blicke — aber ein

gefühlvolles Lied von deutscher Treuherzigkeit soll hier keineswegs gesungen werden. Sie sind keine reinen Toren, die Abkömmlinge deutscher Einwanderer aus dem vorvorigen Jahrhundert; sie haben ihr Schäfchen im Trockenen; von hundert, zweihundert, auch dreihundert Hektar wird nicht groß Wesens gemacht; viele sind einige Hunderttausend Kronen schwer; Millionenbauern kommen vor.



**Serbische Bäuerin
aus der Belgrader Gegend.**

Mein Revanchehütchen weckt Vertrauen und wirbt Freunde; ähnliche Kopfbedeckung tragen die Schwaben. Schon wird an unserm Tisch mit vollen Gläsern angestoßen.

„Na, wann geht's wieder los?“ fragt einer. „Was los?“ „Na, gegen die Franzosen!“ Das ist eine vorgezeigte Legitimation; von seinen Aeußerungen muß abgestrichen werden.

Ungescheut kramt er aus. Früher vertrug man sich leidlich, ja, gut mit den Serben; heute sind sie die Herren. Miß-

helligkeiten gibt es genug — über den Tisch gebeugt, flüstert er erregt von serbischen Schandtaten; freilich kennt er sie nur vom Hörensagen, aus aufgefangenen Gerüchten; etwas vom Mißtrauen des wurzelfesten Katholiken gegen Andersgläubige klingt durch. Aber es wühlt in seinem Hirn nach den tieferen Gründen für das gespannte Verhältnis. Ja, der und jener Serbe erinnert sich: dies Stück Ackerland, jetzt Eigentum deutscher Großbauern, hat ehemals seinem Vater, seinem Großvater gehört; der Deutsche hat ihn ausgekauft; sozialer Gegensatz zwischen der Besitzerschicht deutschen Bluts und dem landhungrigen serbischen Gauch wird durchsichtig.

Wir fragen nach dem Kulturbund. Unser schwäbischer Freund nickt; er weiß Bescheid; das „Deutsche Volksblatt“ wird in Franzenstal gelesen; überhaupt ist der syrmische Deutsche national aufgeweckter als sein Landsmann in der Vojvodina.

*

Die strahlend blaue Glocke eines hellen Septemberhimmels ist über die morgendliche Welt gestülpt. In ihrem Mittelpunkt schnaubt unser kleines, flinkes Auto, zum Warten gezwungen; erst muß von der Pontonbrücke über die Save das Mittelstück durch Pioniere herangerudert und -gezogen werden.

Dampfer lassen stolz die blaurotweiße Flagge wehen und heißen *Princesa Jelena* oder *Kosovo*; am Quai werden Schiffe beladen und entladen, von dreiviertel nackten Arbeitern, zweifellos kommunistischen Wählern wie die meisten Proletarier Belgrads; langgehornte Büffel ziehen Holzstämme hinter sich her; ein Füllen wälzt sich wollüstig wie ein Schwein im Schlamm.

Mit der Zeit schwimmt der Wagen doch auf dem Strom; einen Gruß der Silhouette der Stadt mit Mitropolitankirche, Hotel Moskva und Konak!

Semliner Seite; jetzt, Božidar, tue dein Bestes, als wackerer Serbenheld! Božidar grinst unter seiner Militärkappe und greift fester ins Steuer.

Franzenstal, freies Feld, die Siedlung Batajnica; eine Fahrstraße, vom Regen durchweicht, Nova Pasova, gen Nordwesten jetzt; Schmutzwellen spritzen unter den Rädern auf, Stara Pasova, verdrossene Köter jaulen neben dem Wagen her, Indjija — alles die gleichen Dörfer, langgestreckt wie ein Sonntagnachmittag, sehr geräumige Straßen mit Baumreihen, von Armeekorps fatter Gänse überzeugend belebt, Blumen- und Gemüsegärten vor den ebenerdigen, doch ansehnlichen, sauberen Häusern mit Holzgalerien oder Steinarkaden und leider oft auch mit Stuckverzierungen. Hinter diesen großen blanken Fenstern mit Nelkenstöcken und weißen Vorhängen rührt eine resche Schwabenfrau in den Kochtöpfen; ein Schwabenmädel träumt beim Drehen der Spindel von der Zahl ihrer Röcke zum nächsten Kirchweihfest; je mehr übereinander, desto schöner;

rundeste Hüften stechen alles aus. Männer und Söhne schälen draußen auf dem Feld die Blätter von den Maiskolben; so reifen sie gründlicher und goldgelber.

Knirpse trollen sich von der Schule heim, blondköpfig und blauäugig; es wimmelt und zwitschert und plappert wie auf einer Dorfstraße an Main und Neckar. Aber ein großer Quirl hat im Syrmischen die Nationalitäten durcheinandergerührt; auch Slowaken siedeln in der Gegend, und der brave Schankwirt hier ist ein Magyar.



Syrmien.

Saurer Paprika wird bestellt, mutig ein Bissen zwischen die Zähne geschoben. Aber Aetzkalk ist das ja, verbrennt den Gaumen, schnürt den Schlund, würgt und erstickt; die Augen quellen heraus; nieder mit dem Hund von Schankwirt! Dabei schmausen der Beg und Milan mit Behagen dieselbe giftgrüne Schote, in den gleichen Essig eingelegt; Scham über Schwachheit sengt schier mehr als der Paprika. Aber ein Endchen von meinem Teller, freundlich den beiden aufgenötigt, zaubert auch ihnen Angstschweiß auf die Stirn und Tränen in den Blick; nach diesem Vorgeschmack des höllischen Feuers schmeichelt der scharfe *Šlivovica* der Kehle wie milde Mandelmilch.

Innerlich bereichert, rollen wir weiter, steigen die grünen Hänge der Fruška Gora hinan, sehen das geschlungene, blitzend breite Band der Donau vor uns. Karlovci oder Karlowitz rutscht mit niedlichen, gewaschenen Häusern zur Rechten und Linken vorbei; noch eine Spule Landstraße; wieder Häuserreihen und Pflastersteine; dann das romantischste Stück Militarismus: die Wälle, Tore und Bastionen von Peterwardein; und auf langer Holzbrücke gleiten wir über den mächtigen, rauschenden Strom durch Anlagen in die etwas langweiligen Straßen von Neusatz.

*

Der Zauberteppich des Märchens entführt Professor Stanoje Stanojević, den bedeutendsten Historiker des Serbentums, den geeignetsten Begleiter durch diese Stadt, bei unserem Nahen durch die Lüfte; wir waren in Belgrad und er in Neusatz, jetzt sind wir in Neusatz und er in Belgrad, immer mit ein paar Stunden Vorsprung.

So steht man allein im Sitzungssaal der *Matica Srpska*. Von den Wänden schauen aus Goldrahmen die Stifter und Gönner der Gesellschaft; alle äußerst würdevoll, viele mit Kreuzen auf der Brust und roten Schärpen; Sava Tekelija im blauen verschnürten Dolman des ungarischen Standesherrn, Jovan Hadžić, umdüstert vom Haß gegen den Sprachreformer Vuk Stefanović Karadžić, Jovan Subotić, patriotische Verse auf den Lippen und politische Entwürfe auf der Stirn; auch Nichts-sagendere. Nach Neusatz siedelte die *Matica* 1864 über, hier ihren Satzungen getreu „serbische Literatur und Kunst zu entwickeln und verbreiten und so die Aufklärung des serbischen Volks zu erreichen“. Damals war das „serbische Athen“ geistiger Mittelpunkt nicht nur für die Serben der habsburgischen Erblande. Hier sprang 1866 unter zügelloser Begeisterung der Jugendbund der Omladina ins Leben, rasch gemeuchelt von schnöden Büttelfäusten; hier wehte die Fahne des nationalen Gedankens in den Händen Svetozar Miletićs; heute noch preist das Volkslied: Svetozar, Serbensohn!; hier auch sprach zum ersten Mal von einer Nationalbühne die serbische Dichtung zum serbischen Herzen.

Seit jenen Jubeltagen ist der magyarische Pinsel rücksichtslos über die Stadt hingefahren; aus Novi Sad wurde Ujvidek; auf Schritt und Tritt riecht man die Budapester Tünche noch heute.

*

In derselben Verkehrsader wie die *Matica Srpska*, wie überall die Hauptstraße nach König Peter genannt, hängt das Schild des „Deutschen Volksblatt“; die Stiegen hinauf; „Sekretariat des Schwäbisch-Deutschen Kulturbundes“ steht an einer Tür. Drinnen erhebt sich ein straffer Herr mit grauem Spitzbart und tatkräftigem Wesen, Dr. Georg Graßl, bis zum Umsturz Sektionschef in der bosnischen Landesregierung, jetzt Seele des Volksblatts wie des Kulturbunds.

Schwere Aufgabe liegt auf seinen und seiner Helfer Schultern; die deutschen Bauern in der Bačka, der Baranja, im Banat und in Syrmien, bald in geschlossenen Gebieten, bald in vereinzelter Siedlungen zu vielen Zehntausenden, zu Hunderttausenden sitzend, im ganzen weit über eine halbe Million, sollen im Zeichen des Deutschtums gesammelt werden. Meist unter Maria Theresia und Joseph II. kamen ihre Vorfahren hierher; mit Sack und Pack, mit Kind und Kegel; aus Württemberg, Baden, Schwaben, Nassau, Hessen, der Pfalz, dem Elsaß und den Rheinlanden. Deutschen Fleiß brachten sie mit und erwarben sich, rodend und säend unter minder entwickelten Slawen, Reichtum und Ansehen. Nur deutsches Nationalgefühl konnten sie aus der Heimat nicht mitbringen; das war auch zwischen Rhein und Elbe im achtzehnten Jahrhundert ein seltenes Gewächs. Den langwierigen historischen Prozeß aber, den Entstehungsgang unseres heutigen Nationalgefühls, haben ihre Enkel nur als Zuschauer von der Galerie erlebt; 1813, 1848 und 1870 wurden ihnen keine unmittelbaren Gefühlswerte.

Den Schwaben hier unten sitzt denn das Deutschtum nur als auswechselbares Hemd, nicht als angewachsene Haut auf dem Leibe, und List, Eifer und Gewalt der Magyaren haben so manchem das Hemd ausgezogen. Nachkommen jener Einwanderer schämen sich ihrer deutschen Abkunft; ihre Kinder schwatzen nur mehr magyarisch; da heißt ein Buchwald

mit Rufnamen *Andor*, ein Grimm *Gyözö*, ein Lampel *Pal*, ein Weitzenhoffer *Geza*, ein Weltmann *Sandor*! Die Magyaren duldeten auch nur magyarische höhere Lehranstalten, und die färbten alles nach Strich und Faden magyarisch. Eine deutsche Bildungsschicht gab es darum nicht; der Vater ein schwäbischer Bauer, der studierte Sohn ein Ueberläufer, der Enkel ein waschechter Magyar — so ging es zu; gerade die Erzieher des Volks, Lehrer und Geistliche, spreizten sich am meisten mit den angesteckten magyarischen Pfauenfedern.

Hier will der „Schwäbisch-Deutsche Kulturbund“ Wandlung schaffen; sein Ziel ist nach den Satzungen „Hebung und Befruchtung der materiellen, geistigen, ästhetischen und sittlichen Kultur der im Staatsgebiet wohnhaften und daselbst heimatberechtigten Bevölkerung deutscher Nationalität“, abseits jeder politischen Betätigung, durchaus auf dem Boden des Südslawenstaates, ohne Anflug von Irredentagelüsten; sonst fallen „alle, nach Zeit und Ort vielfach wechselnden Maßnahmen, welche den Sinn für nationale Kultur zu wecken und zu beleben geeignet sind“, in seinen Wirkungskreis. Die südslawischen Behörden haben vorderhand freundliche Blicke und Worte für die Deutschen; deutsche Parallelklassen in höheren Schulen sind gestattet; nur manche Panduren haben das Prügeln aus der magyarischen Zeit noch nicht verlernt. Doch Lauheit, Schwerfälligkeit, Engherzigkeit und Magyarenanbetung der eignen Stammesgenossen sind Steine auf dem Wege des Kulturbundes.

Aber es geht vorwärts.

✱

Eine Panne kommt zur guten Stunde; an diesem Fleck, mitten in dem großen deutschen Dorf, müssen wir ohnehin heraus. Ein Hemdärmeliger naht mit Gruß und fragendem Blick, stellt sich als Kleinrichter vor. Ich zolle der juristischen Würde Achtung, aber er lehnt bescheiden ab; er schellt nur die Bekanntmachungen der Ortsbehörde aus, Kleinrichter heißt der Gemeindediener.

Das Pfarrhaus ist in der Nähe. Bienenstöcke birgt der Garten; der Kleinrichter grüßt eine blaue Schürze: „Guten Tag,

geistliche Frau!" In der guten Stube des geistlichen Herrn heimeln Mahagonimöbel, Lutherbilder, Albums mit dickem Goldschnitt und gehäkelte Deckchen auf dem Tisch an; man sieht sich nach einem Kanarienhahn um, denn der gehört hierher. So schaut es wohl auch bei den Amtsbrüdern in Pommern aus; er hat übrigens in Rostock studiert und sich seine erste Frau dort geholt.

Als Lutheraner Dickschädel erweist er sich, im Guten und im minder Guten; jeder seiner Sätze klappt wie ein Schlag auf die Bibel. In getragenen Schreibstil kehrt er sich gegen die Serben; sie wollen die Schulen der deutschen Kirchengemeinden dem Staat unterstellen und so slawisch machen, behauptet er; nach einem Gerücht soll binnen drei Jahren die deutsche Unterrichtssprache verschwinden. Auf die Magyaren läßt er nichts kommen; von ihrer Sucht, andere Völker zu entnationalisieren, weiß er nichts; befremdet sieht er mich an.

In einem der stattlichen Bauernhäuser wird man nachher von Stube zu Stube geleitet; alles ist geleckert sauber innen wie außen, der Fußboden reinlicher als anderwärts der Tisch. Ein breiter Flur, torbogenähnlich, mit reichen Gipsverzierungen, trennt die Wohnung von dem Altenteil der Eltern. Dieselbe Peinlichkeit und Reinlichkeit; aufgeschichtete geblümete Betten; zugebundene Töpfe mit Eingemachtem auf den massigen Schränken; blütenweiße Vorhänge.

Auf die Frage nach deutschen Büchern zögert ein: O ja, o ja! Später muß die Frage wiederholt werden; schließlich wird ein Buch gebracht, das einzige: die Bibel. Der Hausherr ist einer der wohlhabendsten Besitzer des Dorfes, auch Vorstand der Kirchengemeinde. Und ebensowenig wie im Pfarrhaus reicht man an diesem heißen, wolkenlosen Mittag dem Gast, dem Landsmann auch nur eine Schale saurer Milch oder bloß einen Trunk frischen Wassers, etwas ganz Unausdenkbares unter dem ärmsten slawischen Dach.

In der Dorfschenke trifft man abermals den Kleinrichter; er ist inzwischen in die Jacke geschlüpft; Einladung zu einem Gläschen ehrt ihn. Tüchtig hat's ihn in der Welt umgetrieben; zweimal *United States*; durch tolle Berufe geschlittert; Gering-schätzung hat er mitgebracht für die bodensässigen Pfahlbürger

daheim. Sie sind ihm allzu friedlich. „Die Magyaren sind, wenn sie getrunken haben, heroischer“.

Die Wirtin, nach der Heimat ihrer Vorfahren befragt, nickt: „Elsaß-Lothringen“. „Wo denn?“ „In der Pfalz, im Kreis Oppenheim bei Mainz!“

*

Jeder Neusatzer nennt als das sauberste, das reinlichste, das wohnlichste Einkehrhaus in Novi Sad die „Königin Elisabeth“. Es gibt Platz. Zimmer Nr. 3. Ganz nett, nur in einer Ecke unter der Decke ein verstaubtes Spinnennetz; darin sich melancholisch schaukelnd einige tote Wanzen. So übel nicht, nur auf dem einladenden Kopfkissen ein Monogramm aus zerdrückten Wanzen, Andenken an einen unglücklichen Vorgänger.

Preußische Kernflüche donnern durch die Korridore, die Stubenfrau zuckt die Achseln, der Portier hebt beschwörend die Hände; als sittlich entrüstete Bürger verlassen wir die „Königin Elisabeth“.

*

Oj Karlovci, mesto moje drago! sang Branko Radičević, der serbische Nachfahr Heines und Uhlands, in seinem berühmtesten Gedicht „Schülers Abschied“: O Karlowitz, mein teurer Ort! Auch heute fordert es zur Lobpreisung heraus, das liebe Städtchen nah dem bewegten Wellenspiel des großen Stroms, in sanfte Hügel gebettet, von lockenden Rebhängen umkränzt — *oj Karlovci, mesto moje drago!*

Stolz lenkt Božidar durch ein pompöses Gittertor, über geharkte Kieswege, vorbei an gepflegten Blumenbeeten, vor den Haupteingang der Mitropolitie. Bis in die neunziger Jahre des letzten Jahrhunderts war sie, 1758 erbaut, ein zwei-stöckiges Gebäude mit hohem Dach, doch finster und eng, eher Scheune als Schloß. Heute ist sie ein üppiger Palast, mit Säulen von Marmelstein in der Vorhalle; mit der geziemenden inneren Sammlung steigen wir auf weichen Teppichen die Marmortreppe zum ersten Stock hinan.

Ein neuer Mitropolit ist nach dem jähen Tod des letzten vor wenigen Jahren nicht gewählt worden. Aber Dr. Georgije Jetić, Mitropolitaverweser, Bischof von Temesvár, Kommandeur des

Sveti-Savaordens, stellt auch schon allerlei vor; mit gemessenen Bewegungen und getragener Haltung giebt er sich feierlich wie viele Menschen mittleren Wuchses an weitgesehenem Platz; er geht nicht, nein! er schreitet, nicht doch! er wandelt vor uns her zum Speisesaal; eine Würde, eine Höhe; und nur für Augenblicke fällt mich die frevle Lust an, ihm herzlich auf die Schulter zu klopfen: Munter, alter Knabe? So juckte mich's schon in der Schule, den Stumpsinn des Unterrichts mit brüllendem Hurra zu zersprengen.

In wenigen Tagen erlischt der Glanz der selbständigen Kirchenbehörde für die Orthodoxen des liquidierten Habsburgerreiches; zweihundert Jahre hat er gestrahlt; seit der großen Einwanderung von Serben an der Kehre des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. Jetzt wird für alle Orthodoxen des südslawischen Staates ein serbischer Patriarch mit dem Sitz in Belgrad gewählt werden. Schon scharen sich, Vorläufer des Kirchenkongresses, an der langen Tafel des Speisesaals die Bischöfe von Vršac, von Zaječar, von Budapest und ein gutes Dutzend anderer violetter oder karminfarbener Schärpen, eine halbe Seite mindestens aus dem Adreßkalender der Würdenträger der griechischen Kirche. Als besonderer Gast neigt ein russischer General von Koltshaks, Denikins oder Wrangels Gnaden, aufgeschossen und hager, einen Sperberkopf über den Suppenteller.

Nach dem Mahl wird in einem Nebenzimmer türkischer Kaffee und Wein gereicht. Man steht umher und plaudert. Bald will der, bald möchte jener von Deutschland hören. Ansichten nicht gerade aus dem Jahre 1920 wagen sich frei und frank hervor. Ein Weißbart ist da, gut und gerne dreiundsiebzig, aber gelenkig und lebenszäh; man traut ihm noch eine tadellose Kniebeuge zu und sonst allerhand. Das edelsteinbesetzte goldene Bischofskreuz hängt ihm tief auf die Brust herab; sicher geht die ihm gebührende Anrede auf hohen Stelzen; woher soll ich sie kennen?

Aus seinem großserbischen Herzen macht er keine Mördergrube: „Was Jugoslovija! Ich hasse die Kroaten nicht; möge Gott ihnen alles Gute schenken, aber“, und er spreizt die Finger von sich, „um keinen Preis in ihrer Gemeinschaft. Weg mit

ihnen!" Kroatien hätte man im November 1918 als Feindesland besetzen sollen; bei dem Namen Stroßmayers, des großen Kroaten und großen Südslawen, lacht er nur verächtlich auf.

Folgt eine geruhige Nacht in hohem, getäfeltem und vergoldetem Gemach unter dem Segen der orthodoxen Kirche. In der Frühe weckt Stimmengewirr, Gänsegeschnatter und Ferkelgequiek des Wochenmarktes auf dem Platz vor der Mitropolitie. Ihn säumen Gebäude von seltener Stattlichkeit, die Mitropolitieverwaltung, das Priesterseminar, das Gymnasium; in seinen acht Klassen ist Deutsch mit je drei oder vier Stunden wöchentlich Pflichtfach; die Schüler, meist aus Slawonien, aber auch aus Kroatien und Bosnien, der Bačka und dem Banat, schwitzen, wie wir dereinst, über sinnigen Aufsatzthemen: Woran erkennt man den wahren Patrioten? oder: Lust und Nutzen des Fußwanderns.

In der Bibliothek der Mitropolitie schaltet ein friedvoller Greis, Dimitrije Ruvarac. Sein Bruder Kosta, als Student 1864 in Pest gestorben, ist einer der umjubeltsten Haupthähne der Omladinabewegung gewesen; der zweite Bruder, Ilarion, auch schon tot, gilt als Schöpfer der wissenschaftlich-kritischen Geschichtsschreibung bei den Serben. Der Alte weist uns Riesenfolianten mit krausen Buchstaben, Handschriften der Chronik Djordje Brankovićs vom Anfang und der slawischen Historia Jovan Rajićs vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts; unter Büchern und Pergamenten, mit Baumgrün und Vogelsang vor dem Fenster fühlt er die letzte Wärme eines langen, fruchtbaren Daseins.

*

Die lauen Winde der Fruška Gora streichen um unsere Stirnen; bewaldeter und bebuschter Hügelzug voll holder Reize ist sie ein abwechslungsreiches Wunder nach der tellerhaften Flachheit der anderen Teile des Landes und erklärt den Schmeichelnamen *Kitnjasti Srem*, etwa: das laubgeschmückte Syrmien.

Auf holprigem Weg rutschen wir in einen Talkessel; dort versteckt liegt Hopovo, von den dreizehn Klöstern der Fruška Gora der ältesten eines, um 1500 errichtet. Ein Glöckchen wimmert; das Gebäude ist weiß, doch dem Zerbröckeln nicht

fern; geräumig, aber ein bekannter Stich aus dem Jahre 1756 verspricht mehr. Im Viereck baut es sich um einen Hof, in dessen Mitte die Kirche liegt; Arkadengänge nach innen zaubern den Duft von Adriastädten herauf.

Aus einer dieser Zellen entsprang vor hundertundsechzig Jahren Dositej Obradović, klomm dort den Hang hinan, warf wohl noch einen Blick zurück; dann schlugen die Wellen der Welt über seinem Haupt zusammen. Südslawische Lande, der Berg Athos, Griechenland und Konstantinopel, Paris und



Kloster Hopovo.

London, Halle und Leipzig umrauschten ihn; er geriet in den Nachtrab der Leibnizschen Philosophie und die rationalistische Aufklärung. Die Flucht des jungen Diakons aus Hopovo hat ein Fachmann der Literatur mit der Flucht Mohammeds von Mekka nach Medina verglichen. Denn Dositej wandte als Erster ganz bewußt und planvoll das Antlitz seines Volkes westwärts; mit diesem unbedingten Anbeter der Vernunft und grimmen Hasser des Orientalismus beginnt die neuere Geschichte der serbischen Seele.

Ein altes Bild Dositejs wird vorgezeigt; wir starren auf den inneren Deckel eines dicken Heiligenbuches; seine Hand hat ihn mit runden Schriftzeichen bekritzelt; damals schlug er sich noch mit bösen Zweifeln herum.

Seit kurzem weht sein lebendiger Atem wieder durch die Arkaden von Hopovo; mit dem Kloster ist es zu Ende; ein einziger *Kaludjer* oder Mönch wirtschaftet mürrisch herum; auf der Wiese vor dem Gebäude aber tummeln sich muntere Blond- und Braunköpfe, durch den Krieg der Eltern beraubt.

Dositej haßte das faule Mönchstum; seine Lebtag eiferte er für Umwandlung der Klöster in nützliche Anstalten; nichts ist mehr in seinem Sinne als das Schild: Waisenhaus über der Pforte zur alten Stätte seiner Seelenkämpfe.

*

Stolz, Božidar! Wir fahren in etwas Gutsherrschaftliches ein; ein regelrechtes Eisengitter starrt auf steinernem Unterbau, allerlei Achtung! Schattige Kastanien, stattliche Verwaltungsgebäude füllen den Vorhof; im Kloster selbst, wie Hopovo mit Arkadengängen im Viereck um eine Kirche herumgeführt, blendet ein Geleucht von weißgekalkten Wänden und ein Geblitz von blankgeputzten Fensterscheiben; hier leistet man sich etwas.

Am 6. *Septembris* 1724 spricht Johann Jakob Mayer, „Kays. Cameral Provisor zu Peterwaradein“, Beilegung einer „obgemeldeten Zwistigkeit“ bescheinigend, von dem Kloster „Gruscenthal“; es heißt aber Krušedol. Schon vor der Türkenzeit war es erbaut, blieb bis zum Karlowitzer Frieden von 1699 dem Halbmond als osmanisches Spahiluk zinspflichtig, ist seitdem reichster Mönchssitz rings im gesegneten Lande. Sein Vermögen damals betrug 1276 Joch Feld, Weinberg, Wiese, Weide und Brachland; bis 1848 zahlten die untertänigen Bauern des Klosterdorfes ihren Zehent und arbeiteten ihre Frontage ab; bewegliches Eigentum des Klosters anno 1792 sind: 1100 Eimer Wein, 72 Eimer Tresterschnaps, 161 Eimer Zwetschenbranntwein — *à la bonheur!* Außerdem 251 Metzen Weizen, 66 Metzen Mais, 433 Metzen Haber, 100 Schober Heu; 55 Pferde, 90 Schweine und 130 Schafe. Heute besitzt Krušedol in zwölf Gemarkungen 2582 Joch Boden, zwei Meierhöfe und zwei Wassermühlen; aus dem Pachtschilling von allem springen für die drei oder vier Mönche so an die 120 000 Kronen jährlich heraus.

Aber der Unterguardian Pantileimon Živić, mit edlem Anstand seine Gäste empfangend, beginnt auf antippende Frage zu klagen; das Kloster hat seine guten Tage gesehen. Die Pächter zahlen, durch den Umsturz bockbeinig geworden, nur denselben Zins wie einst, aber der Wert der Krone ist abgrundtief gestürzt. Und dann die Agrarreform! Ja, sie findet gar nicht den Beifall der *ecclesia possidens*, nicht der griechischen und wahrscheinlich der römischen auch nicht. Der bischöfliche Weißbart in der Mitropolitie gestern höhnte: „Oesterreich-Ungarn hat vierzig Jahre über die Agrarreform in Bosnien nachgedacht und sie doch nicht gelöst, weil die Frage zu schwierig war, und wir wollen die Lösung übers Knie brechen“; der *Kaludjer* in Hopovo, erstaunten Blick nach einem alten Bilde Josephs II. als Frage deutend, meinte: „*J on je bio agrarac, ali pametni!*“ Auch er war ein Agrarreformer, aber ein vernünftiger!; jetzt klingt in den Mauern von Krušedol das gleiche Lied.

Immerhin! Und wir lassen uns durch die Sehenswürdigkeiten des Klosters schleppen; Museum und Pantheon zugleich, strotzt es von geschichtlichen Erinnerungen. Unter den kühlen Fliesen der Kirche liegt Ljubica, Gattin des Fürsten Miloš, eine Serbin aus der patriarchalischen Vorzeit; bei Tisch wartete sie ihrem Herrn und Gebieter demütig auf, doch eine Nebenbuhlerin schoß sie mit der Pistole über den Haufen. Im Eck rechts neben der Eingangspforte schläft Milan Obrenović, der balkanische „König Lustick“, von vielen durchbummelten Nächten gründlich aus. Eine andere Grabplatte deckt den Patriarchen Arsenije Crnojević; auf dem Riesenölgemälde in der Karlowitzer Mitropolitie wandern die von ihm geführten Serben noch einmal aus der Türkei ins Habsburgerreich, vierzigtausend Familien, Karren mit Habseligkeiten und Hammelherden; um 1700. Auf dem ersten Stock ist das Sterbezimmer Milans aufgebaut; er verließ die fröhliche Welt aber im fröhlichen Wien; im Gelaß daneben trägt man sich an des Königs Schreibtisch in ein Gastbuch ein; beide serbische Dynastien, ziemlich vollzählig, schauen von den Wänden lebensgroß und stockernst zu. In den Glaskästen der Schatzkammer blitzen reichverzierte Silberdeckel alter Evangelien, edelsteingeschmückte Kelche und Ampeln, bunte Bischofsstäbe; eine golddurchwirkte Sam-

metdecke, von der Zarin Elisabeth dem Kloster gestiftet; Kalpak und Säbel des Grenzobersten Šupljikac, 1848 für kurze Monde Vojvode der gerade gegründeten Vojvodina; und so weiter, die Schätze sind noch nicht erschöpft.

Aber bei der Ankunft hing in den Gängen ein Duft, ein Duft von frischem Kaffee, bestechend, aufreizend und von allem Toten weglockend.

A bas les morts! Und freudig gesellen sich die Lebenden um einen Tisch nicht ohne Versprechungen: außer dem Guardian alles Gäste; der Beg und Milan; ein Gerichtsrat aus Osijek; ein Abgeordneter im Popenkleid, oft an den



Kloster Krušedol.

runden Tischchen vor dem Hotel Moskva in Belgrad erspäht; endlich der Iguman Serafim vom Kloster Sv. Trojica bei Plevlje; strahlend von Behäglichkeit und wie erst von Entzücken durchleuchtet ob der Anwesenheit eines richtigen Deutschen! Deutsche haben ihn während des Weltkriegs hängelustigen Bulgaren in der letzten Minute unter den Händen weggerissen, geradezu vom Galgen geschnitten; kein ganz eindruckloser Augenblick im Menschendasein! Wir stoßen mit Wein vom Klostergrund darauf an. Krušedol nennt zwei

Weingüter sein, Narotak und Stodol; von beiden stehen Proben, keine Probchen, auf der Tischplatte. Der eine ist ein 1917er, leicht und lieblich auf der Zunge, aber so harmlos nicht.

Der zweite, von dunklerem und edlerem Schimmer in der geschliffenen Karaffe, trägt das Kennwort: 1911!

So viel über sein Wesen! Und tiefes Verständnis geht uns auf für die Bedrohung des beschaulichen Mönchslebens durch die Agrarreform; unter gerührten Verbeugungen scheiden wir, flitzen im Auto wie ein Hui die Landstraße entlang; die Bäume tanzen wahrhaftig einen Kolo; ein Taubenschlag auf hoher Stange, in fast jedem Bauernhof üblich, hundertmal gesehen, wundert uns baß; wir müssen heraus und umkreisen die Stange unter herzlichem Gelächter; weiter fahrend quellen wir über von Wohlwollen; zum guten Ende singen wir, jeder nach anderer Melodei, Milan nach der richtigen, hemmungslos begeistert ein altes Irredentalied; von den drei Heldenherzen Syrmien, Banat und Bačka; auf einen Ruf werden alle Falken ihr Leben für sie hergeben:

Srem, Banat i Bačka

Tri srca junačka.

Zovi, samo zovi!

Svi ću sokolovi

Za te život dati.

*

Wieder in Belgrad. Flimmernde Septembertage, zu innerst belebend. Die Hitze knistert mittags in der Luft; man ahnt, man wittert das Reifen von Trauben und Mais. Aber die Südmenschen hier beschleicht schon herbstliches Frösteln; die Badeanstalten an beiden Strömen liegen verwaist; die ganze breite Save ist unser. Mit langen, gleichmäßigen Stößen arbeitet man sich die dreihundert bis vierhundert Meter hindurch, grüßt das andere Ufer flüchtig, und wieder die Strecke zurück, im Gesichtsfeld die Silhouette Belgrads. Beim Erklimmen der Leiter tut das Herz keinen Schlag mehr als sonst; Glücksgefühl und Daseinsbejahung.

Eher bringt die oft heftige Erörterung politischer Dinge Erregung. Nicht alle sind so gelassene Philosophen wie heute

unser Gastgeber; ehemals Gesandtschaftsrat am Hof des albanischen Eintagskönigs, noch früher bei der diplomatischen Vertretung Serbiens in Madrid, kennt er die Welt und die gewiß feurige Liebe einer spanischen Tänzerin, und setzt sich jetzt die Lammfellmütze des Bauern auf und kehrt zur Scholle zurück; alles andere ist eitel.

Viele aber erhitzt eitler Tand wie Staatsform und Gesellschaftsordnung, in fünfhundert Jahren von den Urenkeln der Urenkel als ein Nichts belächelt. Doch es ist wie in Laibach, wie in Agram, wie sonstwo noch; alles seelisch Junge, alles Zukunftshungrige geht in das Gefühl der nationalen Einheit der drei Stämme ganz ein. Die südslawischen Gebiete sind zwar seit langen Menschenaltern durch vielfältige Herrschaft und mannigfachen Kultureinfluß, durch dreierlei Glauben und mindestens zweierlei Handelsrichtung auseinandergerissen; ihre Verschmelzung ist kein Kinderspiel; niemand leugnet es. Aber wie ist es mit Deutschland gewesen? Die slowenischen Föderalisten, die kroatischen Separatisten, die Großserben, all das wandelt als hannöversche Welfen, als bayrische Sonderbündler, als Großpreußen durch unsere eigene Geschichte. Dennoch sind wir ein Volk, und die nationale Einigung ließ sich nicht aufhalten.

Gläserklang; dem einigen Südslawentum!

*

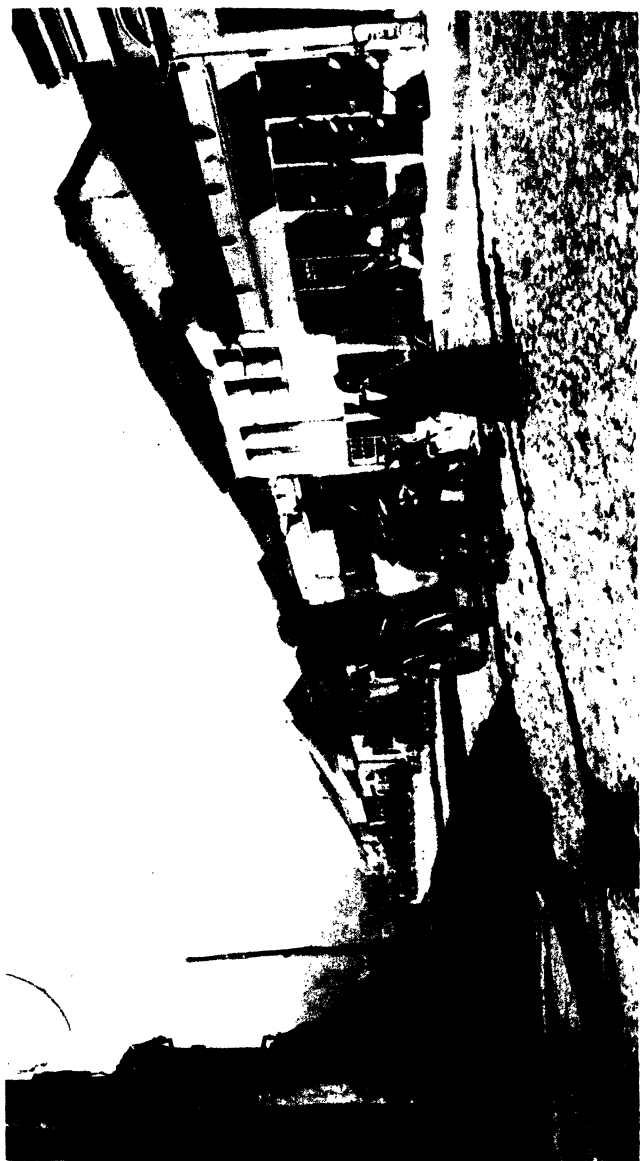
Tiefe Nacht; Schlaf drängt an. Sonst steckte man den Kopf zum Fenster des Abteils hinaus, schnupperte im Vorüberfahren den Blutgeruch des großen Schlachthauses von Mladenovac oder grüßte zum Kirchhof von Jagodina hinüber; Svetozar Marković liegt dort begraben, um 1870 der erste Sturmrufer des Sozialismus in unentwickeltem Lande, dann etwas wider seinen Willen Stammvater der heute sehr unsozialistischen radikalen Partei.

Aber erst Stunden später liegt die Welt wieder voll im Licht; die massigen Kasernen von Niš wuchten aus dünnen, weißlichen Nebelschwaden; der Kaffee auf dem Bahnhof ist noch ebenso miserabel wie einst im Mai, eine beruhigende Entdeckung in einer Welt der jähren Wandlungen und Umstürze. In einen anderen Zug wird geklettert, über die Morava geht

es und über die Toplica, die Zeit schnurrt ab, und in der wohl-gelauntesten Mittagssonne ziehen wir durch eine lange farbig belebte Zeile ebenerdiger oder höchstens einstöckiger Häuser mit schon ganz oder erst halb europäischen Läden in die Stadt Leskovac ein; auf der Straße werden Maiskörner gesonnt und Tongefäße getrocknet, Paprika gedörst und Wolle gesponnen, man kennt es nicht anders. In den Geschirrgeschäften gleißt es von einer Fülle kupferner Kessel und Pfannen; vor den zugreifenden Bulgaren und Deutschen hatten sie sich in die Erde verkrochen; jetzt sind sie wieder da und feixen in der Sonne mit höhnischen Reflexen. Der Berg Hisar, jenseits der halb ausgetrockneten Veternica, schaut, mit letzten Brocken eines türkischen Kastells behaftet, hinreichend großväterlich und gleichgültig in das Getriebe.

In dem kühlen und ansehnlichen Hause unseres Freundes Teokarović reichen die gefälligen Nichten auf silbernem Tablett eine Schale sehr gezuckerter, eingemachter Früchte, zierliche Löffel und Gläser frischen Wassers herum; jeder Gast fischt eine Kirsche heraus, nippt an dem Glase, legt den Löffel hin, lächelt höflich und benimmt sich irgendwie weltgewandt; es ist das *Slatko*, als Willkomm durch Ueberlieferung geheiligt im ganzen weiten Orient.

Der Vater Teokarović, äußerlich der zähe und gewitzte Bauer dieser Landstriche, erinnert sich noch der Zeiten vor 1878; damals residierte in Leskovac der türkische Kaimakam; sechs Moscheen faßten kaum die Menge der Gläubigen. Auch die Mutter, ländlich und rüstig, wuchs noch unter den Osmanen auf; vor einer Ansichtskarte bekennt sie sich ohne Geschämigkeit als *nepismena*, als Analphabetin; im Untergrund lebt bei ihr noch ein Restchen von der Unterwürfigkeit des Weibes im Morgenland; wirklich ungezwungen sitzt sie nicht bei den Männern am Tisch. Seit ihrer Jugend allerdings hat sich vieles gewandelt. Nichts mehr von Türken bis auf ein Dutzend Familien; eine einzige kleine Moschee steht noch; Leskovac ist eine betriebsame Stadt von achtzehntausend Einwohnern geworden und Teokarović Vater ein großer Fabrikant und Bürger mit dickem Bankkonto, dabei einfach und alten Bräuchen treu; kann nur Serbisch.



Leskovac.

Seine drei Söhne Vladimir, Lazar und Slavko dagegen, heiter und geschäftstüchtig, sind ganz verwestlicht; sie wissen in Berlin, Paris und London Bescheid, sprechen geläufig Deutsch, Französisch und Englisch und gehen nach der europäischen Mode von 1920 gekleidet; an ihren Uhrarmbändern liest man, neben der dörflichen Haube der Mutter, ein Stück Entwicklungsgeschichte einer serbischen Familie ab. Auch die Nichten, zwei mit Namen Zagorka und eine Darka, haben nicht mehr spinnen und weben gelernt wie die Alte; ein Pensionat in Lausanne harrt ihrer.

Bei der Suppe werden noch Willkommsworte gewechselt. Bei der *Sarma*, dem gefüllten Kraut, neckt sich Slavko mit der Mutter; der Verstädterte soll nach ihrem Wunsch eine tüchtige Frau heimführen, im Stall am Platz, des Melkens sehr wohl kundig. Beim Spanferkel aber erzählt der Vater sein großes Weltkriegserlebnis; die Bulgaren hatten ihn dem Tode bestimmt wie viele Notabeln, Deutsche zogen ihn fast vor den angeschlagenen Gewehrläufen fort und retteten ihn. Wie mit dem Prior Serafim in Krušedol stoßen wir darauf in sehr würzigem Wein herzhaft an; hier wenigstens sind die deutschen Krieger nicht als Barbaren verschrien.

*

Leskovac liegt auf dem dreiundvierzigsten Breitengrade. Wir rollen in einem stolzen Fiaker mit zwei strammen Pferden sacht von ihm hinab; südwärts. Durch eine Zigeunervorstadt mit verfallenden Buden; ein braunes Weib, schmutzig, zottelig, zerlumpt, stößt in ausgehöhltm Baumstumpf mit hölzernem Klöppel Pfeffer zu Staub; Bilder aus Innerafrika. Dann der sonnige Friede weiter Felder; Schutz der Berge ringsum. Die Straße ist fahrbar; nur vor Brücken steigt man, gut beraten, aus und überläßt den Wagen seinem immerhin windigen Schicksal.

Zu beiden Seiten des Weges gedeiht üppiger Mais; den Blick überraschen starre Lanzen, zwei, drei Meter ragend und mehr; der berühmte dardanische Hanf; Herodot schon hat ihn gekannt und genannt. Der weiße Hanf wird im August geerntet; der schwarze ist jetzt an der Reihe; zu hohen Indianerzeiten werden die lichten Stangen zusammengestellt.

Durch Stojkovče, wohlhabendes Dorf mit weißen Häusern, in Baumgrün geschmiegt, rollt man nach Vučje, drei Wegstunden von Leskovac; hier liegt ein Dunst von Aermlichkeit und Heimarbeit in der Luft. Im Umkreis ist alles eine große Werkstatt; mit Hanf, Wolle oder Flachs hat jedes zu tun. Ohne Ausnahme tragen die Weiber den einfachen Spinnrocken, in seiner Technik seit Homer nicht verändert, und drehen die Spindel blitzrasch; sie hüten dabei Schafe oder gehen zum Krämer ins Nachbardorf; vielen leuchten die braunen Augen fiebrig aus einem Gesicht, blaß wie das der Frauen in unterernährten



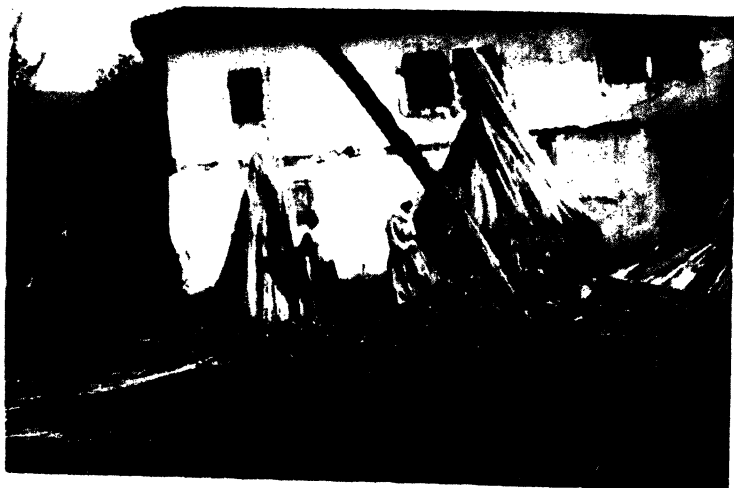
Stojkovče.

Großstadtvierteln. In jedem Bach wird Hanf gewässert und geweicht; in jedem Haus lärmt ein Webstuhl aus der Urväter Tagen.

„*Dobar Dan!* Guten Tag!“ Dies hier ist die erste bescheidene Fabrik der Teokarovičs; drei, vier Arbeiter hantieren mit simplen und doch sinnreichen Maschinen und mit Farbkesseln; hergestellt wird *Gajtan*, die schwarze Zierborte am braunen Gewand des Serben und an der weißen Tracht des Albaners.

Die anderen steigen die steile Schlucht der Vučjanska reka hinan; oben donnert ein Wasserfall aus einer Höhe von einigen

Hundertdreißig Metern auf die Turbine eines Elektrizitätswerks, Licht- und Kraftquelle für die ganze Gegend. Heute gelüstet's mich nicht nach einem Wasserfall; zudem prangt die elektrische Zentrale auf deutschen Ansichtskarten aus der Zeit der Besetzung, und auch hier unten ist die Welt bunt und blank. So plantscht man im flachen Flößchen, dringt in eine ewig rauschende Wassermühle vor, verweilt sinnend auf dem kleinen dörflichen Kriegerfriedhof. Regellose Steine sind von schwerer Bauernhand primitiv und grell bemalt; Soldatengestalten; blaue Jacke, ein Gewehr, das ist ein Infanterist; rote Hose, ein Säbel, ein Reiter ist das; die Gesichter darüber ein



Vučje. Hanfernte.

Kreis mit zwei Punkten, den Augen, und zwei Strichen, Nase und Mund; ihr Buben, ruft mal alle laut: Es lebe der Expressionismus!

Zum Schluß lockt ein roher Holztisch unter einem Nußbaum vor der Schenke; Mädchen mit Spinnrocken wandern vorbei; Ziegen hüpfen altjüngferlich über Wasserrinnen. Der *Šlivovica* ist ganz jung und leicht, nicht schwerer als Wein; ein Dörfler hält bald mit, verwittert und sehnig, ums Kinn einen grau-

gesprenkelten Bart. Ein Deutscher? O, schön ist Deutschland, *lepa je Nemačka*; er kennt es, war zwei Jahre in München gefangen.

„Als Zivilgefangener?“

Er wirft sich in die Brust: als Kriegsgefangener! Soldat ist er gewesen, auf dem Schlachtfeld gefangen genommen! Ein paar deutsche Brocken hat er mitgebracht; vertraulich enthüllt er seiner Seele tiefste Sehnsucht: seinen Sohn möchte er in dem schönen Deutschland, in dem schönen München studieren lassen. Aber das Geld!

Der Wasserfall behielt den Beg und Milan nicht; nun los in schlankem Trabe! Dämmerung schleicht zwischen den Maisstauden an, Nacht steigt von den Bergen, kühle Luft geht, Sterne blinzeln, große Hanfstengelfeuer flammen. Im Hause Teokarović harrt eine Abordnung der Behörden und Bürgerschaft zur Begrüßung des Fremdlings; die Nichten reichen *Slatko* herum.

*

Ganz Leskovac ist ein einziges Textilunternehmen. In vielen Häusern Webstühle, vor vielen Häusern Seilerwerkstätten; Räder, Schiffchen, Spulen, Knäuel, Fäden bei jedem Schritt auf der Straße. Ueber all diesen Kleinbetrieben liegt Abglanz patriarchalischer Zeit; sie stören den geruhigen, ein wenig schläfrigen Trott in diesen mittleren Provinz- und Bezirksstädten kaum. Die Fabrik der Teokarović dagegen ist ein Mammut wie in Chemnitz oder Elberfeld; hier lächelt man nicht mehr über das „serbische Manchester“. Säle an Säle, riesige Betonbauten neuerer Zeit; sie umschlossen den ganzen langwierigen Vorgang der Tuchbereitung vom Reinigen der Wolle bis zum Glätten des fertigen Kammgarns; da stehen in Reihen Maschinen mit Klauen und Zähnen, mit Rollen und Kippen; der Fachmann nennt sie bei Namen; und immer neue Säle und immer neue Maschinen.

Aber schaurig hallt unser Schritt durch die weiten, verödeten Räume, sonst voll Dröhnens und Surrens und Pfeifens; scheu stiehlt man sich hindurch wie durch ein Sterbehaus. Die Bulgaren haben überall die für sie brauchbaren Maschinen-

teile mitgehen heißen und den Nerv der Fabrik getötet; in der Appretur unten, als Pferdestall benutzt, hängen noch die Namensschilder ihrer Gäule.

*

Im Zuge nach Skoplje. Die Landschaft schmeichelt sich durchs Auge ins Herz. Zwischen Maisfeldern ragen Nußbäume auf; vom Tal steigen in sanfter Kurve Höhen, kahle und bewaldete, an; eine eilige Erbsensuppe mit Gischt heißt Morava. Allmählich rücken die Berge näher; durch rauheres, zerrissenes Gestein fressen sich Tunnels. Alle Stationsgebäude, von den Deutschen 1918 mit wissenschaftlich ausgeklügelter Zerstörungskunst niedergebrannt oder gesprengt, lachen, hurtig aufgemauert, im neuen Putz.

Fast vor jedem sind etliche Zigeuner mit Instrumenten aufgepflanzt; manchmal Knirpse, daß die Trompete den Trompeter meistert. Forsch begrüßen sie den Zug mit lustiger Weise, eindringliche Aufforderung, das Leben leicht zu nehmen; Gott hat alles wohl bestellt, der Feind ist aus dem Land, Septembersonne karessiert den Buckel auch dem Aermsten. Bei jedem Aufenthalt leeren sich die Wagen; hier kühles Brunnenwasser, hier Nüsse, Pflaumen, Pfirsiche; alles steigt erst wieder auf den abgefahrenen Zug, hockt sich auf die Trittbretter, klimmt auf die Dächer; die Zigeuner fiedeln und tuten zum Abschied; südlich unbeschwerte Abfindung mit den Fragen des Seins und den Plagen der Reise.

Auch uns federn die Sprunggelenke; Fahrt dem Mittag entgegen, lockender Reiz der Ferne, Gleichklang der Seelen, Schmaus und Trank und Zigeunermusik; wir sind mit diesem goldenen Spätsommertag ganz auf Du und Du.

Und Milan Konstantinović enthüllt sich stets mehr als feiner und besonderer Mensch mit dem echten Takt des Herzens, dazu als Poet. Vielleicht hat er nie einen Vers zugeschliffen. Aber er weiß die Dinge dieser Erde aus ihrer Belanglosigkeit hervorzuheben wie nur ein Dichter. Wenn er von der fast schwärmerischen Liebe der Serben für das Feuer erzählt — *ils adorent le feu* —, wenn er mit Handbewegungen unterstreicht, wie flach, o wie unsagbar flach der Teig zu einem rechten

Aepfelpita gerollt werden muß, ist er ein Poet. Falke lautet der Kosenamen serbischer Helden. Milan, mein Falke! *Sokolče moje*, mein Falkchen!

Aus einem Taschenband wird für den Falken Heinrich Heine lebendig; er antwortet mit Djura Jakšić, dem eigenwüchsigsten aller serbischen Dichter:

Jedan dim još, jednu čašu!

Jedna pesma, jedna seka!

P'onda zbogom, tamburašu!

Zbogom, krčmo, za naveka!

Einen Zug noch aus der Zigarette, noch ein Glas! Ein Lied noch und ein Mädel! Und dann lebewohl, Lautenspieler! Lebe, Schenke du, für immer wohl!

*

Südlich von Vranja rücken die Berge wieder auseinander, die Ebene weitet sich; das neue Serbien beginnt, bis 1912 Türkei.

Noch immer läuft ein sichtbarer Scheidestrich. Wie einst Sultan Mohammed der Eroberer, in die Hagia Sofia des erstürmten Konstantinopel einreitend, die blutbefleckte Hand an der Kirchenwand abdrückte, so hat ein halbes Jahrtausend lang die osmanische Herrschaft diesem Lande ihre Faust als Siegel aufgepreßt; alles blühende Leben ist darunter verdorrt. Ganze Zivilisationsbreitegrade trennen uns von den lachenden Gauen eben; weithin neben der Bahn ist die Erde schlecht bestellt oder liegt un bebaut; die Dörfer kleben unansehnlich an den Hängen entholzter Berge. „Die Dächer sind hier nicht rot und die Häuser nicht weiß“, sagt traurig der Falke. Manchmal erhaschen wir, bei einem Halt, eine Nase voll Rauch; Flamme leckt das Dürrgras fort, klägliches Ersatz für Düngung aus den Kinderjahren des Ackerbaus.

Die Dämmerung, alles in Grau verwischend, kommt als Barmherzigkeit; der Anblick dieser Oednis, von Menschen geschaffen, quält Auge und Seele.

In dicker Nacht empfängt uns die Stadt mit dem Geschrei der Fiakerkutscher und dem Gejohl sich balgender Lastträger vor dem Bahnhof. Zimmer im „Weißen Adler“ harren. Nur

hat in sicher berechtigter Aengstlichkeit der Besteller die Schlüssel zu sich gesteckt; zur Stunde überläßt er sich wohl den Ausschweifungen Skopljes oder hält irgendwo beschaulich seinen *Kef*; mit jener edlen Unbekümmertheit auch halb-orientalischer Gemüter. So starren wir beruhigt und geduldig auf die verschlossene Tür, und Freunde ziehen gemächlich und ohne gesundheitsschädliche, westeuropäische Hast auf die Jagd nach dem Mann mit den Schlüsseln.

✱

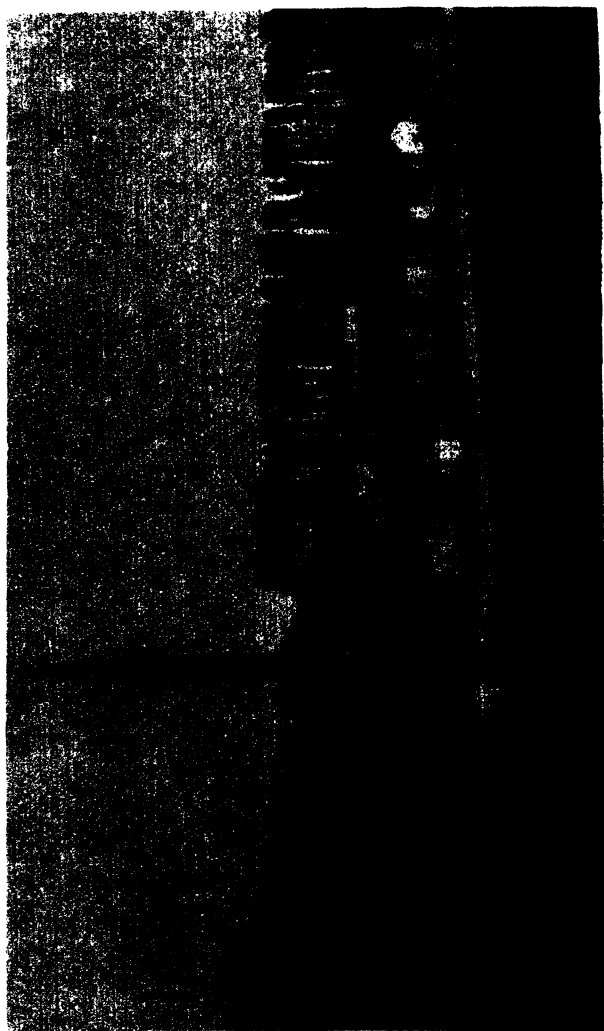
In Skoplje hat es weiße Läuse; die vermitteln so nebenbei den Flecktyphus. Eine fast aufdringliche Achtung genießen die Moskitos als Lieferanten der Malaria. Der Stachel einer kleineren Spielart Stechfliegen impft die *Denga* ein, das Dreitagefieber, harmlos, oft indes von tückischer Ruhr begleitet. Nach der Aussage von Schwarzsehern wetteifern die Wanzen mit Läusen und Stechfliegen in der Verbreitung von Seuchen. Mit der Pest dagegen hat es nichts auf sich; sie kommt selten vor, aber wenn ja, wurde sie sicher von Flöhen übertragen.

Das sind die keineswegs langweilenden Gesprächsstoffe des Morgens, des Mittags und zumal des Abends im Gartenquadrat des Hotels Bosna; in einer Ecke drei Zigeuner, mit blassen Gesichtern in der Schärfe des elektrischen Lichts wie hingewischt, wie von Manet, fiedeln eine *Sevdalinka*, eine bosnisch-türkische Liebesklage: dunkeläugige Wehmut weint, blutrote Leidenschaft zischt darin.

Dazu liegt die Luft wie ein feuchter Lappen um die Schläfen; Fieberhauch dringt durch alle Poren; schwer atmend in der trägen, stehenden Atmosphäre sehnt man einen Windstoß herbei; endlich kommt ein Hauch und fegt teuflisch feinen Staub in Säulen hoch. Staub bedeckt Haus und Baum, Tier und Stein; Staub setzt sich unter der Zunge fest und drückt auf die Augenlider; widerwärtiger Staub lagert sich auf die Seele.

Unser Freund, der Belgrader Professor, muß hier im Parteidienst bis zu den Konstituentenwahlen ausharren; schmerzlich denkt er oft an das grüne Alt-Heidelberg und den frischen Neckar; nichts wird in diesem Dunst und Staub und Fieberbrodem begreiflicher als seine stets leicht alkoholisierte Schwermut.

✱

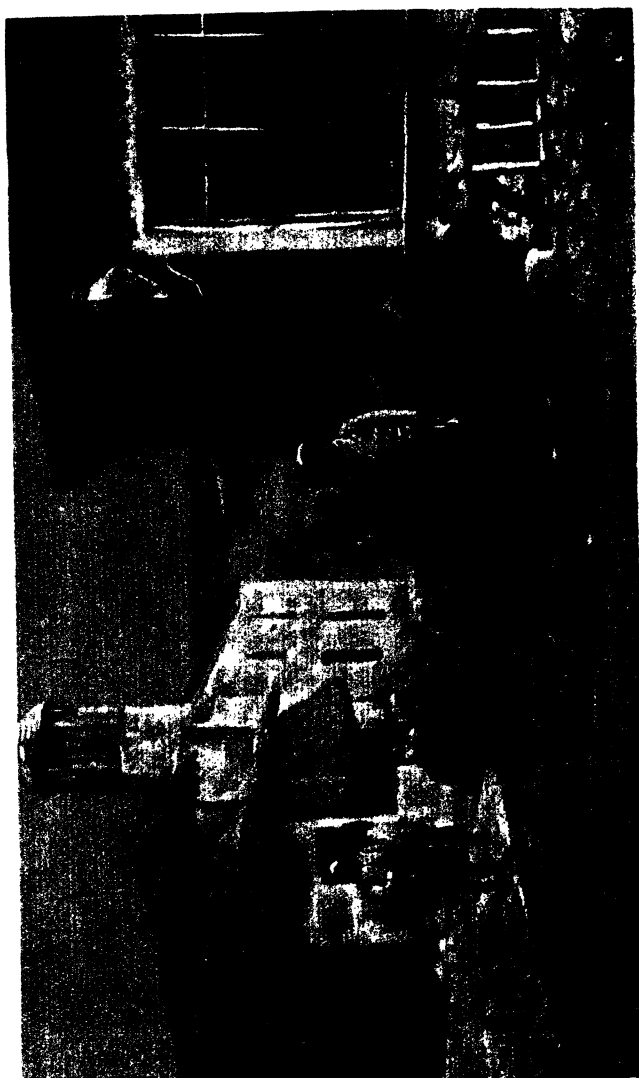


Skoplje.

Zum letzten Mal sah man vor neun Jahren die Zitadelle von Skoplje, damals noch Uesküb, weiß und massig über dem Abhang des linken Vardarufers, als man auf dem Weg nach Albanien und der Adria war; jeden Abend schrien beim Einholen der Halbmondflagge die kurdischen Redifs ihr: *Padischa tschok jascha!* Lang lebe der Padischah! Der Staden rechts des Vardar hieß nach dem Berg im Süden *Karaschiaka*. Ein Jahr danach kamen die Serben, rauschenden Adlerflug geschichtlicher Erinnerungen über sich; ehemals war ihnen „die ruhmreiche und ehrenfeste Kaiserstadt Skoplje“ ein glänzender Mittelpunkt gewesen; 1346 hatte sich in ihren Mauern Stefan Dušan zum serbischen, bulgarischen und griechischen Zaren gekrönt; sie taufte den Quai am Vardar auf den Namen ihres Heerführers Putnik. Wieder drei Jahre später rückten die Bulgaren mit klingendem Spiel ein; aus historischen Ueberlieferungen leiteten auch sie ein Anrecht auf die Stadt her; unter ihren slawischen Bewohnern hatten sie, dank eifriger Kirchen- und Schulpropaganda, nicht wenige Anhänger; sie nannten die Straße flugs nach der Zarin Eleonora. Seit 1918 ist es wieder die *Ulica Vojvoda Putnik*. Aber ewig gleich im Wechsel wandert ihr zu Füßen der Fluß unverdrossen fürbaß; schon Römer und Byzantiner haben sich in seinen grünen und klaren Wellen gespiegelt.

Von fünf Jahrhunderten Türkenherrschaft ist kaum etwas abgeblättert. Auf dem rechten Vardarufer bahnt sich westliche Art durch Staub und Gleichgültigkeit mühsam ihren Weg; europäische Läden, Barbierstuben wie in Wien oder mindestens in Belgrad, Wirtschaften mit Tischchen auf der Straße; um die Dämmerung herum ein Korso, pendelndes Auf und Ab von Uniformkappen, Popenmützen, Strohhüten, kurzen und sehr kurzen Frauenröcken; dazwischen einmal ein wandelnder Turm, der Führer der dritten Armee, General Milisavljević. Aber durch eine Villenstraße fahrend, schaut man arglos auf und erhascht noch gerade auf der Terrasse eines Hauses ein paar fliegende Gewänder; aufgescheuchte Vögel, flattern junge Türkinnen vor dem Zufallsblick des Fremden ins Innere.

Links vom Vardar jedoch wadet man mit einem halben Dutzend Schritten in den dicksten Orient mitten hinein. Ueberall Moscheen und Minarets, und im Gäßchengewirr des



Skoplje.

Bezistan, des Bazars, schlägt das Morgenland sein buntes Bilderbuch auf. In ihren winzigen Schragen hocken Opankenmacher, Kesselschmiede, Teppichhändler, Silberfiligranbastler, Fesbügler, Halwaverkäufer, alle in erhabener Trägheit der Kunden harrend — Allah schickt sie oder schickt sie nicht — alle umwittert von fast verächtlicher Ahnung nahen Endes; aussterbende Gewerbe, aufgesogen vom europäischen Warenversand; schon jetzt mengt er in ihrem Verkaufsstand Rasierklingen aus Solingen, Kopftücher aus Chemnitz und Taschenfeuerzeuge von Gottweißwoher unter den östlich feinen und zierlichen Krimskrams. Vorbei an den Schätzen schreiten Arnauten, ganz in schwarzgesäumtem Weiß, das weiße Käppchen auf dem Blondhaar, langbeinig, mit der Würde eines Sioukhäuptlings; Esel, beiderseits einen Korb voll süßer Melonen, winden sich durch das Gewimmel; Zigeunerbuben setzen dem Treiben den Akzent ihrer Verlumptheit auf, und umspielt ist das alles von dem unvergeßlichen Geruch des Orients; er weht nicht aus den Rosengärten von Gülistan, er ist ein Duftgemisch von verdorbenem Kohl, verbranntem Kautschuk und ausgiebig getragenen Fußlappen.

Lange war noch unter dem Halbmond Skoplje bedeutender Stapelplatz; im siebzehnten Jahrhundert lagen Juden, Griechen und Armenier dem Handel ob; noch im achtzehnten Jahrhundert zeigten sich italienische Kaufleute aus Ragusa und Venedig. Dann freilich verkam, verfiel, verluderte alles; die Türken kreuzten die Arme über der Brust. Heute liegt die Stadt wieder an dem Schnittpunkt großer Verkehrswege aus und nach Makedonien und Altserbien, südslawische Tatkraft wird sie zu neuer Handelsblüte wecken. Man muß den Bürgermeister Bukvić hören und ihm in die Augen schauen; darin leuchten Wachsein und Wille. Mit einer philosophischen Fakultät beginnt noch in diesem Herbst die geistige Europäisierung Makedoniens; ein Plan zum Umbau der Stadt harrt in Belgrad nur der Unterschrift des Ministers, um tausend Hände sich regen zu lassen. Aber Herr Bukvić greift weiter. Die Treska, in der Nähe in den Vardar stürzend, hat Wasserkräfte sonder Zahl zu verschenken; deutsche Arbeitskraft und deutsches Geld hierher, und in eine große, belebte, werteschaaffende Werkstatt wandelt sich das Märchen aus Tausend und eine Nacht.

Und nur der Orientale nimmt Pesthauch und *Denga*, Moskitos und Malaria mit lässigem: Kismet! als Gottesgaben hin. Austrocknung der Vardarsümpfe zerstört die Fieberherde; die wirtschaftliche Entwicklung entreißt Skoplje nicht nur dem Schlaf, sondern auch den Klauen der verschiedenen ortsüblichen Seuchen.

*

Erinnerungen, ein Jahrzehnt alte, melden sich. Hier in der Nähe warfen sich die Derwische in ihrem Veitstanz hin und her, mittelalterlich schäumende und röchelnde Orgie der Besessenheit; dort in dem kleinen Gärtchen sprach man, nach nächtlichem Eilmarsch von Prizren ausgepumpt und hinter jedem Satz dem Schlaf wehrend, zu den drei Dutzend Sozialisten Skopljes. Heute ist der Kommunismus ein Stück Macht; nirgends sprießt nach den Wehen dieser Unheilsjahre das Blümlein Zufriedenheit, und alle Unglücklichen und Verbitterten strömen den gründlichsten Verneinern der Gegenwart zu. Aber in Serbien ist der Kommunismus eine Rückbildung des Sozialismus von Karl Marx zu Svetozar Marković; auch er glaubte einen ganzen Geschichtsabschnitt, den des Kapitalismus, überspringen zu können, und knüpfte die sozialistische Gesellschaft an die bäuerliche Hausgenossenschaft an. Und in einem Wirtschaftsstande noch diesseits des Fabrikbetriebs und bei der patriarchalischen Denkweise des Menschendurchschnitts hier haben sicher die meisten Anhänger des Kommunismus in Skoplje vom ABC des Sozialismus kaum den Buchstaben A begriffen. Leider ist Dušan Cekić nicht da, einst rüstiger Werber für die Sozialdemokratie, heute einflußreicher Führer der Kommunisten; er müßte in diesem Punkt vor die Klinge.

Aber die Arme rührt der Kommunismus; eben wird sein Blatt, die „Sozialistische Morgenröte“, zum ersten Mal auch in türkischer Ausgabe auf den Straßen ausgerufen.

*

Von türkischen Friedhöfen ist Skoplje umkränzt, doch keiner mahnt an den düster schweigenden Cypressenwald, an die melancholische Totenstadt des asiatischen Skutari; nur zähes, gedörrtes und staubvergilbtes Gras wuchert um durcheinandergetorkelte Grabsteine mit krausen Koransprüchen.

Von 1915 bis 1918 war Skoplje auch die Stadt der Etappenlazarette; mancher deutsche Knabe, an der makedonischen Front getroffen, kam auf dem Wege zur Heimat nicht weiter als hierher; auch die Malaria gab den Sargtischlern Brot.

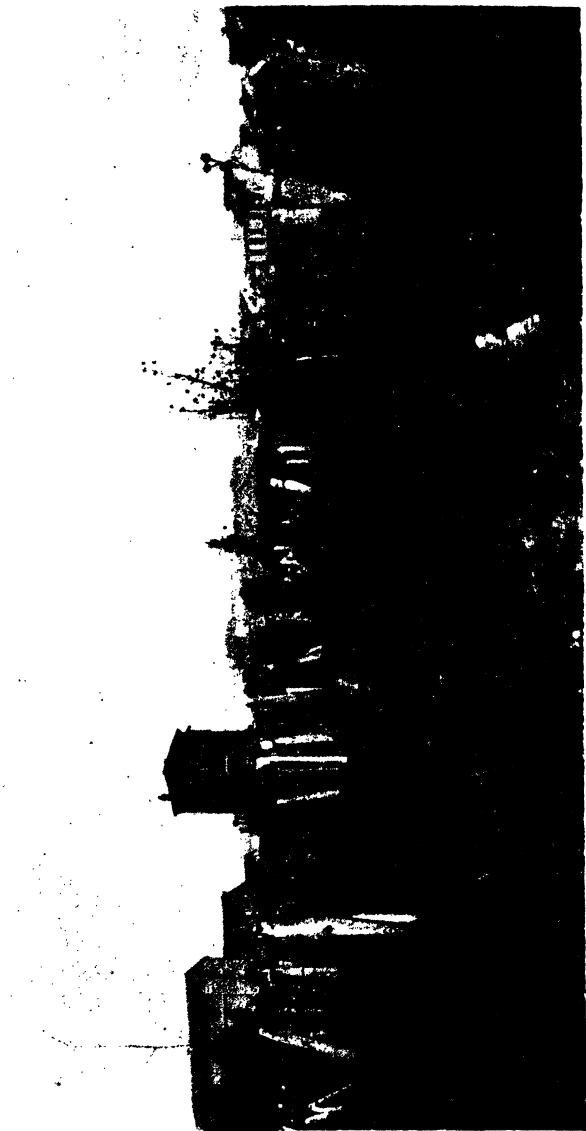
Wir forschen nach dem deutschen Soldatenfriedhof. Aber die Einheimischen haben noch keinen Präzisionsmechanismus im Kopf wie wir, sondern etwas Formloses, nebelhaft Schweifendes; genaue Fragen werden durch Antworten auf gut Glück zu schanden gemacht; es ist ja alles so unwichtig. Nach vielem Mühen erst weiß man Bescheid.

Die Grabstätte klebt nah der Stadt an der Lehne eines kalten und kahlen Hanges; wie die nackten Glieder eines trägen Untiers dehnen sich rings die makedonischen Berge; in grauer Ferne spießt sich der Ljuboten, der höchsten Balkangipfel einer, an den Himmel. Durch eine Trostlosigkeit von bösartigem Distelgestrüpp arbeitet man sich bis zu den Gräbern vor: rechts ein William Parker vom *Scotch Artillery Corps*, links ein Pierre Lebrun vom *72^{ième} de ligne* — Franzosen und Engländer liegen hier, nebeneinander geschichtet, Reihe um Reihe, Hunderte um Hunderte; zum Ententefriedhof hat man uns gewiesen.

Ich gehe durch die gleichgültigen, uniformen, schwarzlackierten Eisenkreuze mit den weißen Nummern und Namen, bewegt von denselben Gedanken, denselben Gefühlen, derselben wehen Bitternis, als ob Söhne deutscher Mütter hier lägen. Ob sie eine Grete, eine Madeleine, eine Mary küßten, sie alle küssen heute nicht mehr; ob Johann, Jean, John, sie alle sind Opfer der wilden Sinnlosigkeit, die noch in den entlegensten Winkeln der Welt solche Kreuze in den Boden gesteckt hat.

*

Vor dem Hotel Sarajevo, dicht bei der Vardarbrücke, harren wir des Kraftwagens bei einem Fingerhut türkischen Kaffees. Halblinks vor uns das Theaterchen; Mosenthal und die Birch-Pfeiffer gehen noch manchmal in ihm um; halbrechts eine ausgemusterte Moschee gleich einer Bühnenkulisse aus bemalter Pappe. Vorbei tröpfelt der Verkehr eines Uesküer Morgens, keinesweg aufregend. Imams mit weißem Turbantuch, Offiziere und Soldaten in Lehmgelb; ein befester Bursche auf dem Maultier, die nackten Füße in Steigbügeln aus einem



Skoplje. Türkenfriedhof.

Stück Schnur; Arnauten mit langen, wiegenden Schritten, ein Pope unter hoher, schwarzer Mütze, Büffelkarren mit Melonenbergen; Schuhputzer, mit halb scheuen, halb frechen Augen nach Verdienst spähend; Bürger in europäischer Tracht wenig, noch weniger Frauen; vielleicht werden sie in den Harems festgehalten, vielleicht ist es noch zu früh am Tage — wer will es sagen?

Eine Hupe krächzt. Sechs Fuß Länge, in Lehmgelb und Wickelgamaschen, mit einem kantigen und kühnen Gesicht als oberem Abschluß, melden sich und heißen Čedomir.

Napred! Vorwärts! Der Pfeil schnellt von der Sehne.

*

Die sumpfige Vardarniederung mit Schilf und Riedgras hat uns; an größeren Tümpeln stehen Reiher stelzbeinig und fischen; Sperber schießen durch die Morgenluft; bald werden sich wohl auch Geier und Adler zeigen, und ließ sich der Professor gestern nicht über eine geplante Bärenjagd aus?

Selten ein kümmerliches Haus; noch viel seltener ein Dorf, erdfarben und kaum sichtbar an einen Berghang geduckt; das Menschengeschlecht ist erloschen.

Holzbrücke über den Vardar; Anstieg in Spiralen; unten schimmert der Fluß. An grünem Gebüsch haftet noch, Abschied nehmend, das Auge; dann schluckt die vollkommene Wüste den letzten Trost. Die Berge sind ineinander geschoben, wild und kahl; das wenige Gestrüpp und Gras auf ihren nackten Flächen ist von der Hitze gedörrt und vergilbt. Kein Baum, kein Haus, kein Mensch; mit jeder Viertelstunde friert tieferes Grauen vor dieser Oednis in die Seele ein.

Treitschkes Wort wird schauerlich sinnfällig; wahrhaftig, als ungeheure Schuttlawine hat sich die Türkenherrschaft der-einst über diese Gebiete gewälzt. Im Mittelalter rauschte und brauste auch hier das Leben; Getreide, Wein und Erze; eine feudal gestufte Gesellschaft; Lebensformen kaum anders als in Westeuropa; fruchtbringende Arbeit und verfeinerte Behaglichkeit; trotzige Burgen und prächtige Kirchen. Der Krummsäbel des Osmanen hieb mit einem Schlag eine hoffnungsvolle Ent-



Dorf in den Bergen.

wicklung durch; die Menschen verwandelten sich in Sklaven, die Felder in Brachland, die Wälder in Wüsten; alle Uhren blieben ringsum stehen, ein halbes Jahrtausend lang.

Eine riesige, gelangweilte Fratze mit spärlichen Bartstoppeln starrt uns das Hochland an.

*

Mitten in tödlicher Einsamkeit überrascht ein Friedhof an der Fahrstraße. Von schwarzlackierten Eisenkreuzen buchstabiert man englische Namen. Der Falke erinnert sich; an dieser Stelle lag ein britischer Kraftwagenpark etliche Monate just in der Malariazeit.

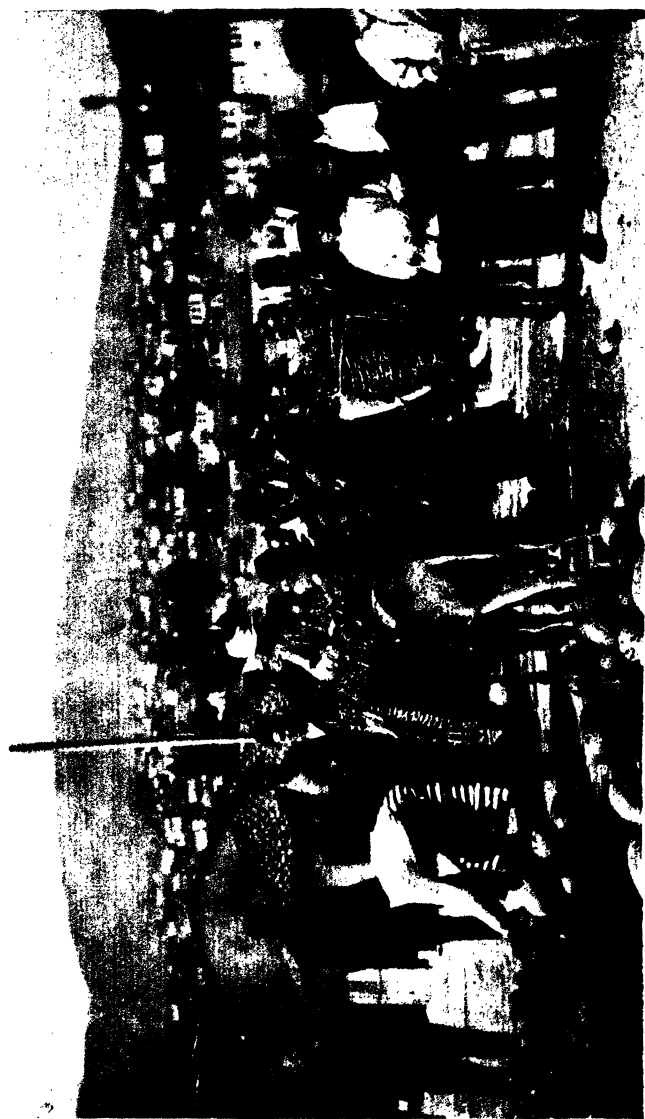
*

Die Augen weiten sich: an der talwärts fliehenden Straße ein paar Baumgruppen und Gehöfte! Das Herz klopft stärker: grüne, wahrhaftig grüne Gemüsegärten! Terrassenförmig steigt beiderseits des Vardar Veles auf; übereinander gelagerte weiße Häuserreihen blicken aus tausend kleinen Fenstern neugierig zum Wasser herab; Minarets und der massig viereckige Turm einer orthodoxen Kirche drängen sich vor.

Die Türken nennen die Stadt ihrer Brücken wegen Köprülü. کوپرلوی

Ueber eine von ihnen, niedrig und hölzern, steuert man zu dem Viertel rechts des Flusses steil empor; auf zerfahrenen Steinen, an türlosen Mauern entlang, durch gaffende Blicke. Oben an einer Bucht der Hauptstraße, fast einem Platz, steht ein Gasthaus mit großen, in Quadrate geteilten Glaswänden. Nicht ohne Feierlichkeit rückt der Wirt einen Tisch zurecht, breitet umständlich ein abschreckend schmutziges Tuch darüber, bedeckt dieses liebevoll mit einem womöglich noch fleckigeren Gewebe; ein mathematischer Kopf: Minus mal Minus gibt Plus, zwei unsaubere Tischtücher übereinander gleich einem reinen! Aber er hat ja gar nichts in der Speisekammer; nach all den wichtigen Vorbereitungen fällt es ihm siedendheiß ein. Eier? *Jok!* Vielleicht etwas kaltes Fleisch? *Jok!* Dann irgend etwas! *Jok!*

Dies ist das Land „*Jokluk*“! Kopfschütteln bedeutet hier Ja; zum Zeichen des Nein nicken die Eingeborenen langsam und bedächtig. Aber meist nicken sie; für alle Fragen,



Veles.

Wünsche, Anregungen und Befehle haben sie das ewige, unerschütterliche *Jok*, dieses unleidlichste Türkenwort; immer umschließt es eine Verneinung, je nach der Betonung zart oder grob: Bedaure sehr! Geht nicht! Ausgeschlossen! Nichts zu machen! L—äß mich in Ruh!

*

Ein Schild am Vardar bedeutet: *Garnisonsko Kupatilo!* Garnisonbad! Ein paar Zellen, ein Plankengerüst mit Geländer, eine Treppe ins Wasser; alles recht sauber und erstaunlich fest, für die Ewigkeit gefügt. Aber ein Blumentopfständler, roh, weißgetüncht, mit grüner Pflanze, neben einer Ruhebänk auf dem Podest verrät die Bauherren; diese Anstalt haben Deutsche „zur Danachachtung“ zurückgelassen. Merkwürdiges Volk! Stürmt, von seinen Herren vorwärtsgepeitscht, über die Leichen ganzer Länder in die Welt, aber nicht nur zerschossene Städte und verbrannte Häuser, sondern auch weißgestrichene Blumenkästen bezeichnen seine Spur.

Auch sonst sind nicht vergebens drei Jahre lang deutsche Kommißstiefelzwecken an den Steinen von Veles abgeschliffen worden; blankäugige und barfüßige Zigeunerbrut wittert den „*Germanec*“ und umschwärmt uns mit hellem: „Schuhputz?“ „Schuhputz!“

Bei uns zu Hause, nicht wahr, spuckst Du als Besucher in der Regel nicht auf den Teppich der guten Stube; so schleppt im Südosten Europas, im ganzen Orient, nur ein ausgewachsener Flegel an seinem Schuhzeug Sommers den weißlichen Staub und Winters den zähen Schlamm der ungepflasterten Straßen in fremde Häuser. Daher die Bedeutung der Schuhputzergilde! Dem *Čevapčić*händler am Eck kaufen wir zwei Teller seiner gerösteten Fleischröllchen ab; ob der Staubschicht auf seiner Fußbekleidung war er ehrlich bedrückt; jetzt rehabilitiert er sich vor sich selber; schon arbeitet, auf dem Boden kniend, ein Zigeunerbub mit Lappen, Bürsten, Fett, Wichse und Speichel emsig drauflos. Vielleicht taucht der nächste Käufer von *Čevapčići* in einer halben Stunde am Horizont auf; bis dahin vertragen die Stiefel abermals eine Säuberung; so frißt der teuflische Staub ein gut Teil des Verdienstes. Ganz national-ökonomisch und marxistisch gesprochen, verhindert der Staub

in der trockenen und der Schmutz in der nassen Jahreszeit die ursprüngliche Akkumulation des Kapitals; er hemmt den wirtschaftlichen Aufschwung; er ist die Wurzel alles Uebels und aller Laster Anfang.

Es mahnt und lockt, bittet und schmeichelt um uns her: „Schuhputz?“ „Schuhputz!“

*

Am Schlupfloch seines Obstkrams lauert ein Alter, fast ehrwürdig, zweifellos triefäugig; um keinen Preis verscheucht er die Fliegenlegionen von dem rötlichen Fleisch der vor Reife halbaufgeplatzten Feigen; das wacklige Schild zu seinen Häupten weist ihn als Herrn Jordanović aus. Aber die Endung leuchtet neuer als die acht ersten Buchstaben. Was gilt die Wette? Unter den Türken hieß er einfach Jordan, verwandelte sich 1912 beflissen in einen serbischen Jordanović, stand 1915 als bulgarischer Jordanov harmlos an seinem Schlupfloch und lebt seit zwei Jahren wieder seelenruhig als Jordanović weiter; Name ist Schall und Rauch.

Das Problem reizt. „Was bist Du, Serbe oder Bulgar?“ Der Alte schielt mißtrauisch, krächzt: „Ein Makedonier!“

Zwei Moslems, mit Fes, in ärmellosem, gesticktem Jäckchen, antworten: „Makedonier!“

„Aber seid ihr nicht auch Serben?“

„Jetzt gehören wir zum serbischen Staat; darum sind wir jetzt Serben.“

Čedomir schaut und hört, an seinen Wagen gelehnt, zu; er knurrt verächtlich: keine zehn „richtigen Serben“ in dem ganzen Nest; lange genug hat er hier gelegen.

Als Ablenkung bricht ein Hochzeitszug um die Ecke. Reiter auf allerhand Mähren, einer mit riesiger blaurotweißer Fahne, Zigeuner tutend und fiedelnd im Wagen, viele Fiaker mit dem Brautpaar, den Hochzeitspaten, den Gästen hinterdrein; Zuerufe und Schüsse. Aber schlecht verschwistert sich dem alten, farbigen Brauch die eintönige, städtische Tracht.

*

Kommiß ist Kommiß, aber Unterschiede und Abstufungen gibt es. Ein Sanitätsoberst aus dem Kriegsministerium, ein hohes Tier, gleich uns auf der Fahrt von Skoplje nach Monastir,

hat uns in Veles eingeholt und Betriebsstoff mitgebracht. Sein Kraftfahrersoldat gräbt vergeblich die Taschen nach Streichhölzern durch, wendet sich dann arglos mit der Bitte um Feuer an die breiten, silbernen Achselstücke und erhält ebenso selbstverständlich Zündung für seine Zigarette!

*



Auf glatter Fahrstraße von neuem südwärts; unter grausam drückender Sonne. Rechts und links ödet die unbittliche Kahlheit leerer Bergkuppen; eine Landschaft wie am ersten Schöpfungstag; eine Landschaft wie am ersten Weltuntergangstag; Menschen, Tiere, Pflanzen sind schon von der Erdoberfläche weggesengt; ausgebrannte Schlacke nur einer Landschaft.

Die Kilometer werfen wir rüstig hinter uns. Aber nur alle Stunde einmal entdeckt man eine ärmliche Häusergruppe weit von der Straße, eine Herde stämmiger Büffel mit einem urzeitlich zottigen Hirten, eine reisende Familie, der Mann mit langem Stab zu Fuß, die Frau auf einem Saumtier, ein Kind an die Brust geschmiegt; nicht anders ist einst Joseph, Zimmermann aus Nazareth, mit seinem Weib und dem Jesuskinde gereist . . . Aber Dörfer, Herden, Reisende ziehen wie unwirkliche Schatten vorbei; das Wirkliche ist die weite Todeseinsamkeit, das erbarungslose Braungelb des Landes und der Sonnenbrand!

Nach einem Fleckchen Grün schreien Auge und Seele.

Dennoch Wonne des Da-Seins! Ja, man ist da, jeden Augenblick Mittelpunkt der Welt, in dem alle Strahlen zusammenlaufen, alle Lichter sich spiegeln, alle Töne ineinanderbrausen; traumhaft spürt man es und doch doppelt eindringlich, wenn sich der Wagen in die durchglühete Leere des makedonischen Landes schnellt und die Luft, Welle um Welle, an den Schläfen vorbeischießt.

Allen Sauerstoff der Erde in die Lungen; noch sitzt kein Kalk in den Adern! Später kommt der Winter, die große Vergletscherung, das Alter; einzige Freude dann nach Fontanes umfassendem Wort: in der Sonne sitzen und blinzeln.

*

Durcheinander und in Mengen schmausen wir Melonen, Pfirsiche, Trauben und frische Feigen; die Lippen triefen vom Saft, die Zunge klebt von der Süße der südlich durchgereiften Früchte.

Die indischen Bramahnen dürfen, von Bauchgrimmen überfallen, nicht auf einer großen Straße in die Kniebeuge gehen, nicht auf Asche, nicht auf gepflügtem Grunde, nicht auf einem Berge, nicht auf einem Nest weißer Ameisen, nicht auf einem Graben, nicht am Flußufer, nicht auf Brennholz; sie dürfen dabei nicht nach der Sonne, nicht nach dem Wasser, nicht nach Tieren sehen.

Manchmal stoppt der Wagen eilends; gottlob sind wir an törichte brahminische Regeln nicht im geringsten gebunden; nur die Warnung vor dem Ameisenhaufen hat Hand und Fuß. Danach verzehren wir wieder Pfirsiche, Melonen, Trauben und frische Feigen.

*

Die Babuna-Planina riegelt als mächtiger Gebirgszug die pälagonische Ebene nach Norden ab. In Serpentinien drehen wir uns hinan; die Straße flößt Vertrauen ein, das Wetter strahlt auch hoch oben mittäglich; auf dem Karawankenkamm im Loiblpaß zwischen Krain und Kärnten blieben wir voriges Jahr im ersten Schnee stecken; kaum später in der Jahreszeit.

Grünes Gebüsch und Jungholz bringen Erlösung aus den Klauen des Bösen nach all dem nackten Gestein, all dem gelben Lehmgrund und all dem weißen Straßenstaub. Munter, wie eine zähe albanische Bergziege erklettert das kleine Auto Windung um Windung; unseren Blicken rollt sich die Welt mit jeder Steigung breiter auf. Das Einkehrhaus am Fuß der Straße schrumpft zu einer Streichholzschachtel zusammen; die Amerika-Rückwanderer mit vollgepackten Reisewagen wimmeln als schwarze Punkte um die Streichholzschachtel.

Windung um Windung; höher und höher. Die Lungen blähen sich voll mit hellerer, leichter, freudigerer Luft; klarer Bergquell netzt die verbrannten Lippen; man trinkt, trinkt, trinkt.

Unweit des Kammes mitten auf der Straße liegt ein in die Knie gesunkener Elefant: ein riesiges graues Sanitätsauto mit Achsenbruch; *American Red Cross*; zwei Misses stehen gelangweilt daneben, harrend, daß das Schicksalsknäuel ihres makedonischen Aufenthalts weiterrolle; von Monastir wollen sie



Auf der Babuna Planina.

nach Skoplje; nun sitzen sie fest. Man kaut englische Brocken; man wird in Prilep ans Telephon stürzen, *o yes*; man wird in Monastir Hilfe auf die Beine bringen, *very well*.

Jetzt noch der Kamm; Zacken und Kogel ringsum, Schrof-fen und Spitzen; ein letzter Druck und Ruck, und der Riegel ist gesprengt; in die nördlichste Halde der pälagonischen Ebene rollen wir sanft und genießerisch Kurven abwärts.

Ueber ein Kleines nimmt uns das Türkenviertel von Prilep auf; ausgestorbene, verschwiegene Gassen mit Holzgitterwerk

vor den Fenstern und abweisenden Häuserfronten; tief verschleierte Frauengestalten verschwinden, vor unserem Kodak ängstlich, durch zauberschnell sich wieder schließende enge Pförtchen hinter langen, weißen Mauern. Eine Schar halb-wüchsiger Moslems begrüßt uns grinsend und johlend; schmutzige Hände fliegen zur soldatischen Ehrenbezeugung an schmutzige Fese; einige heben sich durch auffallend blaue Augen und verdächtig blondes Haar von dem Rudel ab. Vielleicht haben deutsche Weltkriegier auch in Prileper Harems eine Gastrolle gegeben.

Schnöder Verdacht! Die Träger der glorreich germanischen Rassemerkmale sehen samt und sonders schon seit zehn, seit zwölf Jahren in die Welt. Erkläret mir, Graf Oerindur,

Erklärt mir, Houston Stewart Chamberlain,
Wie konnte nur in Prilep das geschehn?



In Prilep hat im letzten Drittel des vierzehnten Jahrhunderts der serbisch-makedonische Despot Marko Hof gehalten, kleiner Herrscher eines kleinen Gebiets und obendrein Vasall der neuen türkischen Herren. Er machte seine Sache schlecht und recht; die unbestechliche Muse der Geschichte berichtet nicht viel Rühmliches und auch nicht viel Unrühmliches von ihm; sie sieht eher über ihn hinweg. Aber die Volkssage ist unberechenbar und voller Launen; just diesen gleichgültigen Durchschnittsaunkönig erkor sie zu ihrem Liebling und umgürtete ihn mit allem, was durch die Jahrhunderte der Knechtung in der serbischen Raja an Heldischem lebte, wie mit den schimmernden Goldplatten eines königlichen Panzers. Durch zahllose serbische Volkslieder reitet Marko Kraljević zu Streichen, Abenteuern und Gelagen, mit einem Rock aus Wolfsfell, unter einer Pelzmütze mit Silberschmuck, in Beinkleidern, „jedes Paar von Dukaten gelb“, zur Seite die ziselierte Damaszenerklinge, ein großer Fechter und ein großer Zecher; den „obersten und unbezwinglichsten aller serbischen Helden“ nennt ihn Goethe.

Einst hat Sultan Murat „in der weißen Stadt Adrianopel“ ein Verbot erlassen, im Monat Ramazan Wein zu trinken, einen grünen Dolman zu tragen, einen eingelegten Säbel umzugürten und mit Frauen sich im Reigen zu drehn.

Marko dreht mit Frauen sich im Reigen,
Marko gürtet sich mit eingelegtem Säbel,
Marko trägt auch einen grünen Dolman,
Marko trinkt im Ramazanmond Wein
Und reizt noch die Hodžas und die Hadžis,
Daß auch sie Wein mit ihm trinken.

Zwei Kawassen, von dem Sultan ausgesandt, den Frevler vor den großherrlichen Divan zu laden, treffen den Helden in der Schenke, „vor sich einen Becher von zwölf Oka“. Ob ihres Auftrags ergrimmt Marko

Und ergreift den Becher mit dem Weine
Und schlägt auf des Sultans Boten.
Kracht der Becher, krachen auch die Köpfe,
Und es fließt so Blut wie Wein.

Dann reitet er frohgemut zu Hof, die Mütze im Gesicht, Streitkolben und geschliffenes Schwert zur Hand, und setzt durch kühne Antworten den Sultan außer Fassung; der holt hundert Dukaten aus der Tasche

Und er gibt sie Marko Kraljevič,
Schreitet Marko fürbaß und trinkt Wein.

Auch des Recken Streistroß, der berühmte Schecke Šarac, säuft seinen Zuber Wein zu zwölf Oka Hafer; beide in ihrer erprobten Stämmigkeit hat Ivan Meštrovič für seinen Kosovo-tempel in Stein gebildet. Wie Rotbart im Kyffhäuser, schlief Marko Kraljevič in einem Berge einen langen Schlaf, aber den Befreiern von 1912 ritt er zu Sieg und Glück voraus; in den Geschützdonner von Kumanovo drang das Wiehern des Schecken Šarac.

Vor uns ragt über Minarets, Dächern und Baumwipfeln, scharfe Silhouette gegen einen blassen und zarten Abendhimmel, der zweigipflige Berg mit den Trümmern und Turmresten von Markos Burg und Stadt, der sagemumkränztteste Fleck der ganzen Balkanhalbinsel.

Sonntag ist; Prilep blinzelt durch halbgeschlossene Augenlider; die Werkstätten seiner berühmten Schmiede und Verzinner feiern; die hier gefertigten Aexte und Hacken sind bis Prizren und Skoplje begehrt. Auch die Kaufleute pfeifen heute auf ihren Ruf als besonders gerissene Geschäftemacher; sie halten ihren *Kef*, aber von den leckeren Verdiensten des Handels mit dem beliebten Paprika oder mit Opium künden längs der Oraovačka Reka reiche Häuser in hochummauerten, grünen Gärten. Gefälliger bietet sich Prilep dar als das kaum kleinere Veles.

Ein Pope, die Knie auf seinem Pferd angezogen, schunkelt über den Platz. Ein Hochzeitszug überquert die Holzbrücke, Brautpaar, Paten und Gäste städtisch aufgemacht, aber halb beschämt, halb stolz trägt, wohl nach alter Sitte, ein Junge einen großmächtigen Kuchenfladen auf dem Kopf voran.

Schreiten nun dort, festlich geschmückt und ihres Schmauses und Vergnügens sicher, Serben oder Bulgaren daher? Vernimm einen Serben, er beteuert das eine, wende dich an einen Bulgaren, er beschwört das andere; wenige Städte wurden im makedonischen Nationalitätenkampf so umstritten wie Prilep.

An der Brücke spielen Buben; einer wird durch Fragen nicht in Verlegenheit gesetzt.

„Ich bin ein Serbe, aber das“, und er zeigt auf die andern, „sind Makedonier“.

„Woher bist du denn?“

„Aus Niš!“

„Sind die andern nun auch Serben?“

„*Ja sam stari Srbin i oni su novi Srbi*“, erwidert er pfiffig, „ich bin ein alter Serbe und sie sind neue Serben.“

So ganz überzeugt sehen allerdings die „neuen Serben“ nicht aus. Zum Lohn für Aufgewecktheit und Helläugigkeit aber darf er auf dem Trittbrett des Wagens ein Stück mitfahren. Er ist der Sohn des Postdirektors, hat die Odyssee vieler serbischer Kinder hinter sich, den Rückzug durch Albanien, einen Aufenthalt in Frankreich, zwei Jahre davon in Ajaccio auf Korsika.

Vor dem Kaffee Beograd sitzen ein paar Prileper bei ihrem Fingerhut Sonntags-Mokka; höflich rücken sie bei Seite. Einer, mit gescheiterten Blicken unter angenehm gekräuselter Krimmermütze, hat in den Vereinigten Staaten gearbeitet; ein *Amerikanac*; die *Pečalba*, die Auswanderung zur Arbeitssuche hält, Folge sozialer Not, die Männer Monde und Jahre fern.

Befragt sind die Krimmermütze und ihre Begleiter Make-donier, aber so recht wollen sie mit der Sprache nicht heraus, scheu schauen sie um; anderes Bekenntnis als zum Serbentum scheint nicht geraten. Doch dem Deutschen schütten sie schließlich, zutraulicher geworden, ihr Herz aus. Ja, sie sind in bulgarische Schulen gegangen, sie haben zur exarchistischen Kirche gehört, Bulgarisches blieb so viel an ihrem Wesen haften, ihrer Seele Neigung hängt, was Wunder!, an den Bulgaren.

*

Im Vorzimmer des *Okružni načelnik* von Monastir, des Regierungspräsidenten oder Präfekten, Lukić mit Namen, genießt man den Ausblick auf Aktenschränke und tintenbekleckte Tische; zwei Minuten Geduld, bitte.

Drinnen raschelt die schwarze Trauerrobe einer Französin; sie ist über das Meer und über Salonik gekommen, einen Sarg mitzunehmen; 1917 oder 1918 traf es hier ihren Gatten. Am Südausgang der Stadt, bei der Abgabellung der Straße nach der nahen griechischen Grenze, starrt am Berghang ein Wald von Eisenkreuzen; Opfer des wütenden Ringens um Monastir liegen dort Serben, Franzosen, Engländer und Italiener; zu Hunderten, zu Tausenden. Seit November 1916 saßen die Alliierten schon wieder in der Stadt, aber Bulgaren und Deutsche wühlten sich auf den steinigten Höhen unmittelbar vor den letzten Häusern ein; zwei Jahre nahm ihr schweres Geschütz Straßenzeile um Straßenzeile zwischen seine zermalmenden Kiefer. Heute wandert man durch Monastir wie durch eine der nordfranzösischen Städte, von deren Graus getreue Abbildungen in jeder deutschen Schule hängen müßten, in keiner französischen Schule hängen dürften. Ganze Straßen in Schutt und Asche, ausgebrannte Gebäudeskelette, zu Pulver zerriebene menschliche Behausungen, umgelegte

Minarets, in Trümmer gesunkene Moscheen; ein einstöckiges Büdchen, zusammengeleimt aus einem prächtigen Dreistockhaus; ein Stumpf; unwahrscheinlich wirkt daran der eiserne Balkon.

Ueber dem allen fetzt der Perister mit scharfen Zacken in einen blauen Himmel.

Von viertausend zerstörten Gebäuden wird erzählt; kein Haus ist ohne Granatnarben, aber selbst durch den Leichen- geruch der Zerstörung dringt der Duft einer höheren, einer entwickelteren, einer europäischen Kultur als in dem größeren Skoplje mit seinem rein türkischen Firnis; von Prilep und Veles



Monastir.

redet man erst gar nicht. Abendländische Gesittung strahlt von den Küsten des Mittelmeeres bis hierher; schon vor der Eisenbahnverbindung war Monastir, heute slawisch Bitolj, durch nährenden Nabelstrang mit Salonik verknüpft; selbst im Schatten von Athen lag es ein wenig; Griechisch war Umgangssprache der vermöglichen Kaufmannsschicht; Griechisch gehört noch jetzt zum feinen Ton wie die scharfe Bügelfalte in der Hose und das möglichst bunte Seidentüchlein in der Brusttasche.

Darum ist Monastir noch lange keine Griechensiedlung; vielmehr wirrt ein Mosaik von Stämmen den Blick. Zwischen Agram und Belgrad sind dem Beg Ueberzieher und Hut ab-

handen gekommen. Einen Mantel amerikanischen Ursprungs warf ihm in der Hauptstadt ein gütiges Schicksal zu, aber Kauf einer Kopfbedeckung verschmähte er und schweift schon seit Wochen mit einer blau und schwarz gestreiften Badekappe durch Gottes schöne Welt. In diesem Karneval farbenreichster serbischer, bulgarischer, walachischer, griechischer, albanischer, türkischer und jüdischer Volkstrachten erregt es kein Aerger-nis; Hut *à la Franka*, Fez, Turban, Albanerkäppchen, Lamm-fellmütze, Badekappe — warum nicht? Nur einmal schwirrt die Frage auf, ob mein Sekretär ein Arnaut sei.

Die Bitoljer selbst kennen sich nicht aus vor gräzisierten Slawen, gräzisierten Walachen, slawisierten Cincaren, weder gräzisierten noch slawisierten Aromunen, reinen Slawen, wirk-lichen Türken, richtigen Griechen, unverfälschten Arnauten, wieder slawisierten Albanern und albanisierten Slawen, zudem Juden, überdies Zigeunern, — der Atem stockt dir, mein Lieber! Und in diesem Durcheinander schuf die nationale Propaganda der verschiedenen Völker Menschen nach ihrem Bilde. Nicht nur Schulen der Türken gab es, der *Alliance Universelle Israélite*, der katholischen Lazaristen, sondern auch ein griechisches, ein serbisches, ein bulgarisches und ein rumänisches Gymnasium. Nach jeder armen Seele wurden Netze ausgeworfen; Charakter-festigkeit und Volksbewußtsein der Makedonier gediehen nicht zum besten dabei; mancher strebende Jüngling nahm das griechische Gymnasium als Konstantinas mit, rutschte durch das serbische als Konstantinović, saß als Konstantinov zu den Füßen bulgarischer Lehrer und landete als Konstantinescu bei den Rumänen. Die Slawen nennen sich wie überall *Makedonci*, stehen zwischen Serben und Bulgaren, können so und können auch so; springt dort aus der Kneipenwand nicht gar neben dem Oeldruck Peters I. die Cyranonase des bulgarischen Ferdinand; für alle Fälle? He, Wirtschaft! Aber man be-schwichtigt; es ist nur Georg von England.

Mit einem Kommunisten, beileibe nicht dem ersten besten, nein, einem geachteten Führer bummeln wir durch das christliche Händler- und Handwerkerviertel; Buden und Schragen wie bei den Türken auch; große Körbe voll Paprika, vor blauen Häuser-wänden, zischen rot, grün und gelb so recht in impressio-

nistischer Farbenfreude auf. Ganz nebenbei plaudert unser Begleiter über die zwei, sich übrigens nicht befehdenden kommunistischen Richtungen in Bitolj; die einen sind Republikaner, die andern Monarchisten; er beispielsweise ist für den König Peter. Unbefangen schaue ich ihm ins Auge, stockernst, und schreie in mich hinein. Doch der Beg streift den Blütenstaub von dieser Minute; staunend, eindringlich, mit erhobener Stimme sucht er sich des Bekenntnisses zur Räteregierung mit dem König an der Spitze noch einmal zu vergewissern; da tritt, verschüchtert, der andere den Rückzug zur Republik an

*

Mitten durch die Stadt fließt in ausgemauertem Bett der Dragor, gesäumt von breiten, gepflasterten Staden mit Baumreihen und stattlichen Häusern. Auf dem linken Ufer unweit des Quais bietet sich die *Isakije Džamije* als würdigste der vielen Moscheen Monastirs dar; bei der Beschießung hat sie Glück gehabt. Der Imam mit seinen Hodžas empfängt uns; gemessene Verbeugungen, Hand an Brust und Stirne drüben, aber hüben auch Hand an Brust und Stirne; oh, den guten Ton im Verkehr mit Moslems beherrscht man auch ein wenig. Die Schuhe jedoch harren nicht mehr an der Pforte der Rückkehr ihres Besitzers; das war einmal; jetzt sind die Franken die Herren.

Eine mächtige Kuppel, steile Säulen; kühle und lichte Ruhe; Teppiche in satten, leuchtenden Farben, in Asien gewoben, aus Stambul bezogen, überspannen den Fußboden die Länge und Breite; ohne Laut wandert der Zeiger einer hohen Standuhr durch die Stunden; die Unverständlichkeit der Koransprüche an geräumigen, weißgetünchten Wandflächen vertieft unsere innere Beschaulichkeit. Die Türken waren die Verderber dieses Landes, ohne Zweifel, aber ihre Gotteshäuser sind heller, luftiger, reinlicher und darum menschlicher als die anderer Bekenntnisse; sie verzichten auf künstliche Dämmerung, auf Weihrauch, auf Kerzen und auf die blutrünstigen Bilder gefolterter Heiliger.

Auch die Behausungen der Moslems haben viel für sich. Hinter hoher, abweisender Mauer mit gut verriegelter Pforte harrt ein Blumen Garten in allen grellen, in allen zarten Farben

und ein kühler, kühlender Springbrunn. Stufen hinauf. Das Erdgeschoß, eine Halle mit Holzsäulen, ließt in traulichem Halbdunkel; Polsterbänke ringsum mit Kissen. Im ersten Stock das Besuchszimmer ist europäisch, deshalb nicht ohne Krimskrums und Kitsch. Die neunjährige Afife trippelt mit *Slatko*, türkischem Kaffee und Zigaretten herbei, in gelbseidenem Hängekleid, das schwarze, straffe Haar in die Stirn gekämmt, einer japanischen Puppe gleich.

Beg, das sind wirkliche Begs, Afifes Papa und sein Freund! Gestern noch auf stolzen Rossen, heute von der Melancholie einer abgedankten Herrenschicht und untergehenden Rasse seltsam umwittert, klagen sie über die neue Zeit; sie verdrehen die Augen über die Agrarreform; sie machen sich über Gebühr klein. Kaum zehn der Ihren seien Besitzer von mehr als dreihundert Hektar; ein Drittel des Bodens werde mit Landarbeitern bestellt, ein Drittel gegen Naturalzins vergeben, das letzte Drittel gegen Bargeld verpachtet. Jetzt freilich schafft kein Gold Lohnarbeiter herbei, und die Pachtbauern lachen dem Zinseintreiber ins Gesicht. Gut, sollen sie das Land nehmen, aber ein Recht auf Entschädigung haben die Begs doch wohl; ihr Grundbesitz ist ihr einziges Kapital; sorgenvoll halten sie Kopf und Fes schief.

Vor den Häusern des Judenviertels sitzen Familien vielköpfig und festlich, die Frauen in Hauben mit goldenem Rand; das fünftausendsechshunderteinundachtzigste Jahr ihrer Zeitrechnung beginnt heute. Im Gleichgewicht ruhender Kuppelbau, ähnelt die Synagoge von außen einer Moschee. Drinnen auf hölzerner Estrade mit Gitter amtet der Vorbeter, vor ihm geschart die Gemeinde, mit dem Kehrreim einfallend. Ich kenne das dicke Buch des Vorbeters nicht, ich verstehe seine Satzreihen nicht; auch auf den Refrain der Gemeinde kann ich mir keinen Vers machen. Aber Schmiß steckt in dem ganzen nicht. Eine gleichmäßig erhobene Stimme leiert; der auf der Estrade will ein unruhiges Meer zu seinen Füßen besänftigen. Doch alle zehn Atemlängen bäumt sich das Meer und schlägt Wellen bis zu ihm hinauf; wirrer Durcheinanderklang der Stimmen; *brouhaha* nennt der Franzose solches Getöse. Ein paar Greise, aus dem Alten Testament herausgeschnitten, mit hängendem



Monastir.

Bart und Löckchen, mit Käppchen und Kaftan, nehmen die Sache verteufelt ernst; sie hätten dabei Grund und Recht zur Langeweile; so oft haben sie schon mitgemacht. Ein Dutzend junger Burschen dagegen, ohne Kragen, mit Radfahrermützen benimmt sich schlechthin beschäftigungslos; sie zeigen keine Andacht und nichts von innerer Teilnahme. Bei unserem Eintritt reckt alles die Hälse; nur noch ganz pflichtschuldig bäumt sich das Meer auf. Draußen macht sich einer der Burschen mit seinem fließenden Jiddisch wichtig; er, einer aus Rußland zugezogenen Familie entstammend, beherrscht es unter diesen Sephardim allein; seit 1912 sind viele Juden nach Salonik auf und davon; die Gemeinde zählt nur mehr — na! so an die vierhundert Häuser.

Wieder streift der Fuß durch menschenleere, einsame türkische Gassen mit verschwiegenen Holzgittern vor den Fenstern und langen Mauern; dahinter weiß man Blumenbeete, ein schwatzendes Wässerchen und, ihren Tag verträumend, eine nicht mehr neunjährige Afife.

*

Vor dem Gefängnistor warten ein paar verkümmerte Bäuerinnen, ein Albaner strengen und stolzen Blickes, etliche städtischer Gekleidete, Anverwandte und Freunde derer hier drinnen. Auf dem Boden hockend, prüft ein baumlanger Gendarm die Mitbringsel; flache Kuchen werden gebogen, es kann eine Feile darin sein; Melonen schneidet er nach Kassibern auf, tastet ein armseliges, zusammengerolltes Hemd ab, läßt eine dunkle, zähe Brühe von einem Topf in den andern gießen. Die Häftlinge hängen am anderen Ende des Hofes in einem Käfig des ersten Stockes an Gitterstäben; mit heißen und gierigen Augen starren sie herüber.

Das alles muß, nur mehr in Grau und Nebel getaucht, Charles Dickens schon einmal beschrieben haben.

*

Sacht verrinnt ein geselliger Abend. Der redegewandte und lebenswürdige Präfekt zur Linken, die noch redegewandtere und lebenswürdigere Präfektin zur Rechten; der neue Divisionskommandeur, bis vor acht Tagen in diplomatisch-militärischer Mission in Rom; der Bürgermeister; der Gym-

nasialdirektor, schon zur Türkenzeit in Bitolj als „nationaler Arbeiter“ tätig; seine Gattin; noch ein paar Gäste. Der Beg brennt alle Feuerwerke seines Geistes für das „schönste Mädchen von Monastir“ ab; der Falke lächelt stillvergnügt, er



Monastir.

hat seine Gründe. Geplauder hier, Erörterungen dort; Trinksprüche auf Serbisch, auf Französisch dazwischen.

Den Serben hier unten, zumal den Beamten und Offizieren, scheint der südslawische Gedanke nicht immer lebendige Gegenwart; sie sprechen gern nur von Serbien; unter Jugoslawen ver-

stehen sie die *Prečani*, die „Drübigen“, die ehemals österreichisch-ungarischen Stammesbrüder jenseits der Save, Drina und Donau. Und in Makedonien fühlen sich alle in einer weltentlegenen Kolonie, in der Verbannung, in Sibirien; die Männer schneiden ein durchhaltefreudig patriotisches Gesicht und zählen die Tage, die Frauen seufzen: Ach Kragujevac! Ach Valjevo! Ach Negotin!; sie wagen kaum zu seufzen: Ach Belgrad!

Durch unerhellte Gassen trägt ein Gendarm die Laterne voran; Abschied, „Glückliche Reise!“, „Auf Wiedersehen!“, „*Zbogom, zbogom!*“

Meine hochherzigen Quartiergeber vom Stamm der Hellenen heißen mit Vornamen Leonidas und Aspasia; als Elfjähriger habe ich mir allerdings Leonidas und als Fünfzehnjähriger Aspasia erheblich anders vorgestellt. Tut nichts, es sind brave Leute. Aber der Schlaf will heute unter ihr Dach nicht einkehren; wie heimliche Unruhe liegt es im Zimmer. Ein Blick unters Bett; kein Kater Mirko; gestern Abend mußte er von dort mit einem Stock vertrieben werden. Ein Blick ins Bett; es ist blütenweiß und sauber, und die Sprungfedern knacken mollig einladend. Ein Blick nach den Fenstern; halb offen lassen sie Frische herein. Aber verhexte Nacht! Der Schlaf bleibt fern; der surrende Gedankenapparat hinter der Stirn ist nicht abzustellen.

Schließlich gibt der Klügere nach; ich ziehe mich an, schabe mir auf einem Stuhl stehend den Bart, der Spiegel hängt dicht unter der Decke, entzünde eine der köstlich starken makedonischen Zigaretten und kritzele in mein Tagebuch; beim Schein einer Unschlittkerze. Offen gestanden weiß ich zwar nicht, was Unschlitt ist; ich kenne zur Not Stearin- und Wachslichter, aber diese zerfaserte Nacht heischt gebieterisch als ein Stück Romantik eine Unschlittkerze.

Lange leuchtet sie mir nicht; ich reiße im Hausilur einen Sperrbalken zur Seite und trete in Hof und Garten. Sofort geht im undurchdringlichen Schwarz vielfältiges Rauschen durch die Bäume und blechernes Klatschen; Hunderte fetter Riesenkrähen streben erschreckt empor; man sieht sie nicht, man hört sie nur, die Unheilsvögel; ein Römer würde auf die



Monastir.

Weiterfahrt verzichten. Aber über den dunklen Baumkronen flimmern auch Sterne; einen mit starkem Glanz erkenne ich sofort; es ist die Venus.

Um fünf Uhr donnert Weckens halber ein Gendarm ans Hoftor. Cedomir fährt gutgelaunt seinen Wagen vor; stolz weist er auf drei Flinten, französische Militärgewehre, vom Divisionskommando uns überlassen; genug Patronen für ein mehrstündiges Feuergefecht. Die Kampfhandlungen gegen die Arnauten sind auf albanischem Gebiet zum Stehen gekommen; gleichwohl durchqueren wir jetzt verschriene Gegenden; an öffentlicher Unsicherheit sollen sie sogar mit Berlin wetteifern. Mit Berlin? Darin steckt sicher etwas Uebertreibung.

Mitten auf der Straße, auf den Gartenmauern, auf den Bäumen, auf den Häusergiebeln, in leeren Fensterhöhlen zerschossener Gebäude spazieren und sitzen Krähen sonder Zahl, selten ausgewachsene Burschen mit einem Gefieder von widerwärtigem Tiefglanz, gemästet vom jahrelangen Morden; aufmerksam und nicht ohne Hohn sehen sie von oben herab unseren Vorbereitungen zu.

Beg und Falke sind da; *napred!* Der Morgen ist frisch, blank, wie gewaschen.

*

Linker Hand der Perister, das hochgetragene Haupt in Wolkenschleier gesteckt, rechter Hand der Dragor; gestern dehnten wir uns noch nah der Stadt in seiner natürlichen Felsbadewanne. Bauern treiben Maultiere mit Holz- und Reisigbündeln zum Markte; am Wegrand, zur freundlichen Erinnerung an den Weltkrieg, schläft ein ganzer großer Haufen Geschützmunition, sauber ausgeführte, mit Oelfarbe gestrichene, mit vielen Toten geladene Granaten; im Herbst 1918 zurückgelassen, liegen sie gut; in keinem Kopf keimt der Gedanke, sie fort zu schaffen.

Die ersten Dörfer in Makedonien unmittelbar an der Straße wie daheim. Wieder einmal Serpentinaen hinauf. Oben läßt ein steinerner Brunnen, von den Bulgaren in allzu billigem Jugendstil angelegt, eine lange, lange Kolonne Büffelwagen, von Arnauten gelenkt, mit Mehl und anderem Bedarf für die Front beladen, vorüberziehen. Noch friert die Seele von der kahlen

Oede der Landschaft zwischen Skoplje und Prilep; darum schmeckt das Grün dieser Höhen wohlgefällig auf der Zunge; einmal schickt von Süden der blanke Spiegel des Prespasees Leuchtsignale zu uns hinauf.

Den bergab Gleitenden breitet eine Ebene, freundlich mit Mais und Tabak bebaut, die mütterlichen Arme entgegen. Čedomir steuert durch die grünen Gärten und weißen Häuser



Resen.

von Resen und hält zu Füßen einer kleinen Kirche mit seltsamem, offenem Glockenturm; sie lohnt das Anschauen, jawohl, Čedomir!

Schwärme von Buben um den Wagen.

„Na, was bist Du?“

Verständnisloses scheues Aufschauen.

„Er ist ein Türke!“ schreit der Chor.

„So? Und ihr?“

„Makedonier!“ schießt es wie aus der Pistole.

Der Herr Lehrer schlurrt neugierig herzu, eine ausgediente Militärmütze über faltig verkniffenem Gesicht; von den sieben-tausend Bewohnern Resens hält er ein Drittel für Mohammedaner, die übrigen für Slawen.

„Zbogom, gospodine!“

Von neuem geht es die Windungen einer trefflichen Kunststraße höhenwärts, die Petrinja, und abermals talwärts.

Bebuschte Hänge, Spätsommermorgen und grüne Einsamkeit. Durch alle Poren dringt prickelnd das Wohlbehagen am Dasein; das Leben hat seine Mériten. Man stemmt sich im Wagen weit zurück, der Blick gleitet in die Seligkeit aller blauen Himmel; man stößt den Zigarettenrauch langsam durch die Nase, auch dieser Sinn komme üppig zu seinem Recht; man zwinkert sich kennerisch zu. In Lappen ist abgefallen, was drüben im Westen, im Dampfkessel Europa die Hirne erhitzt; schon acht Tage haben wir keine frische Druckerschwärze gerochen; das radikale Blatt in Monastir fiel wegen der Badereise des Redakteurs gerade einige Wochen aus; wir fliegen den Ereignissen voraus ins köstlich Leere. Vielleicht stehen hinter den nächsten Bäumen ein paar unbedenkliche und vierschrötige Kerle mit vorgestrecktem Schießeisen, doch sie brüllen ganz sicher nicht: Diktatur oder Demokratie?

Aber selbst einem reisenden „Vergnügling“ wie Pückler-Muskau könnte Betrachtung etlicher Büffel auf der Wiese bekommen; gedrungene Tiere als in Serbien sind es, mit längeren Hörnern und böserem Blick. Zerlumppte Knirpse halten sie mit Zweigen vom nächsten Busch in Schach; ein, zwei, drei Buben, ein Mädcl. Die Kleine stillt am zutraulichsten fremde Wißbegier. Die Büffel gehören nicht ihren Eltern, sondern dem reichsten Bauern im Dorf. Ihnen selbst gibt man für ihre Hütetätigkeit das Essen; sie weist ohne anklagende Gebärde einen Fetzen feuchten, klebrigen, mißfarbenen Maisbrotes vor. Es ist ihr Nahrung tagaus, tagein; Fleisch oder Käse kennen sie kaum vom Hörensagen, der kleine Radomir, der kleine Jordan und der kleine Petruša, und von Schule und Unterricht, von Lesen und Schreiben wissen sie auch nichts.

Zur gerechten Verteilung erhält die kleine Nuna ein großes Stück Schokolade; da schaut sie doch verwirrt, denn etwas nie Gekostetes, nie Gesehenes, ja, nie Vernommenes, nie Geahntes fassen ihre Finger!

Schon wittern wir die Nähe des Sees. Dem Nordpol befinden wir uns etwas näher als in Monastir, aber die Pflanzenwelt erscheint südlicher; Bäume mit seltsamem Laubkegel und merk-

würdigen Früchten sind vielleicht Mandeln. In der Botanikstunde habe ich immer, gleichviel, ich weiß die Namen nicht und komme hier um einen schönen, recht exotischen Schnörkel.

Im Dorf Velestovo reitet ein Leutnant an den Wagen und richtet im Auftrag der Garnison Ochrid seine Begrüßung aus. Aber die fremdartigen Bäume kennt auch er nicht; das tröstet. Zu seinem Mißvergnügen muß Čedomir für den Rest der Strecke die Gangart inäßigen; der Offizier trabt neben dem Wagen her. Hosenschnitt und Mützensitz verraten den K. und K., aber er hat etwas unwahrscheinlich Idealistisches an sich, etwas Hochgemutes, Blondgelocktes, gleicht in der Tat einem Helden von Hans Rudolf Bartsch.

Trabt nebenher und plaudert von Ochrid. So weit ganz nett, aber nichts zum Scharmützieren; das bringt den jungen Kerls brennende Pein. Schon Monastir ist arg, aber Ochrid liegt im Innern Asiens. Kein weibliches Wesen im Alter der Rundungen und Reize traut sich mit nicht nahverwandtem Manne auf die Straße, allerhöchstens mit dem Verlobten. Mancher Kamerad hat schon eine Verlobung mit in Kauf genommen und sich nach minniglichen Stunden aus dem Staub gemacht. Aber erstens ist das eine Gemeinheit, zweitens werden Klagen wegen gebrochenen Eheversprechens von den Männern der Sippe selbst und gleich erledigt; mit der Pistole. Erst kürzlich wurde ein Mann auf offenem Markt vom Bruder eines sitzengelassenen Mädchens niedergeschossen; niemand fand etwas dabei.

Und dies hier sind die ersten Häuser von Ochrid!

*

In Wellen flirrt südliches Mittagslicht um die kleinen, weißen Häuschen von Ochrid; eng aneinandergequetscht, in wirren Reihen steigen sie einen Kalkberg bis zu den Trümmern einer alten Burg hinan.

Eine orientalische Stadt mit Kramläden und Handwerkerbuden; wenig Männern im Freien und gar keine Frauen; ab und zu ein vor Langeweile lebensüberdrüssiger Köter. Vor zwei Menschenaltern brauchte man die Kürschnerzunft von Ochrid nur zu nennen; fünfzig Werkstätten hatte sie, in jeder vierzig bis fünfzig Arbeiter; sogar auf den Leipziger Messen erschienen

Handelsleute mit Pelzwaren aus diesem entlegenen, verwunschenen Nest an der *Via Egnatia*, der alten Römerstraße. Heute finden sie sich kaum bis Monastir; die große Schläfrigkeit schattet über die Stadt.

Aber die kleinen, weißen, zusammengequetschten Häuschen alle schauen erwartungsvoll herab zum See; die reichen Türken haben eine Villenkolonie mit schattenden Gärten gleich an das Ufer gebaut.

In der Riesenschale der ihn umschließenden makedonischen und albanischen Gebirge liegt der See, eine nicht endende Wasserfläche in allen Farbtönungen zwischen Hellgrün und Hellgrau, von einem kalten metallischen Flimmern überflogen. Rüstige Ruderer stoßen ans andere Ufer der Quere nach in vier Stunden, der Länge nach in reichlich doppelter Zeit.

Auf dem Skutarisee sah ich einst die langen, schlanken Londra mit spitzem Schnabel; die Barken hier sind plumpe, breite Kasten mit ganz flachem Kiel, auf die Nücken und Tücken dieses Gewässers eingestellt. Ruderschlag auf den See hinaus; der Blick greift nach dem manchmal böartigen Glanz des klaren, durchsichtigen Wassers, nach herumtrudelnden wilden Enten, nach Uferbergen in Nähe und Ferne, nach der Kirche Sveti Jovan, aus einem Fels hervorstachsend, und haftet an der weißen Stadt mit ihrem Dächergewirr, ihren kleinen verschmitzten Fenstern, ihren Moscheen und Minarets; tiefer holt die Brust Atem.

Die Absicht eines Bades hübsch weit vom Strand weckt abmahnendes Geschrei und widersprechende Gebärden in der Barke. Die Freunde aus Ochrid berufen sich auf die Eingeborenen; die Ruderknechte aber rücken mit den Gründen auch nicht heraus; ein Sprung endet unfruchtbare Erörterung. Klitschklatz schlagen die Wellen ins Gesicht, und man weiß sofort Bescheid. Hier fehlt alle holde Täuschung durch tragende Schwere des Wassers; die Welle hebt dich nicht, umfängt dich nicht, buhlt nicht mit dir; Wasser und Mensch stehen Feind zu Feind; Klarheit herrscht; halt dich mit Muskeln und Nerven oben, oder du sinkst wie ein Mühlstein zum Grunde!

Stunden später sitzt man auf einer Terrasse am See. Sinkende Sonne; Wolkenornamentik am Himmel; die Berge auf



Ochrid.

der albanischen Seite in Nebeln; des Wassers Färbungen verschwimmen alle in stumpfes Grau; mit schmatzendem, schlürfendem Geräusch wippen die Wellen ans Ufer.

*

Stadteinwärts einige Spannen vom See steht die Kirche der heiligen Sophie, berühmter fast noch als die hochgelegene St. Klemenskirche, die alte Kathedrale von Ochrid. Dem doppelstöckigen Ziegel- und Zementbau der Sveta Sofija klatschten die Türken ein Minaret an; früher hatte unter dieser Wölbung Singsang des orthodoxen Ritus die Gläubigen eingelullt; nunmehr näselte an seinem Gebetpult der Hodža Koransuren. 1913 gelangte mit serbischer Hilfe der Christengott wieder zu seinen alten Rechten; zwei Jahre später stellten die Bulgaren die Heilige Sophie unter das Exarchat; jetzt ist es abermals wie am Ende des zweiten Balkankriegs.

Wir kriechen in den grauen, verwitterten, unfrohen Bau, haben schon einen Führer und eine angezündete Kerze an der Spitze, beschnüffeln in der Kellerluft des Erdgeschosses an der Wand einen Zentaurenkampf, roh in den Stein gehauen, und sehen an Säulen und Wänden glagolische und kyrillische Schriftzeichen unter abgekratzten arabischen Buchstaben aufleben. Im ersten Stock macht ein Bildwerk an der Wandfläche, einfältig wie von Kinderhand, drei Gestalten zur Not kenntlich; sie werden mit Schwung als Zar Stefan Dušan mit Frau und Zar Uroš vorgestellt. Schon gut, schon gut! Auch die Bulgaren zwangen mit der Kerze in der Hand Fremde in feuchte, unterirdische Gelasse und bewiesen aus zerbröckelnden Bildern und verwischten Buchstaben ihr „heiliges Recht“ auf Ochrid. Aber außer Serben und Bulgaren haben Römer, Normannen, Byzantiner und Türken als Herren ihre Pferde im See getränkt; von fast allen blieben Spuren und Zeichen. Und blättere für die Gegenwart in Rostovski nach: Ende vorigen Jahrhunderts zählte er 11 875 Einwohner, darunter 3950 mohammedanische Gegen oder Albaner, 450 Aromunen oder Makedowalachen und 7400 Slawen; befragte Knčev: er führte zur selben Zeit 14 860 Seelen auf, nämlich 5000 Türken, 800 Albaner, 460 Aromunen, 600 Zigeuner und 8000 Bulgaren; es ist schon ein Kreuz und ein Wirrwarr!

Knčev ist Bulgare, und die Bulgaren sprechen den Namen Ochrid mit besonderer Ehrfurcht aus; bis 1767 war es Sitz des bulgarischen Patriarchats und im neunzehnten Jahrhundert Wirkungsstätte eines der ersten Aufrüttler bulgarischen Volkstums, Dimitrije Miladinov, im nahen Struga geboren. Aber das Ochrider Patriarchat ist nie im nationalen Sinne bulgarisch gewesen, und Miladinov hat an den griechischen Banden der slawischen Seele gefeilt; ohne Spitze gegen das Serbentum. Mit Recht nennen sich die Slawen hier Makedonier; die Thüringer



Ochrid.

sind weder Preußen noch Bayern, und sie so wenig Serben wie Bulgaren. Vor zwei, drei Menschenaltern noch war Grieche zu sein ihr Höchstes; die danach von der bulgarischen Propaganda Erfassten hießen sich stolz Bulgaren; wenige Jahrzehnte von Belgrad aus geleiteter Schulunterricht, und den Ochridern schlägt ein serbisches Herz unter dem Wams.

Aber seid friedlich, Kinder! Der Bauer auf der Babuna Planina sagte mit wegwerfender Handbewegung: „Ach, Serben oder Bulgaren — das sind hierzulande Parteien; ich gehöre zu keiner Partei!“ Und auf einer Seefahrt predigt ein Jüngling

aus der Monastirer Intelligenz die makedonische Nationalität; er will ein autonomes Makedonien mit Landesregierung und Landesparlament zu Skoplje im Gefüge eines südslawischen Bundesstaates. Der Plan ist, trotz sofort aufspringender Bedenken, zu erörtern. Aber vor allem vertrag! Slowenen, Kroaten, Serben, Makedonier, Bulgaren, ihr alle seid Südslawen; ein Volk; sammelt euch unter einem Dach vom Isonzo bis zum Schwarzen Meer, in ein Südslawenreich, aus dem Willen von siebzehn Millionen geboren, alle Stämme umfassend; das andere kommt von selber.

Paff! inzwischen knallt der Falke auf Wasserenten; paff! wieder gefehlt!

*

Mittags und abends weilen wir als Gäste im Kasino des 46. Infanterieregiments; nur Stab, Troß und eine Kompanie liegen in Ochrid, der Hauptteil an der albanischen Front. Auf wackligen Stufen, mehr Leiter als Treppe, klettert man in den ersten Stock und an ein paar ungemachten Mannschaftsbetten vorbei auf noch brüchigeren Stufen in einen schmalen Raum aus ungehobelten, ungestrichenen Brettern. Ein Tisch, ein Dutzend Stühle, eine blakende Küchenlampe an der Wand, von jedem Windstoß bedroht. Sonst nichts; der Tisch prunkt allerdings mit weißer Decke. Das ist der Speisesaal der Offiziere, wohl auch Zufluchtsort in der nicht verschlafenen freien Zeit. O vollendete Trostlosigkeit des Lebens in den kleinen makedonischen Garnisonen! Kein Verkehr als die Kameraden, keine Unterhaltung als Wein und Karten, keine Abwechslung als hin und wieder ein Fieberanfall; keine Bücher und keine Frauen; eine der lautlosen und schleichenden Formen des Selbstmords ist das Dasein hier unten.

An der Spitze des Tisches sitzt der Regimentskommandeur, ein Oberst, still, fast schüchtern, mit melancholischen Augen, schlank und noch nicht vierzigjährig; nach den langen Kriegen gibt es junge Stabsoffiziere. Neben ihm, auch mit den Obersten-achselstücken, der Garnisonälteste, ein weißer Rübezahlbart mit gutherzigem Lachen. Beide Serben, beide nur serbisch redend. Aber am unteren Ende flackert deutsches Geplauder auf. Dort sitzen die Leutnants und Oberleutnants, der Hoch-

gemute unter ihnen; die meisten vordem Träger der österreichisch-ungarischen Kokarde. Hier an der albanischen Grenze fühlen sie sich am verlassensten und verlorensten; von den anderen, oft aus der Mannschaft Aufgestiegenen, trennt sie eine verschiedene Erziehung und der k und k. Schliff; ihre Versetzung oder Einberufung zu der üblichen zweimonatigen Reserveübung nach Makedonien verwünschen sie als bitteres, böses Unrecht.

Und in den dunklen Gassen verschwiegener makedonischer Städte läßt mancher Kroat oder Serbe, früher in habsburgischen Diensten, jetzt auf König Peter vereidigt, sich verstohlen ins Herz schauen; darin lebt wehmütige Anhänglichkeit an Verklungenes, nie Wiederkehrendes, rechtens Untergegangenes.



Das Hotel *Velika Srbija* in Ochrid ist spartanisch, aber sauber — gepriesen sei sein Name! In dem weiß getünchten Zimmerchen, nein, Zellchen nur ein Eisenbett mit Strohsack, ein Stuhl und ein winziger Tisch, aber sauber! Von Hundegekläff vergebens gestört, schläft man furchtlos ein.

Jäh weicht der Schlummer zurück; mitten in der Nacht. Ein Fremdartiges zittert im Ohr nach; ich spüre es deutlich in dem ersten Teilchen der ersten wachen Sekunde noch vor Feststellung der eigenen Identität. Und horche und spähe in das tiefe Schwarz, in die tiefe Stille; wieder schwebt der fremde Ton durch das Dunkel zum Fenster herein; vom Minaret der nahen Moschee. Der Muezin ruft die Gläubigen zum Morgenbet; eine Stunde vor Tagesanbruch. Oft schon quälte langgezogenes Näseln, aber hier füllt eine warme, volle Stimme mit beruhigend feierlichem Klang die ganze weite Nacht.

Nur das Allah il Allah hört man aus den Worten heraus; auch das lediglich, weil man es weiß; aber es tut gut so, nichts weiter zu kennen, zu liegen und zu lauschen. Der Gebetsruf ist es, der Weckruf, ein Unmittelbareres als aller Glockenton, und hallt so um diese selbe Minute von zehntausend schlanken, weißen Minarets; vom Nordrand der Kirgisensteppe bis in das Herz des afrikanischen Erdteils.

Mit hohem, mahnendem Ton bricht der Muezin ab; jetzt rauscht, heimlich vertraut, der Brunnen an der vielhundertjährigen Platane durch die wundersame Nacht.

*

Am grauen Frühhorgen den See entlang. Wind stößt unserem Wagen entgegen, beugt das Uferschiff, wirft Wellen klatschend an den Strand; es ist genau genommen ein kleiner Sturm. Der ganze See brodelt voll weißer Schaumkämme; sie reiten stolz aus der Ferne an, etliche Meter vom Lande überschlagen sie sich und zerfließen, Sinnbild für irgend etwas, in nichts. Lust springt auf, sich bei solcher Wetterlaune in viereckigem Schiffskasten auf den Wellen schleudern zu lassen; mindestens müßte man längs der bewegten Wasser vorwärtstrotten, die Hacken in den Weichen eines Gauls, in einem Kapuzenmantel, die Flinte umgehängt.

In Struga überpurzeln sich die Wellen noch schäumend, doch die Welt ist wieder in Helle getaucht. Ein Fluß hälftet die Stadt; er scheint in den See zu münden. Aber der Schein trügt; der Fluß entströmt dem See; es ist der schwarze Drin. In dem Stadtteil rechts siedeln die Moslems, in dem Viertel links wohnen die Christen; im übrigen wie allenthalben unter den viertausend Einwohnern Durcheinander der Stämme; Türken, Albaner, Slawen, Walachen, Zigeuner.

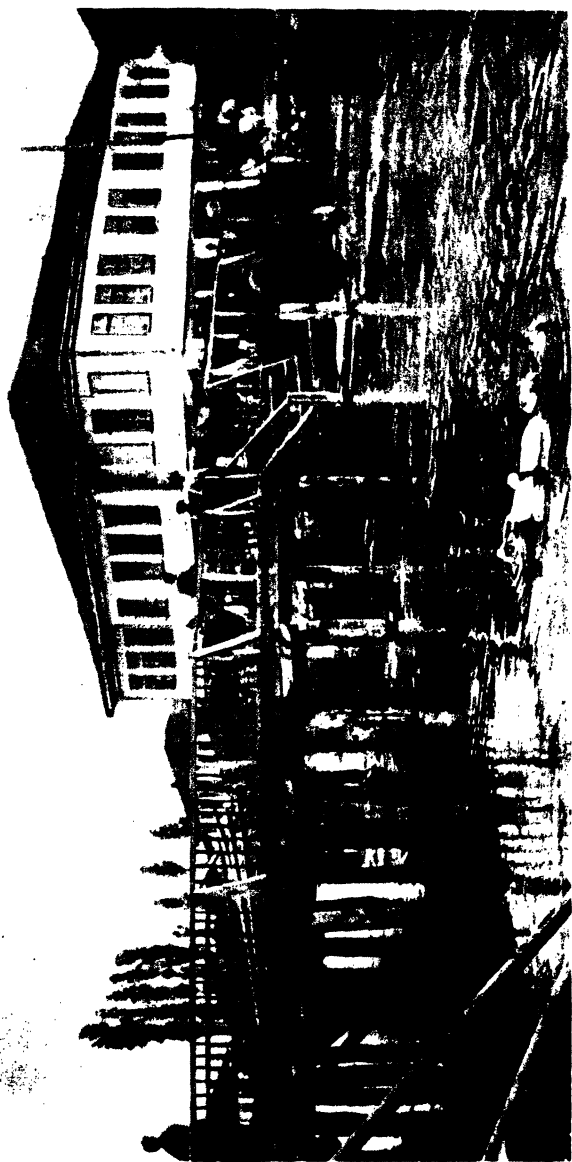
Skeptisch über die Slawen denkt ein Beamter vom Landratsamt oder von der Polizei, vielleicht auch von anderer Behörde, gleichviel, ein Beamter mit Dienstmütze und Kokarde, aus Serbien hierher versetzt; sie scheinen es ihm innerlich mit den Bulgaren zu halten; er teilt diese für einen Patrioten betrübliche Tatsache ebenso leidenschaftslos mit, wie er als Kopffzahl der Bevölkerung Fünf- bis Sechstausend angibt.

*

Ganz Struga riecht nach Fischen.

Schon im Mittelalter schnalzte man, im Gedanken an die Fische des Sees, mit der Zunge. „Solltest Fische noch von Ochrid haben,“ sagt in einem der Volkslieder bei gut versehenem Festmahl zu Marko Kraljević ein Mönch, bedauernd und aufmunternd:

Još da imaš ribe od Ohride.



Struga.

Heute leben Struga wie Ochrid vom Fang der Aale und Forellen; der See ist ein unerschöpfliches Jagdrevier. Bei Sturm wie eben dringen die Tiere, Schutz suchend, in den Fluß ein; dort vollzieht sich in listig aufgestellten Reusen und Fangvorrichtungen ihr Schicksal; oft werden in der Nacht dreitausend bis viertausend Kilo eingebracht. Ohne viel Umstände und Feinheiten geräuchert, wandern die Aale nach den makedonischen, wohl auch serbischen Städten; in Belgrad zierte nicht minder der vornehme Sterlett des Schwarzen Meeres den Teller. Eines Tages aber stürzt sich das Großgewerbe auf den Fischfang hier; heute schwimmt die Forelle noch im Angesicht der ragenden Kirche Sveti Jovan, übermorgen hat sie in Berlin oder Frankfurt der Schieber unter und auf dem Messer.

Gewogen wird auf dem Fischmarkt nach Oka und Dram. Wir handeln ein paar Oka Forellen ein, Gastgeschenk für den General Smiljanić in Debar; wir schlendern ohne Aufregung durch die Budenreihen des üblichen Basars. Das schon gewohnte Bild einer orientalisches-makedonischen Stadt; Begriffe wie Tram-bahn oder unverschleierte Frau in knappem Kleid sind längst unter die Schwelle des Bewußtseins gesunken.

Die Mädchen von Struga, pscht, pscht, nennt der Volksmund die schönsten im ganzen westlichen Makedonien. Möglich! Aber erstens heißt das wohl nicht allzu viel, zweitens bedarf es zur Bestätigung längerer Muße, und stell, bitte, drittens einen lautlosen, nächtlichen Messerstich von vornherein in Rechnung!



Friedlich ziehen wir selbstweit gen Norden, der schwarze Drin und unser Wagen. An den Namen des Flusses knüpft sich schauerliche Vorstellung von grimmer Blutrache und grausem Gemetzel. Aber unschuldig, fast lieblich wandert er dahin, grüne Hänge zur Seite, mit leichten Wirbeln und Wellen auf brauner Oberfläche. Stauwehre, aus Weidenzweigen geflochten, sperren ihm hin und wieder den Weg; ein rührend primitives, winziges Hammerwerk, von seinem Wasser in Gang gehalten, klappert im Dreitakt, so unverändert wohl seit zweitausend, dreitausend, vielleicht seit viertausend Jahren im Gebrauch; auf ganz anderem Stern leben Dynamos und Dampfmaschinen.



Tal des schwarzen Drin.

Kastanien und Nußbäume, Eichen, Ulmen und Eschen geben in ein immer schrofferes Bergtal das Geleit. Links steilt, unserer Hand betastbar, die Felsmasse zu lastender Höhe an; flußüberwärts Gebirgsungetüme, riesige Kuppen und Rücken, manchmal grün überhaucht; meist kahl, in bläuliche Schimmer getaucht. Atembeklemmende Wildheit, Urweltgestein, Risse und Schlünde, und durch alles frißt sich der unermüdliche Bohrer des Flusses hindurch.

Unser Pfad ist schmal, für ein Auto abenteuerlich; Ćedomir, es kommt darauf an; Augen, Nerven und Muskeln! Die Steinbrücken über die häufigen Klammern und Schluchten liegen in Trümmern, von den Bulgaren gesprengt, von den Albanern zerstört; die hölzernen Notbrücken schaukeln und knacken unter dem Gewicht des Wagens.

Die Straße öd; seltene Begegnungen. Arnauten am Wegebau, wilde Kerle mit verwegennem Gesichtsschnitt, schauen trotzig auf. Unter militärischer Aufsicht gleichen sie Falken im Käfig; in Freiheit als Herren ihres und unsres Schicksals wären sie uns für den Augenblick doch etwas peinlich. Weit davon trifft man in einem bescheidenen Reisewägelchen ein paar Offiziere, frühere K. und K., Kroaten und Slowenen, auf der Fahrt zur Reserveübung nach Debar; Monastir haben sie vor fünf Tagen verlassen; einer, aus der Agramer Gegend, zählt heute den dreizehnten Marschtag; die romantischen Reize einer immerhin ungewöhnlichen Natur scheinen sie innerlich nicht recht zu verarbeiten; die Wahrheit zu reden, überhäufen sie die Landschaft und etliches andere sogar mit den lästerlichsten Soldatenflüchen der franzosefinischen Zeit.

Einmal ein reisender Beg oder so etwas, Weib und Kind, Kisten und Kasten auf Maultiere gepackt. Einmal eine Handelskarawane von schwer belasteten Maultieren; das Rattern unseres Motors macht sie vor Aufregung wahnsinnig; die verzweifeltsten wollen sich geradezu in den Abgrund stürzen; die albanischen Begleiter haben allerhand Schweiß zu vergießen. Dann Stunden lang wieder kein Mensch, kein Tier, kein Haus, kein Zeichen der Verknüpfung mit der Welt als die Telegraphenstangen am Wegrand. Der Hauptmann vom Kraftwagenpark in Skoplje hatte auf jeden Fall vor der Fahrt zur Niederschrift

unseres letzten Willens ermahnt; eine Warnung nicht so ins Blaue hinein. Hier wäre hundertmal die Gelegenheit; wenn es so sein soll, knallt und pfeift's in der nächsten Minute von da oben; sich vergewissernd greift man nach den geladenen Gewehren hinten im Wagen; nützen können auch sie letztlich nicht viel.

Manche Berge sind löwenfarbig kahl oder leopardig gefleckt, Raubtiere, zum Sprung geduckt. Wir schrauben uns, wie oft schon in Windungen hoch. Unten versinken Drinbett, Maisfelder und Schafherden. Höher und höher; wieder abwärts; über Geröll, äußerste Vorsicht, um scharfe Ecken; eine Brücke; aufwärts, bergab.

An dieser Brücke nehmen wir Abschied vom schwarzen Drin. Grüße mir deinen Bruder, den weißen Drin! Sein Rauschen hat mich einstens unter dem gestirnten Himmel einer albanischen Maiennacht in Schlummer gewiegt, oben in der Ljuma auf dem Pfad zwischen Prizren und Skutari; anno 1911.

Noch eine Kurve, noch ein Rücken, und vor uns, in einem Stück besonnter Ebene, liegt, mit nadelfeinen Minarets und weißen Häusern einen Berghang hinangestreut, Debar.

*

Kako Struga, nema druga! sagt das Sprichwort der Einheimischen: Etwas wie Struga gibt es kein zweites Mal mehr! Von dieser Stadt gar heißt es: So Konstantinopel niederbrennt, bezahlt Debar den Aufbau; so aber Debar niederbrennt, kann Konstantinopel den Aufbau nicht bezahlen. *Stambol da isgori. Debar go plati; Debar da isgori, Stambol ne go plati!*

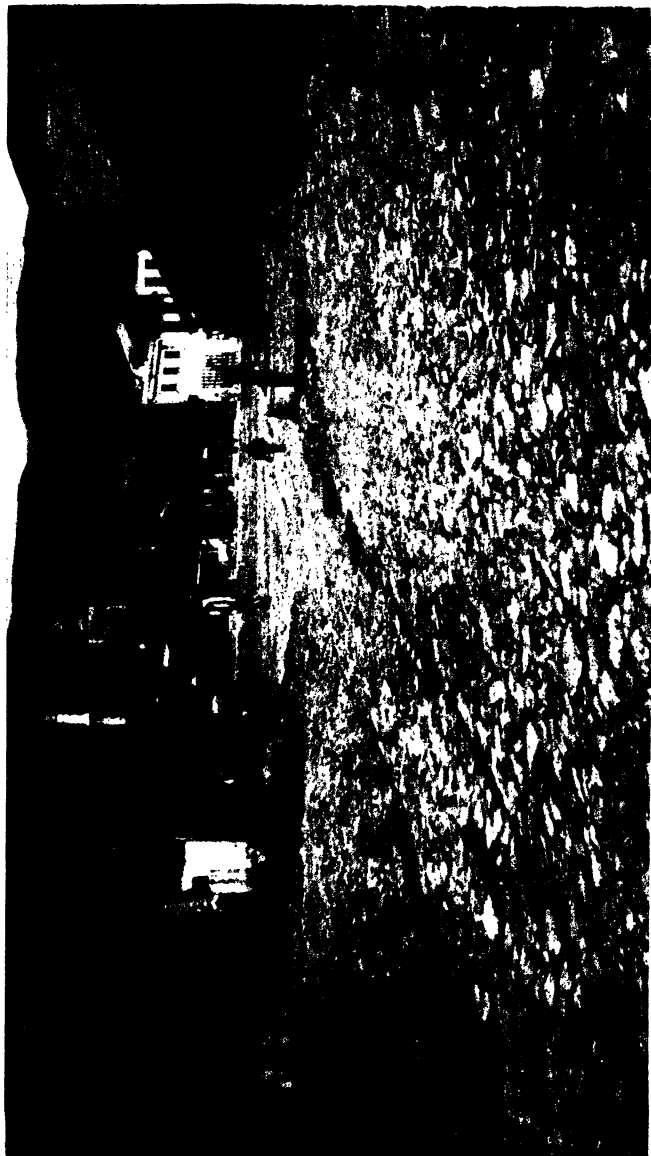
Aber in der Nähe betrachtet und beschnuppert ist Debar eine orientalische Siedlung unter anderen; der viereckige massige Uhrturm reißt es nicht heraus; höchstens ist die Hauptstraße etwas breiter, vielleicht wegen des wirklich ausschweifenden Hosenbodens der eingesessenen Arnauten; kein ernster Mann wird diese Vergeudung von Tuch am unrechten Fleck billigen. Sonst sind es dieselben engen, verbauten, wackligen, schmutzigen Gassen mit Kramläden und offenen Werkstätten; vor aller Augen werden Ohrringe aus Silberdraht geflochten, Opanken aus einem Stück Ziegenleder zurecht geschnitten,

Töpfe saurer Milch ausgelöffelt. Eher sind die Häuser des slawischen Volksteils hier noch gedrückter und verschüchterter; Aufmerksamkeit und Habsucht der mohammedanischen Herren durfte um keinen Preis erregt werden; unter den Christen, den Geduldeten, hüllte vorbeugende Klugheit auch den Vermögenden in die Lumpen des Bettlers.

Denn in Debar saß und sitzt die Blüte des albanischen Feudalherrentums, hoffärtige, grausame, raffgierige Begs; über einen Giaur sehen sie einfach hinweg mit einem Blick wie ein Fußtritt; teuer mußte die arme Raja ihnen die Lust am Schinden und Quälen abkaufen; alles zahlte und zinst den Begs von Debar. Heute verläuft die Grenze Albaniens keine Stunde von hier. Aber das da drüben ist kein Land wie andere; dort sind die Indianerschmöker unserer glücklichen Jugend Wirklichkeit geworden; über jene Halde und den Drin, und man setzt den Fuß in die Jagdgründe der Markovci, der Dukovci, der Jovanovci, der Demovci; weiße Gesichtsfarbe, sonst Rothäute: nur der Stammesverfassung eingegliedert, keinem Gesetz untertan als dem der Blutrache, ohne leiseste Ahnung vom Wesen des Staates, eifersüchtig auf Wahrung ihrer waldursprünglichen Freiheit bedacht.

Um die Schneeschmelze im Frühjahr und im Herbst vor der Regenzeit treibt der Hunger die Indianer dieser Gaue aus ihren Felsnestern in fruchtbareres Land. In Banden überschreiten sie den schwarzen Drin; über Schleich- und Ziegenpfade dringen sie auf Nachtmärschen tief in südslawisches Gebiet, umstellen ein aufs Korn genommenes Dorf, und heidi! vor der Morgendämmerung geht es los: gelles Kriegsgeschrei, Schüsse, die lohende Fackel eines in Brand gesteckten Hauses; nach zwei, drei Stunden ziehen die Plünderer ab; im Gänsemarsch; mit Geiseln, mit den Herden und die Saumtiere mit allen Kostbarkeiten und Habseligkeiten des Ortes beladen. Am hellen Morgen ist alles wie ein Spuk zerflossen; nur aus Haustrümmern steigt noch eine Rauchsäule, und quer über die Straße liegen ein paar Erschossene

Wandlungen in den Erwerbsverhältnissen der slawischen Bevölkerung dieser Gegend durch die Albanereinfälle im neunzehnten Jahrhundert schildert Professor Jovan Cvijić in „La



Debar.

Péninsule Balcanique“, einem Werk, umfassend und tiefgreifend. Erst nährte sie Viehzucht. Aber die Arnauten lichteten die Herden regelmäßig und gründlich. Der Slawe verlegte sich auf den Warentransport mit Tragtierkarawanen; er wurde *Kiridžija*. Doch bald kamen die Arnauten auf den Geschmack und erleichterten die *Kiridžijas* um Geld, Waren und Tiere. Da nahm der überall Bedrohte und Bedrückte zur *Pečalba* seine Zuflucht; als Wanderarbeiter zog er in die weite Welt, nach Bulgarien, Serbien, Kleinasien, Aegypten, bis nach Amerika. In Belgrad siehst du einen Mann mit messingbeschlagener Holzkanne *Boza* verkaufen, einen gezuckerten Trank aus Eiswasser und Maismehl; von seinen Lippen, aber auch von Mauern oder Kaffeewirten und Gewürzkrämern kannst du oft die Mundart dieser makedonisch-albanischen Grenzstriche hören.

Immer wieder bleiben wir in der Hauptstraße stehen und schauen westwärts; hinter, in diesem nahen Geflecht von Hochalpen liegt die Wildnis, die Urzeit, das Chaos, das große Unbekannte.



Vor einem Haus am Eingang der Stadt werden Artilleriepferde getränkt; Saumtierkolonnen wanken über die Höhen und Tiefen des Pflasters, jeder Holzsattel mit Heubündeln, Mehlsäcken oder Munitionskisten bepackt; ein Reiter trabt mürrisch durch die Sonnenglut; Offiziere steigen bedächtig die Gasse aufwärts und verschwinden in Häusern mit Posten an der Tür; alle Nase lang die Bilder einer echten, rechten Etappenstadt. Denn hier wird Krieg geführt; Debar ist Sitz des Oberkommandos der Operationstruppen gegen die Albaner.

Vor wenigen Wochen, Mitte August, erschienen sie wieder einmal diesseits des schwarzen Drin, in ungewöhnlich großen Haufen, einige tausend Mann stark. Die schwachen Grenzsicherungstruppen wurden zurückgedrängt; die Kunde: die Arnauten drei Kilometer vor der Stadt! warf blindes Entsetzen in die christlich-slawische Bewohnerschaft von Debar; alles packte sein Teuerstes auf ein Maultier, und in Angst hinunter bis Struga und Ochrid! In Belgrad verkündeten Blätter schon in Fettdruck den Fall von Debar, aber Verstärkungen, schleunigst herangeschafft, hielten die Eindringlinge noch einmal auf.

Jetzt erstreckt sich ein paar Stunden westlich von hier mit Schützengräben und Drahtverhauen und allem Zubehör die Front, auf albanischem Boden ein eiserner Deckel über einem Topf mit ewig brodelndem und blasenwerfendem Inhalt, auf daß er nicht abermals überkoche!

General Smiljanić, vergangenes Jahr in Laibach Kommandeur der Save-Division, von dort bekannt, reitet besichtigend ein Frontstück ab; so wird er die in die Küche geschickten



Debar.

Forellen erst morgen bekommen oder gar nicht. Aber ein Teil seines Stabes ist zur Stelle. Der Stabschef, Oberst, mit scharfen Zügen und straffem Haar, ganz ein General des Konvents von 1793, wird als einer der fähigsten Offiziere geschätzt. Ein Artillerieoberst begrüßt den Deutschen mit ehrlicher Freude; er war Jahre auf Heeresanstalten in Deutschland kommandiert, er liebt Deutschland, er möchte Deutschland wiedersehen, er will vor allem seinen Sohn auf eine deutsche Hochschule schicken. Aber er klagt; keine Einreiseerlaubnis ist zu erhalten; Gesuche bleiben monatelang ohne Antwort; so wird der junge Mann

wohl nach Paris gehen. Verständnisvoll und erbittert nicke ich; zwischen Marburg und Monastir vernehme ich das gleiche Lied schon zum dutzendsten Male; eigne Schlamperei und Verborthheit bringen uns um den spärlichen Rest unseres Ansehens und unserer Freunde in der Welt.

Um den Mittagstisch kreist die albanische Frage. Sie gehört zu den unknackbarsten Nüssen. Ein selbständiger albanischer Staat? Bitte sehr, das bedeutet für die italienischen Imperialisten eine Zweigniederlassung, für die albanischen Begs schärfere Ausbeutung ihrer Pachtbauern, für die halbwilden Bergstämme überhaupt nichts, und im ganzen eine stete Gefahr für den Frieden des Balkans und Europas. Ein Notbehelf: Internationalisierung und Neutralisierung des Landes, Kontrolle und Finanzierung durch den Völkerbund, gemeinsame Verwaltung durch Südslawien und Griechenland; als Nachbarn finden sie sich am ehesten zurecht. Aber der Armeeintendant hält unter Umständen die Stammesverfassung für eine geeignete Grundlage zur Staatsbildung; nicht Wahlkreise, die Stämme entsenden Vertreter zu einem Gesamtparlament und entwickeln sich so zu höherem Gemeinschaftsgefühl.

Er ist Kroat, ehemaliger österreichisch-ungarischer Major; auch ein Hauptmann und Adjutant war K. und K. Im Stabe, im Oberkommando, an den warmen Plätzen sind sie mit Leib und Seele dabei und fluchen nicht.

✱

Beim Aufbruch trug noch der Gendarm, uns als Führer und Begleiter beigegeben, das ansehnliche Bündel unserer Badewäsche. Aber die Trägerrolle war Raub an seiner Würde; unterwegs hat er einen Arnauten aufgegabelt; der schleppt jetzt den Packen.

Mit Namen Issa Suleiman; was ist er? *Muhamedanac!*; aber er radebrecht das Serbisch nur kläglich; viel mehr ist aus ihm nicht herauszuholen. So trottet er vor uns her; sein Hosenboden, nach Landessitte ein wahrer Sack, bis auf die Knie hängend, ist in wehmütige Falten gelegt; aus diesem melancho-lischen Hosenboden spricht die ganze duldende Schicksals-ergebenheit einer einst freien Rasse, der es, dank einer verflucht unaufhaltsamen Entwicklung, jetzt an den Kragen geht.

Auf winzigem, steilem Ziegenpfad einen kahlen Bergbuckel hinan. Geröll und Brombeerbüsche voll tiefschwarzer, saftgeschwellter Früchte. Wir steigen und pflücken und essen und steigen manche Viertelstunde. Da tönt Anruf aus einem Dickicht, es ist aber ein Gemüsegarten; ein zotteliger Waldmensch wird sichtbar, es ist aber der Pope von Rajčice. Das



Bäuerinnen bei Rajčice.

Dorf, zu Deutsch Paradieschen, liegt weithin verzettelt; das Pfarrhaus ist das erste Dach.

Weiter. Bald holt er uns ein, manierlich aufgemacht, im geistlichen Gewand; auf langem, blondem Haar balanziert er die hohe Priestertermütze. Fragen weicht er nicht spröde aus; er nickt und bestätigt; ganz richtig, früher war er *exarchistisch*; versteht sich, die Kirche erst recht; ohne Zweifel, die *bulga-*

rische Propaganda hat die Seelen fester gepackt als je die serbische. Man zieht einen Schluß auf noch vorhandene Neigung zu den Bulgaren.

Ein allzu erstaunter Blick aus allzu treuherzigen Augen:
„Nein, die Leute hier sind alles überzeugte Serben.“

Alter Filou!

Die Kirche, achtzig, höchstens hundert Jahre alt, ist im Innern von unten bis oben wie ein Bilderbogen von Neu-Ruppin bemalt; dicht unter der Decke eine grelle Geißelungsszene, mit sadistischem Behagen ausgeführt. Der Pope weist stolz auf einen Mann mit Krone und Inschrift daneben: Serbenzar Stefan Dušan. Aber die Schriftzeichen der Namen glänzen neben anderen Worten hübsch neu; ich schaue dem Popen und dem Dorfältesten harmlos ins Auge.

„Früher wohl Zar Simeon?“

Aber der Blonde und Treuherzige läßt sich nicht verblüffen; ganz einfach, die Bulgaren hatten während des Krieges den Namen ihres Zaren darübergemalt.

Wir treten in ein Haus, in ein zweites; Aermlichkeit tut dem Blick weh. Gestampfter Lehm bildet den Fußboden; Feuerstelle zum Kochen, Vorratskammer, Aufenthaltsraum, Schlafstätte mit ein paar Decken an der Erde ist alles ein Gelaß. Aber neben dem Gefäß der Urzeit, ausgehöhlten und getrockneten Kürbissen, finden sich ein paar plumpe Photographien an der Wand, der Hausherr in städtischer Kleidung, die Hausfrau in Volkstracht. Doch nirgends sind die Männer daheim; die *Pečalba*, die Saisonarbeit hält sie in Bulgarien fern und Gott weiß wo.

Vor dem letzten Hause am Abhang zum Radika-Tal haspelt eine junge Frau von dem urwüchsig einfachsten aller möglichen Spinnrocken Garn. Kodak auf. Aber sie sperrt sich, dreht den Rücken, wendet sich zum Gehn. Wir reden ihr zu, der Gendarm spricht auf sie los, ein altes Mütterchen sucht sie zu beschwatzen, der Dorfälteste mischt sich ein, der Pope führt das Ansehn der Kirche ins Treffen; hilft alles nichts. Sie schützt Groll ihres Mannes vor, doch eher flößt ihr der schwarze Kasten Angst ein; darin wollen die Fremden ihre Seele forttragen.

Der Gendarm zuckt die Achseln: „Sie sind hier noch wie die Wilden!“

Einen leitersteilen Pfad abwärts; vorbei an Weinbergen; sie gehören nicht den armen Bauern, sondern einem reichen mohammedanischen Beg. Das zarte Violett der Cyklame, des Alpenveilchens, leuchtet vielfältig aus dem Kraut; Falke, Beg, wer pflückt der Liebsten einen Strauß?

Unten bricht sich die Radika, Nebenfluß des schwarzen Drin, mit Schaum und Gefälle an steinerner Bogenbrücke. Her mit dem Badezeug, Issa Suleiman!

Bei der Rückkehr nach Debar liegt Albanien in Dunkelheit; Dämmerung webt um die Dächer der Stadt. Eine Tragtierkarawane kommt uns entgegen; schwarz und scharf heben sich die Silhouetten der Arnauten im Holzsattel vom grauen Himmel ab. Eine Hammelherde klingelt mit sanften Glöckchen vorbei. Danach hockt man in verrußtem und zerbeiztem Schankraum unter allerhand Kriegsvolk; der junge, hellrote Wein erinnert Zunge und Gaumen an den *vin gris* der fernen lothringischen Heimat.

*

Ćedomir, jenseits der lehmgelben Uniform und der Wickelgamaschen Schlosser in Šabac, ist ein Vorbild. Mit Bärenpranken faßt er in das Steuer, aber schier auf Millimeter folgt ihm die Maschine. Auf halsbrecherisch schmalem Pfade, über Schlünden und Gründen, steuert er unverzagt wie auf glattem Asphalt; immer Selbstvertrauen und kaltes Blut; nur einmal entfuhr ihm ein: *Svršeno je!* Jetzt ist's gar!; in der Hauptstraße von Monastir, die wahrscheinlich zu Ehren unserer Ankunft mit Erfolg unbeleuchtet lag, war das Auto in einen Granatrichter gehüpft und durch den Prall hoch in die Luft geflogen. Aber der Wagen, Ćedomir und wir überstanden auch das.

Ćedomir ist dabei ein Fanatiker der Reinlichkeit. Seife, Handtuch, Lappen, Wichsschachtel und Bürsten führt er mit sich. Kaum ein Halt, und er hat die Ärmel aufgekrempt. Flocken schäumen und spritzen; kaum in einer Stadt, und seine Schnürschuhe blinken wie schwarze Reflektoren. Meist stehen wir noch da, in verdrecktem Mantel, eine Staubschicht auf den Stiefeln, die Lider verklebt von Staub, wirre Haar-

büschel über rotgebranntem Gesicht, und Cedomir wandelt schon als Kavalier durch das ihn anstaunende Volk der armen makedonischen Schächer; im Grunde seiner Seele verachtet er sie wie das Rasse-Windspiel die Scherenschleifer.

*

Der *Srežni Načelnik* oder Landrat hat etwas Stutzerhaftes, Tänzeldes, forciert Ueberlegenes an sich — für Debar, bitte. Man dringt sofort in seinen Seelenzustand ein: Grenze der Zivilisation; forsches und kommentmäßiges Auftreten; Träger höherer Lebensformen. Er spricht ein fließendes Französisch von eignen Gnaden. Sein kahles Amtszimmer ziert ein Tisch: darauf ein Tintenfaß, ein Strafgesetzbuch, ein Revolver; ein Stuhl: darauf noch ein Revolver; eine Fensterbank: darauf eine Reitpeitsche. Er läßt sie einmal sehr zärtlich durch die Luft pfeifen; man ahnt allerhand; auch sie gehört zu den Verwaltungsorganen.

Aber im ganzen ist er so uneben nicht, gefällig, hilfsbereit, nicht ohne Witz. Bei der Einladung zum Abendessen vergißt er allerdings die wesentlichste Mitteilung; jeder muß sein Messer selber mitbringen. Dafür entschädigen die Speisen. Den Vogel schießt ein türkischer Gang ab: gehacktes Ochsenfleisch mit Ei und Zwiebel, in Blätter des Eierkrauts gewickelt und gedünstet; was ist eigentlich Eierkraut? *Imam bajaldü!* heißt das Gericht; zu Deutsch etwa: Der Pfaffe hat sich toll und voll gefressen! Dazu reicht man algerischen Wein, von den Franzosen in Salonik zurückgelassen und ihren Bundesgenossen aufgehängt; wir stoßen auf das leibliche und seelische Gedeihen unserer Gastgeber an, des Landrats, des Polizeikommissars und der beiden Kreissekretäre; mit wehmütigen Blicken sehen sie uns scheiden; holdes Schicksal umblüht sie in dieser Trostlosigkeit nicht.

Dann krauchen wir zu dem Kamm empor, durch dunkle Gassen, über ein Pflaster voller Ueberraschungen, an schweigenden Schildwachen vorüber. Hoch oben hält Gastfreundschaft uns Unterkunft bereit. Der Vater Nikola Blažić harrt, wach geblieben, mit einer Kanne lieblich roten Traubenmostes. Ein ganzes Haus ist unser, recht betrachtet eine albanische *Kula*. Nur Erdgeschoß; ein einziger Raum; meterdicke Mauern;



Brücke über die Radika.

kaum Fenster, dafür Schießscharten; an einem Nagel ein Karabiner, gut im Stande. Den Lehm Boden verhüllen die ganze Länge und Breite Teppiche aus der berühmten Piroter Weberei in blauen, roten und weißen Mustern, ein kleines Vermögen an Wert; Wand und Deckentäfelung ist kunstreichste Holzschnitzerei, die Frucht von vielen hundert mühsamen Arbeitsstunden. Eine Fertigkeit, oft dem Makedonier zu eigen. In Skoplje hatten wir in dem äußerlich unscheinbaren Kirchlein Sveti Spas das Holzbildwerk von Kanzel, Gestühl und Sängereмпore bewundert, lauter biblische Gestalten, im achtzehnten Jahrhundert von drei einfachen Bauern höchst zierlich herausgemeißelt.

Vor dem Einschlafen quält und lockt das nahe Unbekannte, Abenteuerliche, nie Erforschte mit starkem Reiz. In der Luftlinie liegt das sagenhafte Tirana nur sechzig Kilometer entfernt; hundert Kilometer von hier in gleicher Richtung schlagen bei Durazzo die Wellen des „Azurmeeres“ ans Gestade; man sollte sich doch auf einen Pferderücken hängen, aufs gute Glück vertrauen, mit halbgeschlossenen Augen ins Leere vorstoßen.

Noch in die Träume mengt es sich: die Felsschluchten Albaniens, Tirana, die blaue Adria.

*

Aber am blanken Morgen steht man neben dem Wagen und löffelt auf offener Straße eine Schale *Kiselo Mleko*, die köstliche geronnene Schafsmilch, mit nichts Aehnlichem in Europa vergleichbar, auch in der Milchstadt Kopenhagen nicht. Cedomir kurbelt an, die Hupe krächzt heiser, die neugierigen Albanerbuben fliegen auseinander.

Im Tal der Radika, der Fluß zur Linken. Auf seinem anderen Ufer bäumt sich ein Sprudel in die Luft, zischend, mit weißlichem Dampf; von gelben Blüthen ist die Oberfläche des Wassers bedeckt; eine heiße Schwefelquelle; ihre Ausnützung steht dahin. In der Nähe von Rajčice gestern gab es ein Gipsbergwerk; Vater Blažić erinnerte sich eines deutschen Ingenieurs; der hatte die Gegend ringsum wegen der unerforschten und ungehobenen Schätze an Antimon, Arsen, Chrom, Eisen, Blei und Silber ein zweites Kalifornien genannt.

Auf steiler Felswand rechts leuchtet das Kloster Sveti Jovan Bigorski aus dem Grünen; etwas weiter hinein schwebt



Arnauten.

Galičnik mit großen, hellen Häusern über dem Hang; alle Maurer der Balkanhalbinsel stammen aus Galičnik.

Auf dem Wege nach Debar preßte rauhe Wildheit der Landschaft schier den Atem zurück, aber dort Geschautes und Bestautes schrumpft heut zur Idylle zusammen. Vorweltliche Riesen haben hier gehaust; die Götter des Olympos, in Hader und Streit, haben diese Gesteinsmassen hergeschleudert. Am Fuß gewaltiger, zerrissener Steinwälle rollen wir dahin, fast ängstlich, fast geduckt, lächerlich kleine Menschlein in einem winzigen Wagen. Nichts Europahaftes mehr; so muß es in den Anden sein, in den Cordilleren.

Aber bei aller Ehrfurcht vor dieser starren und bedrohlichen Majestät, die Natur übertreibt hier; alles ist aufgedonnert. Zu meinen Sinnen spricht mehr der holde Reiz des Lothringer Hügellandes mit anmutigem Gehölz und Gebüsch, mit Erdbeerfeldern, Mirabellenpflanzungen und Winzerdörfern; niemand kann wider seine Empfindung.

Nur an seltenen Stellen vermögen auf dem engen Pfad zwei Wagen aneinander vorbei. Aber Verkehr tropft nur. Hin und wieder Fußwanderer; drei, vier oder ein halbes Dutzend; sie drücken sich, Platz machend, geduldig an die Felswand; sie stehen bereitwillig ohne viel Umschweife und Formeln Rede und Antwort. Der *Gežda* ist es, der klassische Typ des serbischen Bauern, in selbstgewebtes, braunes Tuch gekleidet, derbe Opanken an den Füßen, eine Lammfellmütze oder eine Soldatenkappe auf dem Schädel, unverdrossen, zäh, ausdauernd. Den ganzen Krieg hat der *Gežda* durchgehalten — es mußte sein; so wandert er jetzt rüstig durch die makedonischen Bergschluchten, zu acht Wochen Reserveübung in verlassenem albanischem Nest — es muß sein.

Manchmal eine Tragtierkolonne, Bedürfnisse für die Front; einmal ein Schäfer, mit einem Stecken ein Rudel Hämmel vor sich hertreibend, hager, sonnverbrannt, struppig, mit ausgefranster Hose bis zu den Knien, von da ab barfuß, aber an der hohen Mütze als Kleriker zu enträtseln; wahrhaftig ein Mönch von Sveti Jovan Bigorski; die Schafe, irgendwo gekauft, bringt er zum Kloster.

Freundlicher lächelt, mit jungen Eichen und Eschen und mannigfachem Gesträuch, das Land; Mavrovi Hanovi heißen ein paar Häuser, ein großes Verpflegungsmagazin für die Truppen; vor einem Han nimmt man seinen Fingerhut Türkischen; romantischste Wildheit liegt hinter uns. Ade!

Denn jetzt senken wir uns in Spiralen in die Ebene. Edelkastaniën stehen zu Hauf; Staub wird geschluckt, aber Maisfelder und Gärten säumen den Weg, ein kühles Wässerchen zwitschert unter Weiden dahin, Büffelkarren werden zwischen engen Mauern vor dem Auto zur Seite gerissen; Gostivar ist das.

*

In den Brutofen der Mittagssonne ist es geschoben, Gostivar; mit krummen Gassen, weißen Häusern, vergitterten Harems; in Staub gebettet, in Schlummer versunken; Inneres von Kleinasien. Die Moslems haben hier noch Trümpfe im Spiel; kaum ein paar hundert christliche Slawen stehen gegen mehrere Tausend Türken und Arnauten.

Offene Krambuden; nichts von kapitalistischem Betrieb. In einem der kleinen Bretterschragen bringt ein roter Fes über dem Feuer Drähte zum Glühen und bastelt sie zu Ohrringen, zu Fingerhüten, zu Broschen zurecht. Wir hemmen den Schritt, er schaut nicht auf. Wir fragen nach dem Preis seiner Waren, mit einem Blick schätzt er uns als weiter reisende Fremde ab und verweist auf Tetovo; das habe dieselben Kleinigkeiten weit billiger. Vielleicht treibt ihn die Ehrlichkeit, vielleicht nur die Lässigkeit; auf jeden Fall gibt er sicheren Gewinn hin.

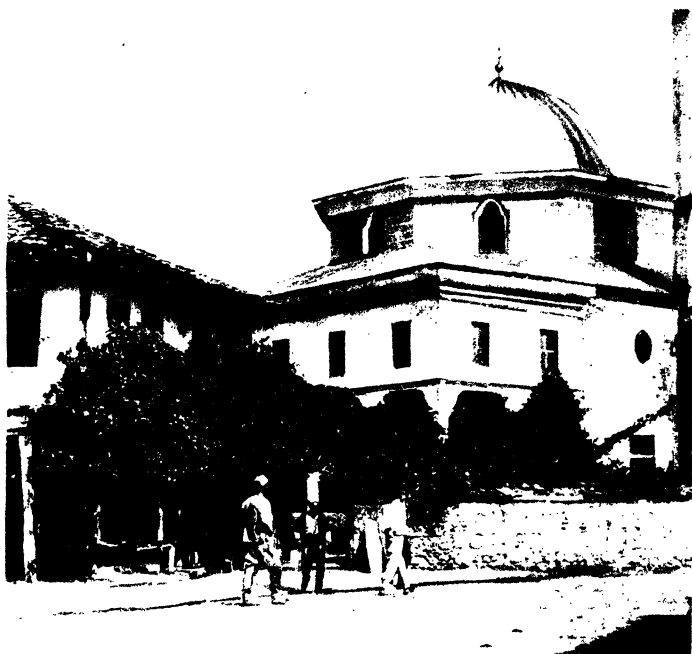
In dem geräumigen, massigen Gast- und Einkehrhaus schwirren Fliegenschwärme; es gibt Gulasch, in der Brühe Fliegen statt Kapern. Lieber steigt man in dem Hofviereck auf die Holzgalerie; die läuft um das ganze erste Stockwerk. Auf die Galerie münden Türen; an jeder steht mit verwischter Kreidschrift: Feldgendarmarie, 2 Mann; Feldgendarmarie, 3 Mann. Neugierig reckt man den Kopf durch ein Fensterloch abseits; im Winkel eines schmutzigen Hinterhofs rostet unbeachtet ein deutscher Stahlhelm.

*

Wir fliegen, hastdunichtgesehen und staubumwölkt, eine ordentliche Landstraße dahin; zur Rechten ein Schienenpärrchen,

die Schmalspurbahn nach Skoplje; zur Linken, aus der Ebene ansteigend, die Ausläufer des Schar-Dag.

Der Schar-Dag ist, mit unwegsamen Schluchten und Hochpässen, ein unvergleichliches Räubernest. Wie oft brechen von dort die Arnauten hervor, mordend, siegend, plündernd; ein Menschenleben ist hier nicht mehr wert, als die Patrone kostet, es auszulöschen. An einem ausgebrannten Haus fegen wir



Tetovo.

vorbei: Cedomir hat in Gostivar davon erfahren: ein Stationsgebäude, von den Albanern vor fünf Tagen in Brand gesteckt. Vielleicht kommen sie diese Nacht abermals, vielleicht erst die nächste.

Von all dem ahnt man auf dem Hauptplatz von Tetovo nichts; angesichts einer gedrungenen Moschee, im zähen Geschacher mit einem Budenkrämer; er will dir Shawls und

Stickereien aufschwätzen, eine ganze Karnevalsausstattung von Buntem und Glitzerndem; als Christ pfeift er auf die würdige Zurückhaltung des Moslems von Gostivar, schwatzt dich halbtot, läuft sogar dem Auto nach, ein von Goldlitzen und -tressen schimmerndes Frauengewand schwingend: „Zweihundert Dinar, hundertachtzig, hundertfünfzig.“ . . .

Der Wagen gleitet schon durch den Gürtel von Obstpflanzungen und Weingärten um das reiche und stolze Türken- und Albanernest. Die Landstraße ist von europäischer Glätte und Festigkeit, sonder Tadel; die Groteske des Schmalspurbahnzügels, dahinwackelnd, über den offenen Loren ein Blumenbeet von roten Türkenfesen und weißen Albanerkappen, überholt Cedomir mühelos, fast beschämt durch die ungleichen Bedingungen.

Tabak-, Mais- und Opiumfelder am Fuße kahlen Berggesteins. Und am Himmelsrand schwebt über gelbem Sand der Umriss der Festung von Skoplje; dort riefen einst die kurdischen Redifs ihr *Padischa tschok jascha!* in die Abenddämmerung. Bald knabbern wir an der Vardarbrücke geröstete Kastanien. Skoplje erscheint als Metropole, als Lichtstadt, ganz ungelogen. Hier gibt es Bäder, Bier und einen Bummel mit Strohhüten, Popenmützen, Uniformkappen, mit Frauen, durchaus unverschleiert, nicht in gleichmachende Säcke gesteckt —

Mein Skoplje lob ich mir,

Es ist ein Klein-Paris.

Und, guten Tag, Professor! Was macht die Bärenjagd?

*

Im Schlafwagen Athen-Paris Ein paar Saloniker Juden, vergrämt ob schlechter Geschäfte seit Verlust des makedonischen Hinterlandes. Ein griechischer General; unter seiner Begleitung ein junger Hauptmann mit schwarzäugiger Frau; er stirbt vor Eifersucht, sogar vor der Tür: *Dames!* hält er ängstlich Wache. Endlich Beelzebubs Großmutter, denn im Wagen haben wir, niedrig gegriffen, eine Milliarde Fliegen, vor ihrem Abteil schwärmen sie am dichtesten, und Beelzebub war der Fliegenfürst. Bei jedem Aufenthalt erscheint sie an der Tür, ein Mastodont in schlampiger Nachtpolone, graue Haarzotteln im Gesicht, mit ganz bösen Augen; sie verqualmt eine Schachtel Zigaretten nach der andern.

Hinter Niš verschließt sich jedes in seiner Kombüse, die Saloniker Juden, der General, der Haupt- und Ehemann; mit Beelzebubs Großmutter verschwinden auch die Fliegenheere.

Wir sitzen und lehnen allein im Gang. Das Moravatal taucht in einen Abend von beglückender Sanfttheit; hinter den leichten Linien der Berge schimmert das matte Gold des Sonnenuntergangs; der Fluß hat rötlichen Glanz des Tages in sich bewahrt; Büffelkarren, mit Maisstroh beladen, durchqueren schwerfällig eine Furt; Schafherden sammeln sich getrost zur Heimkehr; die Welt zieht sich in sich zusammen; von der rührend schlanken Mondsichel tropft stiller Friede auf die Erde, in alle Seelen. Wir pressen die Stirn an die Scheiben, schweigen, und die großen und ewigen Dinge des Herzens sind in uns wach.

Dann kommt die Nacht und mit dem Morgen Belgrad. Und danach Wien und schließlich Frankfurt, des Lebens vertrautes Gesicht und der Ausblick auf einen keineswegs rokokohaften deutschen Winter.

Wann kehrt ihr wieder, meine freien, meine weißen Tage auf makedonischen Landstraßen, an albanischen Bergkämmen? Wann wieder rauscht ihr auf, Tage im slawischen Süden, trotz Schmutzes und Schimpfens mit tausend Lichtern und Lockungen: mit Zigeunermusiken auf den Bahnhöfen und Barkenfahrten auf dem Ochridsee, mit Besuchen in Moscheen, Klöstern und Synagogen, mit *Čevapčići*, *Sarma* und saurer Schafsmilch, mit Kopfsprüngen in Save, Vardar und Radika, mit weißem und rotem Wein und Lachen und Einblick in Menschenherzen?

Ach, und denkst du noch, Milan Konstantinović, an den armen, kleinen Maulesel in Struga, der krank, preisgegeben und mit so todestraurigen Augen am Wegrand stand?



Von Belgrad bis Buccari

August September 1921



Serbische Offiziere im Feld (1912).



Belgrad. Schloßtor (1912).

Klimatisch war die Hauptstadt diese letzten Tage eine Vorhölle. Das Thermometer wies zweiundvierzig Grad im Schatten und zersprang in der Sonne. Abends wälzte sich ganz Belgrad, nach Kühlung schnappend, an die Flußufer, aber Schwüle brodelte auch über dem Wasser, und um die Glieder des Badenden spülten Save und Donau gleich lauem

Kaffee. Nachts hüllte man schnaufend adamtische Nacktheit in nasse Laken und beneidete Casanova unter dem Bleidach des venetianischen Staatsgefängnisses.

Aber in der Nacht zu Samstag geschah das Wunder: Regengüssen rauschten in unsere unbehaglichen Träume, noch am Morgen war die Luft silbern von fallenden Tropfen, und auf dem Pflaster entzückten Tümpel und Lachen. Seitdem drückt die Augustsonne schon wieder ihr lähmendes Siegel auf alles Leben. Immerhin hängt ein Hauch, ein Nachgeschmack von Erfrischung um die Häuser und in den Gesichtern, und unbeschwert pendelt der gewohnte abendliche Korso in der *Knez Mihailova ulica* hin und her: Mastbürger, Dichter, Damen, Leutnants, Kriegsgewinnler, Backfische, Abgeordnete und ein makedonischer Dorfpope mit kühnem Gesichtsschnitt wie ein

Bandenführer, oh ein wahrer Falke! Plaudernd, genießend, schauend, lächelnd, liebäugelnd, in fremden Zügen nach Schicksal spähend schiebt sich das einander vorbei, zwischen *Terazije* und *Kalimegdan*, wo vor wenig mehr als einem Jahrhundert die Vorkämpfer der serbischen Freiheit von den Türken grausam gepfählt wurden.

Von niemandem beachtet, schwebt jäh aus einem ersten Stockwerk eine mäßig große, schwarze Fahne über den Köpfen, landesübliches Zeichen, daß ein Toter im Hause liegt. Die ganz westlich lackierten Serben, der von den Urvätern überlieferten Bräuche gerne ledig, lassen diese Sitte noch hingehen, barbarisch aber finden sie den Reis, den Kuchen, den herzhaften Schnaps, der am Seelenfest den Verstorbenen aufs Grab gestellt wird.

Doch sieh! eine zweite, eine dritte schwarze Fahne springt aus einem Fenster und entfaltet sich. Wütet eine Seuche, schleicht ein Massensterben durch Belgrad? Immer mehr schwarze Quadrate schneiden Dürsterkeit in den lichten Augustabend, und jäh wissen Mastbürger, Dichter, Damen, Leutnants, Kriegsgewinnler, Backfische, Abgeordnete und der Falke von Pope Bescheid, noch ehe an der Restaurantscheibe des „*Ruski Car*“ das Extrablatt der „*Pravda*“, rasch mit Blaustift hingekritzelt, kündigt: König Peter tot!

Einem Achtundsiebzigjährigen, einem längst Siechen und Morschen kam die große Erlösung; kein tragisches Schicksal läßt zusammenfahren. Aber welche Stürze und Steigungen in diesem langen Leben: die Erziehung in Paris, die Thronsetzung und Verbannung des Vaters anno 1858, die Offizierschule Saint Cyr, die Schlachtfelder des deutsch-französischen Kriegs, das Scharmützeln im bosnischen Aufstand von 1875 unter dem Decknamen Petar Mrkonjić, dann die Jahre des Exils in der Schweiz, die Versippung mit dem montenegrinischen Fürstenhaus, manche unterirdische Tätigkeit dazwischen, endlich 1903 der Königspurpur, dessen Saum allerdings durch das Blut des Alexander und der Draga geschleift war. Danach immer noch kein Atemholen: die Annexionskrise, der erste, der zweite Balkankrieg und die ungeheure Weltkatastrophe.

Aber was immer war, für die Berliner Witzblätter und Wiener Karikaturisten blieb der Karadjordjević als Operettenkönig Zielscheibe blöder und bössartiger Späße; kein Dutzend Menschen in Deutschland gab sich die Mühe, zu wissen, daß sich unter ihm Serbien durch zähe und planvolle Arbeit der allgemeinen Verlotterung, Erbschaft der beiden letzten Obrenović, entrafte, und daß des Herrschers verfassungsmäßige Zurückhaltung im Politischen und unbetonte Schlichtheit im Persönlichen auch die Antimonarchisten seines Landes zur Achtung zwang. Als er gar, ein mehr als siebzigjähriger gebrechlicher Greis, statt sich beizeiten zu sichern, den schauerlichen Rückzug seines Volkes durch das verschneite und vereiste albanische Hochgebirge mitmachte, ward er zum nationalen Märtyrer; eine Zufallsaufnahme, die ihn, in einen Militärmantel gehüllt, auf einfachem Ochsenkarren sitzend, inmitten der winterlichen Wüste zeigt, dieses Bild des „*Kralj Mučnik*“, des „Märtyrerkönigs“, hängt in Tausenden von Bauernhütten.

Morgen liegt auch ein Kranz der serbischen Republikaner an der Bahre in Topčider; ihr Blatt „*Republika*“ sagt von dem „großen Bürger“: „Einer der guten Geister dieses Landes ist mit ihm erloschen und verstummt. Möge ihm die Erde des Landes leicht sein, das er wahrhaft geliebt, dem er hingegeben gedient hat und für dessen Wohl er in den schweren Tagen der Verbannung Krone und Leben aufs Spiel zu setzen wußte.“

Und man geht unter all den schwarzen Fahnen hin und schämt sich, als Deutscher, nicht zum ersten Mal seiner Witzblätter.



Eben gleiten die letzten balkanischen Häuschen der Belgrader Vorstadt vorbei; bald tönt die Hupe des Autos außerhalb der Stadt.

Die gedrunghenen Büffel vor den urwüchsigen Karren schreckt der scharfe Ton nicht aus der Ruhe; sie schleppen aus den nahen Steinbrüchen Quadern herbei, denn Belgrad fiebert in Baulust; Ministerien, Banken, Akademien, Fabriken,

Parlamentsgebäude, Gymnasien, Theater, Aemter und Bibliotheken wachsen himmelan; in zwei, drei Dutzend Jahren braust hier eine Weltstadt mit einer halben Million Einwohner, einem Kranz belebter Boulevards um den Kern, einer riesigen Bahnhofshalle, einem gewaltigen Betonhafen und allem Drum und Dran.

Was soll es uns! Wieder einmal fahren wir ungebunden in den slawischen Süden mitten hinein; tute, Hupe, o tute!

Am Steuer sitzt ein freundlicher Porzellankopf, blauäugig, mit strohfarbenem Haar und roten Bäckchen, Sergij geheißen, einst Hauptmann der Kraftfahrtruppe in Wrangels Heer, jetzt Chauffeur des Belgrader Verkehrsministeriums; solche Zickzacks liebt das Leben! Neben ihm Dr. Ladislav Lajovic, ein blonder Slowenenjüngling, Bruder des bekannten Laibacher Tonkünstlers; manchmal schaut er beweglich nach links und sieht enttäuscht eine reizlose Niederung, Graswuchs, das Erdreich oft von Schweinerüsseln aufgewühlt, aber manchmal dreht er den Kopf auch nach rechts, sieht die Save breit und selbstbewußt dahinziehen und erinnert sich dann wohl, wie ungeberdig und jung sie an seinem Vaterhaus in Litija vorbei in die Welt stürmt. Endlich an meiner Seite Milan Konstantinović, laut Visitenkarte „*Attaché au Ministère des Affaires Étrangères*“, zubenannt der Falke, dem Leser meiner Fahrt von Marburg bis Monastir so wohlvertraut wie Hadschi Halef Omar dem Karl May-Schwärmer.

Den Nacken zurückgelehnt, schlürft man halbgeschlossenen Blicks das Kommende und läßt das eben Vergangene noch einmal auf der Zunge zergehen; das eintönige Surren des Motors hilft im Hirn das Gedränge der letzten vierzehn Tage entwirren; jeder Ruck, wenn auf der ausgefahrenen Landstraße der Wagen durch ein Loch springt, ruft filmhaft ein neues Bild herauf.

Erst die gemächliche Donaureise von Wien bis Belgrad, die Nerven glattstreichend; ewig durch die gleiche Uferlandschaft, Flachland mit Baumbestand und Buschwerk, Sandstreifen, fischende oder Versammlung haltende Reiher, verankerte Wassermühlen weit im Strom; ein paar Städte, das belebte tschechoslowakische Preßburg, später das ungarische Gran mit

seiner fernhin protzenden römischen Basilika, ein unwahrscheinlich farbensatter Sonnenuntergang; im abendlichen Glanz Budapest, lockende Zigeunermusik aus den Hotels Ritz und Hungaria, die Donau dunkel und bosporushaft um Bug und Kiel gurgelnd; das stahlgraue Erwachen des Tags, Baja und Moháč im Baranjazipfel; wieder am Abend die sanften Hügel um Neusatz, schlanke englische Monitore am Kai, dann im Dämmern die Karlowitzer Rebengelände, Nacht, Sterne und endlich die Lichter von Semlin.

Folgend die Tage in Belgrad. Das Wiedersehen mit den Gefährten, das Halli und Hallo der nicht trockenen Nächte, ein Abend mit expressionistischen Lampions in den Parkbäumen bei dem Gesandten der Deutschen Republik, Dr. v. Keller, die wort- und weinreiche Verbrüderung mit Čiča Ilija, Serbiens bekanntestem Mimen, in der Schenke „*Tri Šesira*“, die Mitternacht im „*Ruski Car*“ da Pera Taletov bei flackernder Azetylenbeleuchtung die Lichter seiner Zerrissenheit spielen ließ; der Besuch bei Pašić, dem Alten vom Berge, gebeizt in lauter Schlauheit, die Unterredung mit Svetozar Pribičević, dem Feinde seiner Feinde, das Geplauder mit Finanzminister Kumanudi in demselben Gebäude, in dem einst sein Vorgänger Laza Paču während des ersten Balkankrieges dem Besucher nachrief: „Seien Sie gut gegen Serbien!“; weiter die Aussprache mit den längst vertrauten Führern des serbischen Sozialismus, Dragiša Lapčević und Dr. Živko Topalović, die Zufallsbegegnung mit Bela Linder, ungarischem Kriegsminister unter Karolyi, Bürgermeister von Pečuh oder Fünfkirchen, eben als leitender Kopf der Eintagsrepublik Baranja viel genannt, schließlich die halbe Stunde mit Vladan Jovanović in der *Siminska ulica* 25 — wie rauschten die Fittiche der Geschichte in dem mit Büchern vollgepfropften, kleinen Zimmer: schon in den fünfziger Jahren Mitgründer der liberalen Partei in Serbien, 1858 Sekretär der berühmten Sveti-Andrija-Skupština, 1864 Bannerträger der Omladinabewegung, auch Herausgeber serbischer Emigrantenblätter in Genf, innerhalb des Jugendbundes Verfechter des romantischen Nationalismus gegen den sozialen Realismus Svetozar Markovićs,

Schreiber von Büchern und Flugschriften, Staatsgefangener dazwischen, dann Minister, Honorarprofessor, Staatsrat, ja, und jetzt ist er an die Neunzig!

„Ostružnica!“ Des Falken Handbewegung und Zuruf scheucht aus sinnender Betrachtung auf; ein paar Häuser, ein paar Zäune bleiben zurück, ein Dorf, durch die Historie aus dem belanglosen Dasein so kleiner serbischer Orte herausgehoben. Ostružnica — hierher berief Karadjordj, der schwarze Georg, im April 1804 die Vormänner des Volkes zur ersten Skupština und ließ über Verjagung der Türken beraten und beschließen.

Viel elender war damals die Straße kaum. Ihr Unterbau ist durch endlose Kolonnen während der Kriegszeit zerrüttet, Regensee folgt auf Regensee; immer wieder wischen wir gelbe Lehmspritzer aus dem Gesicht; das seitwärts angebundene Gepäck steckt wie ein Krebs in einem dicken, harten Schmutzpanzer. Auf der Save schaufelt sich ein großer Raddampfer langsam stromaufwärts; lange Flöße treiben gen Belgrad hinunter; drüben ödet das syrmische Flachland. Ziegen- und Hammelherden zerstieben in panischem Schrecken vor dem Auto. Büffelkarren, hoch mit Heu beladen, Büffelkarren, hoch mit Strickwerk beladen, Büffelkarren, hoch mit Faßdauben beladen, Büffelkarren jeder Art ziehen schwerfällig ihres Wegs, ihre Führer im Halbschlaf nebenher; die langgehörnten breitstirnigen Tiere setzen schier eigensinnig Huf vor Huf, machen ihre vier Kilometer die Stunde, nicht mehr und nicht weniger, marschieren mit nie endender Geduld so Tag um Tag. Eine Bäurin in Opanken, eine Stange über der Schulter, daran Hühner an den zusammengebundenen Füßen aufgehängt, lugt neugierig; geflochtene Heckenzäune, saubere Häuschen; das war das Dorf Ukma.

In der Sonne leuchtend, grüßt der Kirchturm von Obrenovac schon weither; eine Eisenbrücke verbindet die nahen Ufer der halb versiegten Kolubara. Es tut uns leid, wir stören den Frieden dieses kleinen, geruhsamen, glücklich verschlafenen Landstädtchens ganz gründlich. Wie eine Rakete fahren wir mit fauchender Maschine und eiligen Blicken in das maßvolle

Treiben der einzigen langgestreckten Geschäftsstraße. Bäume sind vor niederen Häusern aufgereiht; mitten auf dem Giebel einer ebenerdigen Apotheke prangt — mit Fes! — der gravitatische Gipskopf des Besitzers oder seines Vorfahren; die Menschen und die Hunde haben es nicht eilig; bunte Tücher, Ackergerät, Wurst- und Fleischwaren in den Budiken laufen nicht weg, und da es ein heißer Tag zu werden verspricht, sitzen einige Gescheite vorbeugend und bei Zeiten, um neun Uhr früh, vor hellem Wein.



Obrenovac. Hauptstraße.

Wie eine Zwillingsschwester der Kolubara fließt, Hand in Hand mit ihr, die Tamnava in die Save; das ganze Land ringsherum heißt Tamnava. Ueppig atmet die fette, fruchtbare Erde in der schweren Sonnenglut; fast sinnlich spürt man das Reifen des Maises in den Feldern rechts und links der Straße; zwischen den sich golden färbenden Kolben sind anderthalb, zwei Meter hoch die Stengel der Sonnenblume aufgefplant.

Die Save lassen wir Save sein; wir halten jetzt die Richtung Südsüdwest.



Schenke am Wege.

Car manches Mal lockt ein einsames Wirtshaus am Wege — o ihr serbischen Bauernschenken mit weißgetünchten Wänden, mit grellbunten Bildern, ähnlich den

Images d'Épinal:

Schlacht von Kosovo,

Car Dušan der Mächtige, Mahlzeit vor Kosovo, Verbrennung des Sveti Sava, Schenken mit harten Holzbänken und rohen Tischen, von anheimelnder Kühle im Sommer, von zutraulichen Fliegenschwärmen belebt!

Zuweilen halten die Büffelkarren aus anderem Grunde; da sperrt eine ganze Reihe die Straße; am Vorderrad des dritten und letzten basteln alle Fuhrleute herum. Beflissen springt Lajovic vom Bock; er will uns eine Gasse bahnen und sucht das vorderste Büffelgespann sacht ein wenig, oh! eine Handbreit nur zur Seite zu führen.

Dr. Lajovic und die Nationalökonomie — alle Achtung! Dr. Lajovic und das Versicherungswesen — Hut ab! Doch mit serbischen Büffeln ist das so eine Sache. Er bringt sie wohl — hüh hott! — in Gang, aber nicht wieder — brrr! — zum Halten. Einmal im Zug, ziehen sie den Wagen gleich stumpfsinnig am Wegrand die Böschung hinunter und bleiben dort, dumm glotzend, stehen. Mit immerhin bedeutend geistvollerem Gesichtsausdruck schwingt Lajovic sich auf den Bock zurück.

Der Karren im Graben ist kaum vierzig Zentimeter tiefer als der Weg, aber er birgt schwere Last; zwei andere Büffelpaare müssen heran, ihn wieder auf die Fahrstraße zu bringen. Ueber diese Sachlage sofort im Klaren, springt mit grimmigem Blick und langen Beinen der Fuhrwerksbesitzer herbei, eine geschliffene Axt im Arm, den Schuldigen zu erschlagen. Gut, dann begraben wir Lajovic, stecken ein notdürftiges Kreuz auf seinen Hügel und rollen weiter; wir müssen nach Valjevo; über Gräber vorwärts!

Aber ohne Mordabsicht gibt der hagere Bauer nur einige allgemeine und besondere Betrachtungen zu dem Fall von sich, die allerdings recht freimütig und ohne Gottes- und Menschenfurcht. Er sei schon bis aufs Hemd ausgeplündert, aber die letzten zwanzig Dinar hänge er daran, es in die Zeitung zu setzen, wie die Stadtfräck, die saudummen, den armen Landmann um Arbeitszeit und Geld bestehlen; nein, ein Blatt nimmt er durchaus nicht vor den Mund, und es ist schon eine kleine, wirkungsvolle Programmrede für die Agrarpartei des Bruder Avramović, was wir zu hören bekommen.

Und der Mann hat Recht. Also ehren wir seinen Schmerz durch Schweigen und kurbeln wieder an.

*

Im Honoratiorenzimmer des Gasthofs fährt sogleich ein schmausender Gast auf und offenbart sich feurig dem Falken. Als *Komita*, als Bandenkämpfer in Mazedonien, den Patronengurt kreuzweis über die Brust, ist er dem Falken im Gedächtnis; jetzt kämpft er dort, in der Gegend von Stip, als Schullehrer gegen das Analphabetentum. Zur Zeit hat er Ferien, aber bald sind sie herum; er schüttelt bedauernd die schwarze Mähne.

Denn Makedonien nach Valjevo — armer Kerl! Zwar verblüfft die neue Hauptstraße durch Langeweile. Kreisamt, Gericht, Post, Sparkasse, alles glatt und geleckert wie aus einem Baukasten hingestellt, die kleinen, kahlen, gelb gestrichenen Wohnhäuser neben und zwischen den Amtsgebäuden an einer Schnur aufgereihete Bauklötze. So wirkte, tödlich ernüchternd, Niš beim ersten Anblick vor zehn Jahren!

Der große, gepflasterte Marktplatz, mit steinernem Pavillon inmitten, gähnt jetzo, um die zweite Mittagsstunde, in Leere und Verlassenheit. Nur abseits, vor dem stattlichen Gymnasium, bieten Bäurinnen Trauben, Pfirsiche und Äpfel feil; für wenige Para war all das in diesem gesegneten Landstrich vor dem Krieg zu haben.

Von der Fassade des Gymnasiums schaut die Büste Ljubomir Nenadovićs herab. Hier herum kam der Dichter zur Welt und ließ auch später die letzten Jahrzehnte eines langen, fruchtbaren Lebens in der Ruhe von Valjevo ausklingen. Einst

gehörte er zu der ersten serbischen Studentengeneration, die, voll Heißhunger nach Wissen, in den deutschen Bildungskreis hineinschäumte; im Vormärz saß er in Heidelberger, Berliner und Greifswalder Hörsälen. Dazwischen wanderte er mit offenen Augen durch die deutschen Lande und warf Gesehenes und Erlebtes frisch und anschaulich aufs Papier. Auch für uns Heutige steht manches Nachdenkliche in diesen Schilderungen. So geriet er einmal zu Neunkirchen bei Stettin in einen Dorfkrug, eine verfallene, verschlammte Hütte, Strohdach ohne Schornstein, alles schmutzig, übel von vorn und hinten, zwei Räume nur, einer für die Wirtsleute, der andere für die Gäste,



Valjevo. Marktplatz.

auch als Uebernachtungsstätte. Und nun sagt Nenadović, die Deutschen möchten lieber, statt über die Zurückgebliebenheit des slawischen Volkes zu spotten, zuschauen, wie ihre Armen auf dem Lande leben. „Sie sehen im fremden Auge den Splitter und im eignen den Balken nicht. Wenn sie in Serbien reisen und nur einmal keine Suppe erhalten, erheben sie Lärm bis zum Himmel und posauern durch die Zeitungen in alle Welt, daß dieses Land nichts tauge und noch wild sei, und selten fragt sich jemand, was für Menschen, was für Elend und Armut es unter dem Volke gibt, in dem er geboren wurde.“

Gleich um die Ecke herum erinnert in einem Vorgarten nahe der Straße ein großes ungefüges Holzkreuz an den Groß-

vater des Dichters; Aleksa Nenadović und Ilija Birčanin wurden als gefährliche Notable von den Türken grausam geschlachtet. Aber auch den Namen des Vaters kündet die Geschichte; der Erzpriester Matija Nenadović war in Kampf und Unterhandlung einer der Führer des großen Freiheitskrieges zwischen 1804 und 1813; auf den Bergen rings ließ er die Feuer aufflammen, Zeichen für die serbische Raja, gegen die Blut- und Gewalt-herrschaft der Dahijen aufzustehn.

Jenseits der Brücke verläuft das gewachsene, das alte Valjevo; behagliche Gassen, unregelmäßige Häuschen, grün-umrankt und mit Vorgärten, Kramläden wie einst, Zinnkessel und Kupferpfannen glitzern in der Sonne; ein Schneider legt uns die ärmellosen, kurzen, westenähnlichen Jäckchen der Bauerntracht vor, erdbraun in der Grundfarbe, mit schwarzen Litzen, *Gajtan*, reich besetzt, sechshundert, sieben-, neun-hundert Dinar das Stück; dicke Bauern müssen die Käufer sein.

In solch verlorenem Provinzstädtchen sollte man einmal auf Wochen, auf Monate untertauchen, ohne Adresse zu hinterlassen, ganz dem Reiz der Verschollenheit und dem anderen Rhythmus des Lebens hingegeben: sich an Markttagen mit den Landleuten anfreunden, mit dem Gemeindefarzt beim *Šljivovica* über die österreichische Besetzung plaudern, abends vor einer *Kavana* zur Zigeunermusik den Kopf hin- und herwiegen, auf Dörfern dem Kolotanz zuschauen und dem Gesang der Mädchen lauschen:

*Oj devojko iz Valjeva,
iz Valjeva,
iz Valjeva,
Odkud tebi ta košulja,
ta košulja,
ta košulja ?.*

täglich in dem kühlen Gebirgswasser des Gradac Schwimmstöße machen und hinauflaufen auf die bewaldeten und bebuschten Hänge um die Stadt, Laubhaine und ganze große Pflaumenwälder, weite grüne Herrlichkeit unter hohem blauem Himmel.

Von hier in das verbrannte, öde, böse Makedonien — armer Kerl!

Gleich hinter Valjevo drängt die Straße stürmisch hinan; Serpentinien erleichtern dem Wagen das Klimmen; Užice liegt erklecklich in den Bergen.

Die Höhen rings sind freundlich durch Eichen und Buchen, die bald licht verstreut, bald zu Waldstücken zusammengefaßt stehn; Schlehdorn und Brombeeren wuchern am Weg. Manchmal begegnet uns eine reisende Bauernfamilie, fern von der Eisenbahn wie in der Urväter Zeiten, die Frau im Reitsitz auf dem Gaul, ein Kleines im Arm; der Mann sonnengebräunt auf rüstigen Opanken nebenher. Hirten, auf einer Alm Rindvieh weidend, nähern sich zutraulich bei einem Halt; sie starren und staunen maßlos: Heute noch nach Užice?!



Bauernfamilie auf Reisen.

Zwischen den kahlen Bretterwänden einer einsamen *Kavana* kocht eine Alte, freundlich einher-schlurrend, Kaffee; einstweilen kommt ein ganz leichter *Šljivovica* auf den Bohlentisch. Eingeladen, gurgelt der einzige Gast, ein langer, junger Bauer, ihn wollüstig herunter. Dann hält er mit seiner Meinung nicht hinter dem Berge. Ihm kann keiner etwas vormachen. Er bläkt die schokoladefarbenen Zähne.

„In Deutschland habe ich es in der Gefangenschaft besser gehabt als hier in der Freiheit.“

Das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen, von uns in die Erörterung geworfen, schiebt er verächtlich beiseite. A bah! die Pfaffen schöpfen nur das Fett ab! Den Falken bringt die Elendsschilderung in Hitze, die beiden funkeln sich an, aber der Dörfler ist kaum ganz im Unrecht.

Blättert einmal in der Statistik des Bundes serbischer landwirtschaftlicher Genossenschaften! Von der gesamten ländlichen Bevölkerung in vierzehn Kreisen hat ein Drittel überhaupt keinen Grundbesitz, über die Hälfte nicht genügend Ackerland zur Ernährung, ein Drittel gar kein Vieh, ein weiteres Drittel kein Zugvieh, nicht viel mehr als ein Viertel weiß ein zureichendes Dach über seinem Haupt, und von je dreien bekommt einer Fleisch fast nur an hohen Feiertagen auf den Teller; zu lachen hat der serbische Bauer nichts.

Serpentinen gleiten wir abwärts, dann abermals aufwärts. Hämmel und Ziegen reißen aus; eine Büffelkuh trottet eigensinnig, zu Sergijs Verzweigung, minutenlang stetig vor dem Wagen her.

Herbe Gebirgsluft schlürft gierig die Lunge; Leben hurra! Waldiges Bergland ringsum, ineinander gleitende Kessel, Halden und Hänge, Lajo, an die slowenische Heimat gemahnt, schreit: „Krain! Steiermark!“ Einmal will die Natur von Makedonien einen Begriff geben: ein Stück Gebirgszug starrt kahl und kalt; einmal ist eine bewaldete Bergnase mit himbeerfarbenem Licht begossen.

Große, saubere Gehöfte, von grauen Schindelzäunen umhegt, von kläffenden Kötern bewacht, mehren sich am Wege. Der Bezirksflecken Kosjerić ist in Abendfrieden versunken; der Lehrer lustwandelt mit der Lehrerin in der langen Straße; der Polizeischreiber sitzt, des Amtes Sorgen ledig, am Holztisch vor der Schenke; im Hintergrund einer Bäckerei flackert Feuer. Gedrehte Köpfe, fragende Blicke: Was für ein Auto?

Unbekümmert klettert der Wagen in Schlangenwindungen mit scharfen Kehren hoch, hoch, hoch hinauf — fünfundzwanzig Spiralen haben wir oben auf dem Kamm des Crnokos gezählt. Jetzt dreht euch um und unterdrückt die Laute des Entzückens! Der Mond schimmert vag am blassen Himmel, ganz unten leuchtet das Silber des gewundenen Skrapešflusses, und der Riesenkessel von nahen und fernen Gebirgswänden füllt sich langsam mit dem leichten, blauen Rauch der Dämmerung.

Da es wieder abwärts geht, fallen dichter und dunkler die Schatten. Kaum tastet das Licht der Autolaternen den Straßenrand, die ragenden Stämme ab, und in nicht vermuteten Kurven

schleudert der Wagen herum. Eine Fahrt ins Ungewisse, denn keiner von uns weiß den Weg. Nur Steine, Stämme, Wald, gleitende Bewegung.

Endlich wimmeln Schatten um das Herdfeuer einer vereinzelt *Mehana*, eines Gasthofs am Schnittpunkt mehrerer Straßen; Auskunft wird, weit ist es nicht mehr. Schon rollen wir auf der Sohle des Kessels, in dem die Stadt liegt. Hunde fahren abseits des Weges jaulend auf, verschlafene Kutscher schnellen vom Sitz ihres Gefährts zu den ängstlich werdenden Büffeln.

Dann: Užice! Užice!! Stolz, in eine blendendweiße Flut elektrischen Lichts getaucht, halten wir auf dem weitläufigen Marktplatz.

*

Im Hotel zuckt man bedauernd die Achseln: *Nema sobe, nema!* Nix Zimmer, nix! Unsere telegraphische Bestellung säumt unterwegs irgendwo. So schlafen wir fest, tief und vertrauensvoll bei guten Leuten.

Um die erste Frühdämmerung weckt dumpfer Druck am Kopf. In Schlaftrunkenheit tastet die Hand. Hellwach stehe ich im nächsten Atemzug an der anderen Zimmerwand; die Finger haben in Warmes, Felliges gegriffen.

Rund, schwarz und behäbig liegt eine große Katze auf dem Kopfkissen!

Die Empfindungen hetzen sich. Erst: Ei verflucht! Dann: Wie hätte Baudelaire seine Freude gehabt!, endlich: Ich lege sie dem sanft schlummernden Lajo ins Bett! Schließlich packe ich sie doch am Genick und schwinde sie sacht zum Fenster hinaus.

Als mit ewig neuem Zauber Morgensonnenlicht um die niedrigen Häuser und kleinen Dächer spielt, säubern wir uns im Freien zwischen Hof und Garten; an einem Apfelbaum hängt der Rasierspiegel. Dann stellt die gute Alte, Gastgeberin und Katzentante, *Slatko*, das Willkommssüße, auf den Tisch und Kaffee.



Užice. Djetinjabrücke.

Durch die Stadt fließt die Djetinja; zum Frühstück brummt uns die Muhme eine Sage her, Ursprung des Flußnamens. In der Zeit verzweifelter Kämpfe gegen die Türken war es, da zwang der Despot Djordje Branković die Frauen von Užice, rücksichtslos auch die schwangeren, zum Frondienst, zum Mauerbau. Ob der Anstrengung gebaren die Schwangeren vor der Zeit tote Kinder; sie warfen sie verzweifelt in das vorüberfließende Wasser und fluchten Irene, der Gattin des Despoten, fürchterlich. *Djete* das Kind; daher Djetinja. In der Tat, unter dem letzten bedeutenden Herrscher des mittelalterlichen Serbien pfliff ein scharfer Wind; Kriegslast und Steuerdruck beugte die Nacken, und gerade die Griechin Irene kommt auch in anderen Volksüberlieferungen schlecht weg.

Den schmalen, flachen, mit Buschwerk lieblich gesäumten Lauf der Djetinja schlendert man später hinauf, an zwei Brücken vorüber, Steinbögen nach Venetianer Art, noch aus der ersten Türkenzeit. Ein Gendarm gibt das Geleite zum Bad, Kinder eilen auf ihn zu und küssen ihm die Hand wie in Bayern dem Kaplan — oho!

Eine Viertelstunde vor der Stadt steht die elektrische Zentrale, von Siemens und Halske vor zweiundzwanzig Jahren aufgerichtet. Gegenüber bröckeln auf steilem Kalkfels die Reste der türkischen Burg, Mittelalter und zwanzigstes Jahrhundert Gesicht zu Gesicht gekehrt.

In der Mitte aber zwischen beidem bildet die Djetinja mit grasgrünem, eiskaltem Wasser ein geräumiges Becken, wonnesam darin zu plätschern. Ein Wasserfall in einem Felsspalt, natürliche Dusche, dröhnt mit Keulenschlägen auf Rücken und Brust.

*

Hadži Kalfa, türkischer Geograph des siebzehnten Jahrhunderts, vermerkt: „Die Stadt Užice, die sich in einem ovalen Tale befindet, ähnelt sehr Mekka“; darum spricht Leopold von Ranke in seinem klassischen Werke „Die serbische Revolution“ von „jenem serbischen Mekka Uschize“.

In den Tagen Hadži Kalfas ist Užice eine ansehnliche und belebte Stadt, auf einem Rang mit Belgrad und Priština: vier- unddreißig Moscheen, zwei Bäder, zwei große Karawanserajs. Der Handel blüht; in den Kaufmannsherbergen drängen sich Griechen, Araber und Perser. Auch das Handwerk macht sich und bietet in über hundert Krambuden der *Čaršija*, des Basars, seine Erzeugnisse feil; namentlich die Häuteverarbeitung genießt eines besonderen Rufs. Die serbische Raja freilich greift in dieser Zeit gern zum Wanderstab und entzieht sich dem Türken- druck; die Zurückbleibenden verlieren sich fast ganz unter der osmanischen Herrenrasse.

Aber Užice bleibt auch fürder Knotenpunkt des Ein- und Ausfuhrhandels mit dem Küstenland über Bosnien. Von hier schleppen Tragtierkarawanen Weizen, Schnaps, Talg, Wachs, Honig, Fett, Käse und Häute die alte Römerstraße über Rogatica, Foča und Trebinje nach Ragusa oder über Višegrad und Romanija gen Sarajevo, auch Schlachtvieh wird diesen Weg in Herden entlanggetrieben, und zurück kommt, wieder in Saum- tierlasten, Kaffee, Salz, Reis, Zucker, Fische, Paprika, Gewebe und allerhand Kleinigkeiten.

So geht es jahraus, jahrein, Jahrzehnt um Jahrzehnt, von einem Jahrhundert ins andere. Anno 1829 reitet Otto v. Pirch, „Premier-Lieutenant im königlich preußischen Ersten Garde- Regiment“, hier durch, besonnener und gerechter im Urteil über Südslawisches als spätere preußische Gardeleutnants; sein Herz ist bei den Unterdrückten, den Aufstrebenden, den Serben und gegen die Türken. Užice rühmt er als die größte und volk- reichste Stadt Serbiens nächst Belgrad und als Hauptver- bindungsort des serbischen mit dem bosnischen Handel; er findet es vornehmlich von wohlhabigen Kaufleuten bewohnt. Ein junger Lehrer, aus dem Banat stammend, erregt durch seine fränkische Tracht einige Aufregung; so vertürkt ist damals alles.

Doch am Himmel des slawischen Südens schrumpft die Halbmondsichel immer mehr ein; Serbien wird frei. In Užice fühlen sich die Türken noch, denn es gehört zu den vier Festungen, die sie weiter besetzt halten. 1867 hört auch das auf; sie ziehen mit Sack und Pack ab, die Festungswerke werden gesprengt und zerstört. Graubärte und Weißköpfe in Užice er-

innern sich noch der goldenen Zeit danach; die Serben brauchen sich nur ins gemachte Bett zu legen, Geld fällt wie Regen, der Wohlstand stachelt ein Leben aus dem Vollen; die *Slava*, das Fest des Hauspatrons, dauert zehn Tage, Hochzeit wird einen halben Monat lang ununterbrochen gefeiert, unter Speis und Trank brechen die Tische, Nächte hindurch tanzt man Kolo.

Eines Morgens aber krallt sich der habsburgische Adler in Bosnien fest. Sofort wird *Commercium* und *Connubium* von drüben her abgeschnürt; die alte Handelsstraße verödet, die Handwerke verfallen, zur Not halten sich Sattler und Opankenmacher noch. Zu allem Unglück liegt Užice, bis 1912 ohne Bahnverbindung, auch den Mittelpunkten Serbiens fern. Es wird eine abgelegene, matte Kleinstadt; die zwanzigtausend Einwohner von einst sind in die Winde zerstreut; heute hat es kaum mehr als fünftausend.

Erst im zwanzigsten Jahrhundert geht es wieder ein wenig aufwärts. Eine Tuchfabrik siedelt sich an und zählt vor dem Weltkrieg zweihundert Arbeiter; auch ein Sägewerk holt sich seine motorische Kraft aus der Elektrizitätszentrale an der Djetinja.

Vor allem aber produziert diese Schulstadt, deren Gymnasium bis ins Jahr 1839 zurückgreift und mitsamt dem angeschlossenen Pädagogium über neunhundert Schüler beherbergt, Köpfe, feine Köpfe, politische Köpfe, Užicer Köpfe. Der Erzpriester Milan Djurić, bis zu seinem Tode ein hochragender Streiter der radikalen Partei, Ljuba Stojanović, ehemals Führer der Jungradikalen, als solcher Ministerpräsident, jetzt unter den Republikanern vornean, Krsta Cicvarić, der eigenwüchsigste Zeitungsschreiber der Serben, so etwas wie der Harden Belgrads, Sektionschef Milivoj Savić, eigentlicher Leiter der südslawischen Handelspolitik, sie alle sind Užicer, und zu Zeiten erscheint im Geistigen Belgrad fast wie eine Vorstadt Užices.

Und der serbische Sozialismus — was wäre er ohne Užice! Eine ganze Plejade seiner Allerbesten entstammt dieser Stadt: Dragiša Lapčević, Živko Topalović, Nedeljko Košanin, auch Dimitrije Tucović, in dessen großes glühendes Herz bei Lazarevac

eine dumme österreichische Kugel schlug, auch Dušan Popović, trotz seiner Jugend der beste Journalist des Balkans landauf und landab, der sich im Londoner Exil still und bescheiden zum Sterben hinlegte, der eine wie der andere nicht vergessen, stets betrauert und den Freunden weiterlebend.

★

Preobraženje ist heute, das Fest von Christi Verklärung. Die kokett weiße Kirche, von dunklen Tannen umrahmt, blüht durch Kerzenschimmer und Gesang geheimnisvoll auf; drinnen stoßen sich Schultern und Ellbogen, und draußen drängt das andächtige Volk, schlägt Kreuze und ist ein Blutkreislauf mit denen drinnen.



Užice. Hauptplatz am Feiertag.

Auf dem feiertäglichen Hauptplatz finden sich vor einer Schenke für uns Tische und Stühle und Freunde. Zum Nichtstun sind wir durchaus entschlossen; wir wollen uns sacht von den Wellen des Festtagstreibens umspülen lassen. Jener Leutnant v. Pirch rühmt das Wasser Užices als das gesündeste in Serbien, aber auch du, bernsteingelbe *Klekovača*, aus Wacholderbeeren köstlich gebrannt, mild und bekömmlich, auch du sei mir am Morgen *Preobraženje* vor allen serbischen Schnäpsen begrüßt! Und schnitzele, Lajo, von der *Pršuta*

schmackhafte Späne ab, einem steinharten Rauchfleisch, aber mit dem Namen Užice verknüpft wie auch der Wacholderbranntwein! Und laßt uns in den blauen Sommermorgen groß hineinschauen!



Užice. Kirche.

Kirchenschluß ist, und über den Platz tröpfelt, quillt, strömt es von munterem Bauernvolk im prächtigen Festagsstaat. Schneeweiße Hemden fallen, sauber gefaltet, über schneeweiße Hosen, und die Litzen der kurzen, ärmellosen, dunklen Westen müßt ihr betrachten! Auf den eigenwilligen Schädel ist — o Augustglut! — die Lammfellmütze, die Šubara gepreßt, der selbstgeflochtene Strohhut schattet in die Stirn, verwegen balanziert die Šajkača, die Militärkappe, ähnlich dem

französischen *bonnet de police*, auf straffem Haar. Und seht den Dreikäsehoch, wie er, das Hemd fast bis auf die Füße, den Strohhut über die Ohren, sich bewundernd neben den Vätern herstampft! Und rüstige Bäuerinnen schreiten in geschnäbelten Opanken wacker und kürassierhaft aus, junge Dirnen halten ein Sträußchen *Bosiljak*, des fast sakralen Basilienkrauts, auch eine Aster, eine Georgine zärtlich in der Hand; von ihren Kopftüchern leuchtet es gelb, hellgelb, goldgelb, dunkelgelb, auch braun, auch schwarz, in der Morgensonne. Büffelkarren, mit Heu bepackt, knarren über den Platz, die *Medenica* am Halse der Zugtiere, in einer größeren eine kleine Bronzeglocke, läutet mit wehmütigem Klingklang.

Stämmig, zäh, mit den ausgreifenden Schritten der Gebirgsbewohner dem Tag entgegen — ein besonderer Schlag des süd-slawischen Menschen beginnt hier, der *Era*; Branko Radičević hat in bekannten Versen seiner gedacht:

*Ao Ero, tvrda vero,
Ko je tebe jošte ter'o?*

Sappermentskerl *Era*, treu und fest,
der von keinem sich verdrängen läßt.

Wohl nicht ganz so leichtfüßig wie der Ebenenbewohner ist dieser Hochländer; zwischen seinen kargen Felsen hat er's oft sauer und trägt kein Lot Fett am Leibe, aber Ausdauer hat er gelernt; der Züchtung eines starken Ich war die abgeschlossene Lebensweise günstig. Oft hat er Geist und Herzenstakt; Bildungshunger und Wissenstrieb wühlt in ihm als Leidenschaft; ja, fast gerissen ist der *Era*, hartnäckig auf seinen Vorteil bedacht, dabei Eulenspiegeleien zugeneigt; was erzählt man sich nicht alles für lustige Geschichten von den Užicern!

Der *Era* — da sitzen mehrere Muster um unseren Tisch, aus einem Dorf des Kreises, Bauern, aber Sozialisten, nicht in die Enge ihres Kaffs eingekapselt, sondern einer über Erdteile greifenden Bewegung verbunden. Der eine gehört zur Vetternschaft von Dimitrije Tucović, heißt Radomir Tucović; eine Erquickung gleich einem Trunk frischen Quellwassers, in dieses helle, offene, von Intelligenz leuchtende Gesicht zu blicken!

Auch er war drei Jahre in Deutschland gefangen und rühmt das Land der Ordnung, der Reinlichkeit, des Ineinandergreifens; sie alle haben dort gelernt; die aus deutscher Gefangenschaft heimgekehrten Bauern sind im Wirtschaftlichen, auf dem Acker wie daheim, den andern um ein paar Nasenlängen voraus.

Aber immer wieder finden unsere Worte zu dem armen Dimitrije zurück; zu reiche Hoffnung ward mit ihm verscharrt; Ehre ihm, *Slava mu!*

Herzhaftes Händeschütteln beim Abschied, und wir versprechen unsern Freunden beim nächsten Hiersein einen Besuch unter ihrem Dach. Radovan schärft uns noch ein: Gostilje ist nicht weit, keineswegs, nur fünf Stunden Fußmarsch.

Nach der Hauptmahlzeit rollen wir aus Užice heraus. Die Gassen werden lichter, die Menschen spärlicher, die Häuser seltener; durch die Hupe erschreckt, dreht sich ein Gaul mit der Bäurin drauf im Kreis, ein paar Gärten noch, dann läuft zwischen Berghängen, Matten und Waldstücken die Straße leer vor uns her.

Vier satte und heitre Menschen fahren dahin, aber, ungesehen, unsichtbar sitzt unter ihnen die Tücke des Objekts. Sie lauscht ihrem munteren Gespräch und lauert und wartet. Als wir eine Serpentinestraße zu steigen beginnen, huscht das Gespenst herab und rührt mit dem blassen Finger an den Lebensnerv des Wagens. Ein leiser metallischer Knack! Das Auto hakt sich am Fleck fest, wir stehen verdattert herum, Sergij hockt an den Rädern. Die Diagnose ist hoffnungslos: *Osovina je zlomljena!* Achsenbruch! Aus! Ade, schöne Hoffnung, heute in Višegrad zu schlafen, morgen den Ruf zum Mittagsgebet von Sarajevos Minarets zu vernehmen! Die Tücke des Objekts reibt die Hände, grinst, schüttelt sich.

Am Fuß der Steigung rieselt ein dünner Quell; serbische Landstürmer, serbische Bauern, um den Wert eines Trunkes Wasser wissend, haben ihn anno 1915 liebevoll eingefasst und die Nummer des Bataillons und der Kompagnie auf ein Brettchen gebrannt. Vier satte und philosophisch gestimmte Menschen lagern sich dort ins grüne Gras; der Weise holt sein Tagebuch hervor und überfliegt die letzte Eintragung: „Am 19. August 1921, 12¹⁵ Uhr nachmittags, in Užice, Kreis Užice, Königreich SHS: Wir sind durchaus frisch und kregel!“ Der Weise nickt nachdenklich und schreibt darunter: „Hochmut kommt vor dem Fall!“

Dann nehmen wir, Sergij und Auto zurücklassend, die lumpigen neun Kilometer bis Užice unter die Sohlen. Das Wandern ist des Autlers Lust, das Wandern! Bauern, einzeln, in Trupps, streben an uns vorüber heimwärts; die reitende Bäurin von eben trabt vorbei, der Gaul blinzelt unsagbar höhnisch. An einem Trinkbrunnen gesellt sich uns etwas Wandervogel-

haftes, dunkles Khakihemd, Wickelgamaschen und Burenhut; Gymnasiast aus Čuprija drüben im Moravatal, auf Heimkehr von einer Ferienfahrt zum Ohm. Gern schließt er sich an; er hat den gleichen Weg.

Junges Blut, hält er erst in jungfräulicher Sprödeheit zurück, taut im Schreiten auf, plaudert über Technik und Dichtung und dies und das. Aus seiner Hinneigung zu Deutschem macht er schließlich kein Hehl. Früher gab's am serbischen Gymnasium Deutsch schon in der ersten Klasse als Pflichtfach, jetzt muß von der zweiten Klasse ab Französisch gelernt werden. In der fünften Klasse steht die Entscheidung für Deutsch oder Englisch frei. Aber die meisten Schüler wählen Deutsch.

Eine dargebotene Zigarette entrüstet ihn schier; er meidet das Gift des Tabakkrauts und des Rebstocks. Mit Stolz bekennt er sich als Vorsitzenden eines Nüchternheitsverbandes am Gymnasium zu Čuprija, dem von sechshundert Schülern hundertzweiundsechzig zugeschworen sind.

Die südslawische Intelligenz war bis nun dem Wein und nicht dem Wasser hold. Jetzt gedeiht auch hier ein neues, straffes Geschlecht — und trotz manchem Trennenden: Glück zu!

Als Stunden später, von melancholischem Abendrot überstrahlt, das Auto hinter zwei kräftigen Büffeln auf den Hauptplatz geschlichen kommt, spielen wir die Unbeteiligten. Wir sitzen längst zu behaglichem Schwatz unter lauter Užicer Honoratioren, einem Advokaten, einem Gymnasialdirektor, einem Abgeordneten, einem Amtsrichter; der Mond geht wohlwollend wie über einer deutschen Kleinstadt auf, Mädchen schwenken untergefaßt kichernd auf und ab, ein Kandidat der Medizin hebt von verklungenen Heidelberger Semestern zu schwärmen an.

Gegen Mitternacht gehen wir geruhig wie Užicer Bürger mit langen fahrigen Schatten durch den Mondschein über das holprige Pflaster zu unserem Quartier mit dem Apfelbaum zwischen Hof und Garten und der schwarzen Katze auf dem Kopfkissen.

Ein rollender Punkt sind wir in einer Gebirgslandschaft mit mächtigen Flächen und weiter Sicht. Immer ist die Welt, ob wir steigen, in gleicher Höhe dahinfegen oder abwärts rutschen, nach unserer Straße zu abgeschrägt; die fernen Alpendörfer, die dunklen Nadelwälder marschieren alle auf uns zu; wir sind ewig in der Mitte.

Zuweilen rufen *Spomenici*, Denksteine am Straßenrand, in unsere Fröhlichkeit hinein: Gedenkt des Todes! Gedenkt der Toten! Der große Krieg hat kein Volk so unbarmherzig gelichtet wie die Serben; jeder vierte mußte dahin. Aber die wenigsten liegen in der Heimerde; in den Schluchten Albaniens, auf der Todesinsel Korfu, auf dem Malariafriedhof von Salonik modern sie; in französischen Lazaretten, in deutschen Gefangenenlagern sind sie gestorben; bis nach Nordafrika mußte der Vater des Sohnes, der Bruder des Bruders Grabhügel suchen gehen. Drum lassen die Bauern durch einen ländlichen Steinmetz Name und Regiment und Todesort des in der Ferne hingerafften Blutsverwandten in einen Stein meißeln, die Buchstabenhöhlungen hübsch mit Grün und Gelb und Blau ausfüllen und stellen diesen *Spomenik* an die Straße, gern in die Nähe einer Quelle, wo der Wanderer rastet und die Inschrift entziffert. Neben den Steinen stehen hohe schlanke Holzmarterln, ein Dreieck auf einer Stange oder ein Andreaskreuz, auf den Armen wie Lichter auf einem Weihnachtsbaum noch einmal kleine Kreuze; vorläufige *Spomenici* harren sie des Ersatzes durch einen Stein.

Zuweilen sind auf einer Wiese abseits Bauern dem Dreschen hingegeben. Sie haben nicht etwa eine Tenne, und vom Takt der Flegel hört man nichts; nur zwei Gäule werden im Kreis rundum getrieben und treten mit den Hufen die Körner aus den Aehren. Später worfelt man das Getreide: wirft es mit großen Schaufeln bei leichtem Wind in die Luft, damit Staub und Spreu, alles Unreine davongeweht wird und nur das Korn schwer zu Boden fällt. Was gibt es nicht für erstaunlich sinnvolle Dreschmaschinen in der weiten Welt! Dampfkraft oder Elektrizität packt die Garben, schiebt sie im Hui in den Dreschraum, trommelt die Körner heraus, reinigt und sortiert sie, schüttet sie in Säcke, bindet die Säcke zu; der Mensch braucht



Zwischen Užice und Kremna. Spomenici.

nur auf einen Hebel zu drücken und den fertigen Sack auf den Markt zu bringen. Aber nein! hier läßt man Pferde herumlaufen und die Körner austreten, wie vor einem, vor zwei, vor drei Jahrtausenden, vor unmeßbaren Zeiträumen vielleicht!

Just an der Straße gelegen, zieht das Einkehrhaus von Kremna die Fuhrleute und Reisenden zu sich hinein. Die andern Häuser klettern in zerstreuter Ordnung wie Ziegen, mit Zäunen um jedes Besitztum, den Berghang hinan. Man sieht sich um und tritt da und dort ein. Unterwegs fiel man auf armselige Bretterbuden mit Strohdächern, Löcher in den Wänden, kaum groß genug, den Kopf hindurchzustecken, Herbergen äußerster Armut und bittersten Elends. Hier aber ist ein steinerner Unterbau fest gegründet; hinter dicken Mauern birgt der Keller seine Köstlichkeiten in ansehnlichen Fässern. Auch eine *Mešina* hängt da, bitte, nichts Welterschütterndes. Ziehe einem Kalb oder einer Geis die Haut ab, nähe sie gut zu, dichte die Nähte noch mit Pech, und du hast eine *Mešina*, ein altehrwürdiges Gefäß für Flüssiges wie in Homers Tagen. Eine Treppe hinauf, über einen verandaähnlichen Holzvorbau, und man steht in dem aus Balken gefügten Oberstock unter steilem, weit ausladendem Holzdach. Durch Kühle und Sauberkeit nistet auch in den kleinen Wohngemächern hier oben Behagen; Pflaumenbäume, Apfelbäume drängen ihre Zweige zutraulich an die Scheiben der winzigen Fenster.

Trotzdem wissen von Kremna in Deutschland kaum die Geographen; in Serbien kennt jeder Hosenmatz den Flecken. Sein Prophet hat diesem Gebirgsdorf Ruf und Ruhm weithin verschafft. In der Einsamkeit der im Winter tief verschneiten Berge weht manch mystischer Hauch durch die Köpfe; Spökenkieber, Leute mit dem zweiten Gesicht, sind im Hochland nicht selten. Aber der Bauer Mateja ist ein besonderer Fall.

Am 28. Mai 1868, auf offenem Marktplatz von Užice, schlug er jählings, aus heiler Haut, mit Händen und Füßen um sich und schrie: „Zu Hilfe, ihr Männer, zu Hilfe! Der Fürst wird ermordet!“ Mit Fragen bestürmt, schilderte er einen blutigen Vorgang bis ins kleinste; die Polizei, herbeistürzend, schleppte den Unheilsraben ins Gefängnis. Am folgenden Tag aber war



Zwischen Užice und Kremna. Man drischt.

die Kunde von des Fürsten Mihailo gewaltsamem Tod in Užice; Stunde und Ausführung der Tat klangen mit der Erzählung Matejas zusammen. Erst sah man ihn als einen der Mitverschwörer scheel an. Schließlich ward seine Unschuld doch aller Welt klar, er wurde der Freiheit zurückgegeben, aber in Belgrader Amtsstuben auf seine Hellsehergabe geprüft. Er prophezeite denn auch so nebenbei die Ausdehnung und die Verwandlung Serbiens in ein Königreich, den frühen Tod König Milans und den noch früheren, schrecklichen seines Sohnes Alexander; wenigstens waren Matejas Sätze späterhin so deutbar.

Des weiteren verkündete er, und die Schreiber schrieben eifrig nieder: „Nach Erlöschen dieser Kerze wird eine andere Familie über Serbien herrschen, die nicht langlebiger ist. Ein neuer Kampf und Blutvergießen wird ausbrechen und fremde Feindesmacht wird Serbien unterjochen und feindlich wie nie vorher das Land bedrücken. Und es werden so schreckliche und unglückliche Zeiten für das serbische Volk anheben, daß die Lebenden, so sie an den Gräbern ihrer Vorfahren vorüberkommen, stehenbleiben und tränenüberströmt seufzen: Oeffnet euch, Gräber, daß auch wir Lebenden uns hineinlegen! Wohl euch, daß ihr gestorben seid, denn wenigstens braucht ihr mit euren Augen nicht unsere Mühen, Sorgen und Kümmernisse zu schauen! Aber wenn das serbische Volk gut Leid und Klage trägt, wenn es all das erduldet, was Christus am Kreuz erduldet hat, dann wird aus der Mitte des Volkes, aus armem Hause und einfacher serbischer Familie, ein Mann erstehen, der sein Volk erheben, gegen den Feind führen und alle Serben befreien und zu einem großen Volk einen wird, wie bis dahin noch keines war. Und dann wird für das serbische Volk ein so friedliches und glückliches Leben beginnen, desgleichen man sich nicht erinnert, derart, daß diesmal die Lebenden, glücklich, daß sie leben, wenn sie an den Gräbern ihrer Vorfahren vorbeikommen, fröhlich ausrufen: Steht auf, ihr Toten, daß wir unser Glück mit euch teilen!“

So weit ist's aktenmäßig, und als die österreichische und bulgarische Okkupation mit harter Hand auf Serbien lag und

das Land bis auf das letzte Weizenkorn aussog, gedachte Jung und Alt der Prophezeiung von Kremna; die geweissagte Zeit des Schreckens und Unglücks war da! Aber auch die Hoffnung entzündete ihr Lichtchen an der Vorhersage; Wendung des Schicksals war angekündigt und kam! Heute, nach der Befreiung und Einigung des gesamten Südslawenvolks, schwört Mann und Weib und Kind auf den Bauern und Propheten Mateja.

Mancher freilich fragt zweifelnd nach dem Helden aus einfachem Hause, dem Besieger des Feindes und Befreier des



Zwischen Užice und Kremna. Armeleutshaus.

Volks, und empfängt zur Antwort verwunderten Hinweis auf den *Vojvoda*, das ist: Marschall Mišić, 1918 Oberkommandierenden des serbischen Heeres; wie fast alle Würdenträger und Machthaber dieses demokratischen Bauernlandes ging er aus einfach dörflischem Hause hervor.

Erinnerung an ihn aus den Belgrader Tagen des Jahres 1919 steigt auf; ein freundlicher Soldat, saß er am Schreibtisch seines Zimmers im Oberkommando, und man tauschte Höflichkeiten aus; später kam noch der Prinzregent-Thronfolger

Alexander dazu. In Belgrad hungerte damals ein kleines Häuflein versehentlich zurückgebliebener, in ihrer Verlassenheit verzweifelter deutscher Kriegsgefangener nach der Heimat. Gebeten ließ sich der *Vojvoda* sofort ihre Rückbeförderung anlegen sein.

Schon damals schien er müde und beschwert; jetzt schläft auch er schon auf dem Belgrader Friedhof. Die Franzosen legten einen Kranz aus echtem, schwerem Dukatengold auf seinen Sarg, aber ein grüner Kranz aus Buchenblättern, von einer Milica oder Ruža oder Ljubica aus dem nächsten Dorf einfach gewunden — welcher Lebende, glücklich, daß er lebt, gäbe ihn für jenen kostbaren Grabschmuck her!

*

In immer wilderes Felsgeklüft reißt uns das wackere Gemeindeauto der Stadt Užice; Sergij mit seinem maroden Wagen ist schon mit der Bahn unterwegs nach Belgrad.

In entschlossenen Kurven stürzen von links und rechts Nadelwaldungen bis an die Fahrstraße herab; hier wachsen die Bäume in den Himmel; die Tannen-, Fichten- und Föhrenmasten recken sich dreißig, jawohl! fünfunddreißig Meter hoch in die Luft, an der Wurzel vielfach durch Sägen angenagt, die quicke Burschen mit rotem Fes und roter Leibbinde hin- und herziehen.

Auch Häuschen der Ingenieure und Baracken der Arbeiter am Bau der Bahnstrecke Užice-Vardište tragen einen Zug von Geschäftigkeit in die Landschaft. Die Schienenspur, verheißungsvoller Anfang, läuft schon hier und dort. Viel ist gar nicht zu bauen, so einige fünfzig Kilometer nur, und das serbische ist an das bosnische Bahnnetz angeschlossen. Weit über tausend Arbeiter wühlen und schaufeln und schanzen, es soll ihnen nicht zum Besten gehn, und Belgrader Zeitungen knurren ab und zu über den matten Fortschritt der Strecke. Aber in der Widerspenstigkeit des Geländes, das mit Hacke und Dynamit Schritt für Schritt erobert sein will, liegt viel Entschuldigung.

Dicht vor Vardište zog sich die Grenze zwischen Serbien und dem österreichisch-ungarischen Reichsland Bosnien hin, blöder noch als Grenzen sonst, denn hüben wie drüben spannt sich der gleiche Himmel über dem gleichen Bergland und dem



Vor Vardište.

gleichen Volk mit derselben Sprache und denselben Sitten. Die serbischen Wachthäuschen oben auf dem Hang stehen jetzt verlassen, keine willkürliche Linie bannt den Fuß, kein Finanzerspäht nach deinen Taschen. Aber alle Vergangenheit ist nicht weggewischt; auf dem Bahnhof Vardište klingen deutsche Laute zwanglos auf, und der Vorsteher unterhält, wie auch die ehemals k. und k. Offiziere im Südslawenheer, durch Hosenschnitt und Käppiform illegitime Beziehungen zur Wiener Feschheit.

*

Wir fahren auf der Schmalspurbahn, ri-ra-rutsch!

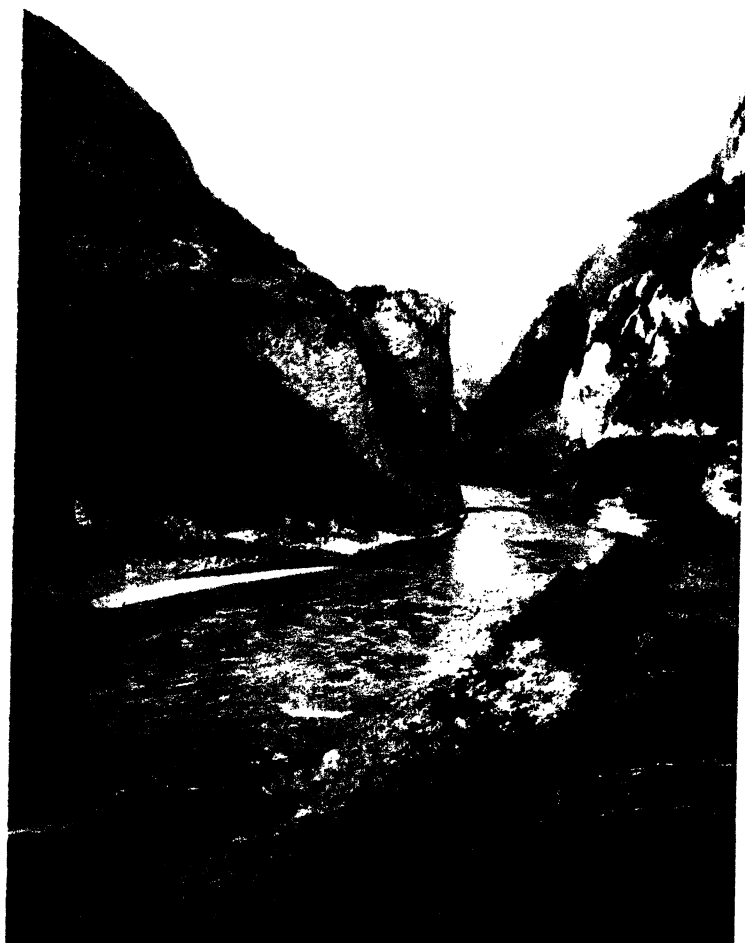
Neun Zehntel aller bosnischen Bahnen haben schmale Spur; es war billiger so und lag wohl auch mehr im militärischen Interesse.

Aber dieses Zügler leistet etwas; es traut sich sofort in ein Gewirr phantastischer Felsmassen hinein. Uebereinander und ineinander sind sie geschichtet; kalte Bergwässer fressen seit Jahrtausenden vergeblich an ihrem Sockel; Nadelholz und Laubbäume klammern sich schwindelnd hoch oben ans Gestein; an verwegenen Gipfeln kleben Raubnester aus der Türkenzeit. Manchmal eine Ausbuchtung, ein kleines grünes Tal; dann steht, wie ein Brunnen mit Kuppel, ein *Turbe*, das Grabdenkmal eines muselmanischen Heiligen, zwischen Maisfeldern und Baumgruppen.

Die ersten verschleierte Frauen, die ersten Turbantücher, das erste Minaret: mit Višegrad öffnet sich eine der Pforten zur großen islamischen Welt.

Auf den Feldern rings hat die Glut dieser letzten Wochen den Mais versengt; ein Wässerchen unbekannten Namens stürzt sich, Kühlung heischend, in die Drina, die mit dem Schienenpaar gleich zu gleich läuft; erst haben wir sie zur Rechten, später zur Linken, ein giftgrünes, vitriolfarbenes Gewässer mit Gischt und Wirbeln. Dahinter schießen Felsentürme auf, Wolkenkratzer aus gigantischem Fels, brustbeklemmende Fetzen einer Traumlandschaft.

Mećeća heißt diese Station; neue Ankömmlinge drängen sich mit Sack und Pack in den Wagen; der Zug von Uvac hat sie hergebracht. In ihren Augen, in ihren Gesichtern glaubt man



Im Drina-Tal.

Verstörtheit und Schrecken zu lesen. Aber töricht arbeitet so die Einbildungskraft, weil man weiß, daß sie aus der Gegend von Priboj und Plevlje und Prijepolje kommen und man den Sandžak als die „Interessensphäre“ Hussein Boškovićs kennt. Hussein Bošković — nenne den Namen, und die Köpfe fahren auf, und in den Blicken leuchtet ein Widerschein des großen sozialen Kampfes zwischen den mohammedanischen Grundherren und ihren zumeist christlichen Pachtbauern. Seit Jahrhunderten reitet der Beg und Aga auf dem Nacken des Kmeten; seit Jahrhunderten war das Christenvolk stumme, leidende, geduckte Raja. Aber seit die rot-blau-weiße Fahne, das Banner der Bauernbefreiung, die Standarte der Agrarrevolution, über Bosnien weht, bricht nicht selten aufgespeicherter Haß der Unterdrückten gegen die Herren von eben los, und die Herren, auch sie geben nicht klein bei; auf beiden Seiten fallen Späne.

Hussein Bošković war solch ein mohammedanischer Grundherr, ein Aga; die Erzählung läuft, daß er im Zorn einen Kmeten erschlug, der ihm den Pachtzins weigerte. Dann ging er „in die Berge“ und hatte bald eine Bande aus lauter Moslems um sich geschart; mit ihr führt er den Kleinkrieg gegen die Serben, sucht serbische Dörfer heim, brennt serbische Dörfer nieder, schlägt serbische Bauern tot — nur die Frauen schont seine Wut.

Die Regierung hat einen hohen Preis auf seinen Kopf ausgesetzt; Gendarmerie und Militär mit Gebirgsartillerie ist gegen ihn aufgeboten, aber, eingekreist, umstellt, den Umständen nach verloren, verflüchtigt sich Hussein Bošković wie Rauch und Nebel; jeder Mohammedaner gilt als sein Freund und Helfer, jedes islamische Dorf als sein Zufluchtsort und Versteck. Blick die Felskolosse hier in die Höhe und du begreifst die Aussichtslosigkeit dieser Menschenjagd! Steilste abenteuerliche Wände; man reckt den Hals; wie für die Ewigkeit gegossen liegt das alles da. Aber der Mensch hat sich auch durch diese steinerne Ungeheuerlichkeit durchgebohrt, Schienen gelegt, Dampfwagen daraufgesetzt, Männer mit Trillerpfeifen angestellt und Fahrpläne aufgehängt — da gab's gar keine Widerrede! Hochachtung vor dem Menschen!

Durch tausend Tunnels wird der Zug bis Sarajevo gerissen, hundert sind es sicher. In jedem füllt der höllische Schwefeldampf der bosnischen Kohle das Abteil und hinterläßt lauter spitze Angelhaken in den Lungen. Das Fenster geschlossen, und man schnappt vor Hitze wie ein Karpfen auf dem Trockenen. Das Fenster geöffnet, und man erstickt im Schwefeldunst. Gasmasken müßten auf den Stationen feilgeboten werden; mit einer Gasmáske vor Mund und Nase sollte man jupheidiheida! durch die bosnischen Tunnels sausen.

Die Drina hat uns verlassen; ein kleiner Gebirgsbach braust jetzt neben der Strecke gischend zwischen gewaltigen Blöcken dahin; heißt er nicht Prača?

Allgemach mildert sich die äußerste Schroffheit der Berge, die Felswände geben zurückweichend Wiesen Raum, schwarze Waldflächen sind scharf in den Abend geschnitten. Auch der stumpfsinnig durchs Fenster glotzende Reisende erhält Anschauungsunterricht: mehr als zur Hälfte mit Forst bestanden, ist Bosnien nach Finland das walddreichste Gebiet des Erdteils.

Vor Müdheit, Hitze und Schwefelbetäubung versinkt man in leichten Dämmerzustand. Hält der Zug mit einem Ruck und torkelt man benommen ans Fenster, so herrscht draußen Karnevalstreiben; im ungewissen Schimmer der kleinen Station huschen rote Fese und weibliche Dominos mit dunklen Gesichtsmasken an der Wagenreihe entlang, und auf einer regelrechten Fastnachtstrompete tutututet der Zugführer.

Dann: Aaah!!!

Funkelnde Lichter sind über eine große Stadt in tiefem Kessel verstreut, ein steiler Fels, wie für eine Festung geschaffen, ragt über weitem Dächergewirr, im Mondschein flimmern viele Moscheen und Minarets.

•

Sarajevo ist der Untergang des Morgenlandes. Im Treppenflur des Landesmuseums hängt eine große Photographie von 1878, Jahr des Einrückens der Oesterreicher. Bosna-Saraj, wie es damals nicht nur im Munde der Moslems hieß, war eine große Stadt mit ansehnlichen Gebäuden, Kasernen und Konaks, aber

rein türkisch, in den tiefsten Orient gebettet. Reisende aus unseren Breitegraden wagten sich nach Sarajevo wie nach Smyrna, Damaskus oder Eski-Schehir. Europa dämmerte irgendwo weit drüben gen Sonnenuntergang.

Den Franken, den Oesterreichern lag vielleicht gar nichts daran, das Morgenland zurückzudrängen. Sie stützten sich ja, weil es so am kommodesten war, auf die islamische Herrenschicht der Begs, hätschelten die Moslems auf Schritt und Tritt, bauten ihnen hier eine Moschee und dort eine Moschee, und das neue pompöse Rathaus von Sarajevo gehört mit seinem strengen maurischen Stil innen und außen geradewegs nach Marokko. Aber die westliche Zivilisation ist fressende Säure; vor ihr löst sich alles Romantische, Mittelalterliche und Orientalische in Nichts auf. Heute geht man durch wohlgepflasterte Straßen mit hohen Häusern und geleckten Ladenscheiben und am Kai der Miljačka mit wichtigen Amtsgebäuden entlang wie durch Agram oder Laibach, wie durch Wien oder Budapest. Nur die verhüllten Frauen wandeln als Gespenster einer versinkenden Zeit über den europäerhaften Hintergrund dieser Stadt.

Und in ein paar enge Gassen der *Čarsija*, des auch immer mehr einschrumpfenden Basars hat sich der Orient geflüchtet. In schmalen Schragen wachen geruhsam würdige Handelsleute über ihre Warenbestände; Halva lockt und die anderen unvermeidlichen Süßigkeiten des Morgenlandes; ein Fesbügler wartet geduldig hinter seinen kupfernen Formen auf zerkratschte Kopfbedeckungen. Zwei, drei Stände nebeneinander bieten Lederwaren feil, grobe Opanken und zierliche für einen feinen Frauenfuß, geschmückte Taschen und Täschchen und Geldbeutel; alte Hadžis, mit eisgrauem Bart, die ungefüge Brille auf der Nase, ein Buch mit krausen Schriftzeichen vor den Augen, weise wie Marabus, nehmen, auf dem Boden ihres Geschäfts sitzend, weltentrückt die Lehren des Koran in sich auf; andere halten ganz einfach ihren Kef, indem sie sich einem zeitlosen Vorsichhindösen überliefern.

Hinter einem Giftkrämer, der mit untergeschlagenen Beinen dahockt, baut sich eine ganze Mauer grüner und brauner, großer und kleiner ovaler Holzschachteln mit Drogen und Arzneien



Sarajevo.

auf, von der niederen Decke baumelt geheimnisvolles Wurzelzeug und Kräuterwerk, und seitab harrt an den Wänden eines Glasgefäßes ein halbes Dutzend Blutegel der letzten Erfüllung ihres Seins. Ein Kaffeeschank ist nicht umfangreicher als eine größere Seifenkiste, enthält eine Bank, einen Tisch, ein Holzkohlenöfchen, und der helle, schwache, doch schmackhafte Trank, der dir vorgesetzt wird, heißt *Adzik*. Nirgends schnelle Geberden und hastiges Atmen, nirgends Betriebsamkeit und Geschäftigkeit, und überall blickt dich Tausend und eine Nacht aus Rätselaugen an.

Auch kommt man in den Vorstädten an verschlossenen, abweisenden Landhäusern mit geschützten Veranden und verborgenen Gärten vorbei und weiß Bescheid. In aller Welt liebt der Moslem bei schwatzendem Wässerchen, unter singenden Vögeln, vor blühenden Blumen und mit Kaffee und Tabak das beschauliche Auskosten der Tage, die unaufhaltsam, ohne den kleinsten Halt dahinrinnen.

*

Alle Geräusche des Westens, Auto, Elektrische, Lokomotiven übertönend, ist die Moschee des Gazi Husrefbeg ein heller Ruf zu Allah empor.

Ihr Erbauer, gewaltiger Kriegsheld und Oberherr Bosniens in den Tagen Sulejmans des Prächtigen, hat aus den Dukaten reicher Feldzugsbeute Bosna-Saraj mit Bädern, Klöstern, Handelshäusern, Haus und Herbergen verschwenderisch ausgestattet, aber kein schöneres Denkmal kündet seit vierhundert Jahren seinen Namen als diese *Džamija*. Vier Marmorsäulen tragen ihren arkadenähnlichen Vorbau; da klebt über vergittertem Fenster ein Schwalbennest, eine Kanzel für den Muezin, der täglich um die Zeit des Nachmittags- und Abendgebets den Gläubigen Gottes Wort einprägt.

Aber erst von weitem gesehen, entfaltet die *Begova Džamija*, Kuppeln und Minarets über elendes Dächerzeug hebend, ihre wuchtigen und doch anmutigen Reize; man begreift sie als Wahrzeichen Sarajevos; ja, sie ist, was die Agia Sofia für Konstantinopel, was der Stefansdom für Wien, was das Münster für Straßburg bedeutet. Und welch ein Schwarm von

geistlichen und weltlichen Bediensteten hängt an ihr, alle aus dem Vakuf, dem Kirchenvermögen, schlecht und recht gespeist! Neben dem Imam und den Hodžas Dutzende und Dutzende von Vorbetern, von Allah-Lobpreisern, von Koran-Auslegern, von Freitags-Predigern; morgens kommt einer gelassenen Schritts die Gasse entlang und schließt mit ernster Stirn die Moschee auf, dann ist — Preis sei Allah! — sein Tagewerk beendet; der *Muarit* muß nur den Namen des Stifters der Moschee über die versammelte Menge hinrufen, weiter hat er auch gar nichts zu tun; der *Mukevit* errechnet mit dem astronomischen Gerät, das dazu gehört, täglich den Stand des Sonnengestirns, wegen der fünf Gebetszeiten ist das wichtig.

Heute knäulen sich Bratenröcke und Gala-uniformen vor dem Eingang im Moscheehof unter uralten, schattenden Linden. Es sind Giaurs. Sonst zöge es sie unwiderstehlich zu dem von acht Säulen gehaltenen Pavillonchen, sich auf der Holzbank



Sarajevo. Das Abendland.

der Stiefel zu entledigen und sich in Kniebeuge an einem der Strahlen des Brunnens nach der Glaubensregel Haupt, Hände und Füße zu waschen. Es sind Giaurs. Sie warten, bis sie zum Festgottesdienst für den neuen König zugelassen werden. Der Blick klebt an den Holzregalen zu Seiten der Tür, wo die

Gläubigen vor dem Eintritt in den heiligen Raum Schuhe, Pantoffeln und Pantinen unterstellen, und dringt forschend in das dämmerige Innere des Gotteshauses. Viele Fußsohlen und untere Rückenkurvungen sind der Außenwelt zugekehrt; die Stirnen berühren in der Richtung von Mekka den Boden; jetzt schnellt der Sturm des Gebets die Oberkörper wieder hoch, jetzt beugt er sie abermals tief nieder. Eintönig näselnder, rhythmischer Singsang weht ins Freie.

Da der Vertreter des Gouverneurs, der Armeekommandant und andere Hochmögende durch die reichgezierte Tür verschwinden, spült die Menge der Bratenröcke und Uniformen nach. Man stolpert über Stiefel und Schuhe und ist zu Flüchen statt zur Andacht gestimmt. Aber ein beglückender Raum mit Teppichen, mit krausen Wandsprüchen, mit der zwingenden Ornamentik des Islams, mit zugespitzter Kanzel, mit Marmorstufen, mit Holzgalerien, etwas wundersam Geschlossenes, von geheimen Schwingungen Durchstrahltes reißt die Seele leicht und frei über das Irdische. Welche Wirkung erst auf die Bewohner niedriger, schmutziger, dunkler Löcher! In der Vorhalle von Mohammeds Paradies glauben sie sich; von Sphärenmusik umfassen, von Lichtwirbeln umströmt, werden sie ganz hingenommen.

Der Reis ul Ulema weilt zur Bestattung König Peters in Belgrad, in Topola. Dafür streut der Leiter der Vakufverwaltung dem neuen Herrn ein paar blumige Redensarten hin. Die Schar der Fese vor uns harrt unbewegt; vielleicht lauschen sie mit den Ohren, vielleicht mit dem Herzen, vielleicht überhaupt nicht. Die meisten haben an dieser Stelle schon ähnliche, gleiche Worte vernommen, früher für Abdul Hamid, dann für Franz Josef, später für Karl, endlich für Peter — die Welt dreht sich.

Aber vor dem Abschied von der *Begova Džamija* preß einmal die Nase an die Scheibe dieses kleinen Kuppelbaus rechts von der Moschee und späht ins Innere. Ein schwarz-samtenes Bahrtuch mit einem Koranspruch in Silberstickerei bedeckt den Sarkophag des Gazi Husrefbeg; daneben gehört ein kleines Mausoleum dem ersten *Mutevelija* der Moschee

Muratbeg. In der Grabkammer des Stifters birgt ein gläserner Schrein ein Haar aus dem Bart des Propheten — so ist's, beim Bart des Propheten!

Eine Weile noch sitzt man auf den Wandpolstern eines anderen Nebenraums. Bücher, Hefte, Handschriften, an die anderthalb Tausend, türkische, arabische und persische, reihen sich in Holzgestellen. Der Bibliothekar, ein würdiger greiser Hodža, weist Kostbarkeiten vor: Koransuren, auf Pergament gemalt, in prächtigen Lederdecken mit Goldpressung, fromme Schenkung Mehmedpašas Sokolović, des großen Wesirs aus südslawischem Blute; auch eine persische Handschrift vom Divan des Hafis mit seltenem zierlichem Bilderschmuck. Wann und wo im weiten Orient hat ein Moslem mit untergeschlagenen Beinen gehockt, Federn, Pinselchen und Tuschen neben sich, und hat in zäher Beharrlichkeit mit diesen Schnörkeln und Bogen gleichmäßig Zeile um Zeile gefüllt und mit Gold, Purpur und Schwarz Prinzen und Zecher und Feen betupft — o göttlicher Hafis:

Tritt nicht mit trüber Miene an mein Grab
Und lächle, wie ich stets gelächelt hab.
Bring einen Becher mit und eine Dirne.
Den Veilchenkranz um die geschminkte Stirne.
Und heiß sie tanzen, heiß sie Lieder singen
Und dreimal über meine Grabstatt springen.
Und spreng' Wein, wo man mein Haupt vermutet,
Und wo mein Hirn verwest, mein Herz verblutet.



Vor zwei, drei Menschenaltern klang in dem berühmten Epos des Ivan Mažuranić ein Stück balkanischer Zeitgeschichte wieder, der „Tod des Smail-Aga Ćengić“. Ein Sprosse dieses berühmigten Schreckens der christlichen Raja schaltet in der Nähe des bunt belebten Wochenmarktes friedlich unter seinen riesigen Schnapsfässern; Ibrahim Beg Ćengić liegt dem Branntweingroßhandel ob und, glaubt mir! schärfer ist sein Sechs- und vierzigkommazweiprozentiger als das Krummschwert des Ahnherrn.

Mögen die Orientalisten dazu die Köpfe schütteln, im *Muslimanski Klub* von Sarajevo sind die Wände schier das

einzig Nüchterne; vor jedem Mitglied funkelt ein Fläschchen *Rakija*, einen halben Dezi-, einen Dezi-, nicht selten einen Viertelliter, und nicht für lange, fassend. Die hier sind die aufgeklärten, die angepaßten Mohammedaner; das slawische Blut braust stärker in ihnen als alle islamische Ueberlieferung. Auch Šerif Arnautović begrüßt die flüchtigen Besucher, ein zu gewitzter Politiker, mit jedem Wind segelnd, früher der Einflußreichsten einer hierzulande, heute durch Dick und Dünn mit der Regierung stapfend und deshalb von seiner Anhängerschaft verlassen.

Alle Moslems, an die sechsmalhunderttausend in Bosnien und Herzegovina, sind nach Stamm und Sprache leibliche Brüder der christlichen Bevölkerung; der Serbe ein orthodoxer, der Kroat ein katholischer, der Moslem ein islamischer Südslawe, alle drei ein Volk, eine untrennbare Gemeinschaft. Nur Glaube und historische Tradition errichten Scheidewände: Hie Byzanz! Hie Rom! Hie Mekka! Hinter dem religiösen Gegensatz zwischen Moslems und Christen springt auch ein sozialer Widerstreit auf. Die Grundherren, die Begs und Agas, glauben an den Propheten, die Grundholden, die Kmeten, sind Christi Lehre zugetan. Und wenn die Begs mit Kind und Kegel noch nicht ein Zehntel aller Moslems ausmachen, die Religion bildet eine feste Klammer um alle, denen der Ruf des Muezin vom Minaret gilt; reiche Herren und arme Teufel, alle sind leicht unter einen Fes zu bringen.

Durch die religiöse Hülle ist das nationale Bewußtsein noch nicht durchgebrochen; Glaubensbindung war auch für den mittel- und westeuropäischen Menschen des siebzehnten, noch des achtzehnten Jahrhunderts stärker als alles andere; erst dann leuchtete auch bei uns nationales Gefühl auf. Frage hier den Moslem in Stadt und Land: Was bist Du? Die Antwort zögert nicht: *Ja sam Turčin!* Ich bin Türke! Damit legt er religiöses, nicht nationales Bekenntnis ab; Türkisch, du lieber Himmel! versteht außer der Handvoll Geistlicher niemand. Frage weiter: Welche Sprache sprichst Du?, und Du vernimmst: *Bosnanski* Bosnisch! Oder: *Naši!* Die unsere!; den Begriff Serbokroatisch kennen sie nicht.

Von hundert Moslems wissen auch gerade sechs zu lesen und zu schreiben, aber die islamische Bildungsschicht ist sich über die nationalen Zusammenhänge im Klaren. Ihrer viele nennen sich, nach der Zugehörigkeit befragt, Kroaten, andere Serben. Aber ihre politische Partei heißt nicht Kroatische, nicht Serbische, sondern Südslawische Muselmanische Organisation; die Massen der Moslems werden, wenn sie, in eine notwendige Entwicklung hineingerissen, eines Tages doch zum



Sarajevo. Das Morgenland.

Nationalgefühl erwachen, ohne serbischen oder kroatischen Umweg sofort zur höheren Einheit beider, zum Südslawentum, durchstoßen.

Vorderhand freilich ballen sie die Fäuste. Ihre Parteiführer haben sie in Belgrad im Ministerium, aber ihnen selbst geht es mulmig. Zu einem ihrer parlamentarischen Vertreter führt der Wissensdrang. Ein junger Doktor, in Wien gebildet, gescheiterten Wesens, wirbt er nicht erst um die Sympathie des Besuchers, sondern hat sie sogleich, weil fühlbar das Leid all seiner

Glaubensgenossen in ihm lebt. Er hält mit nichts hinter dem Berge. Da ist dieser unglückselige Hussein Bošković mit seiner Bande im Sandžak. Soll man ihn fangen, bestrafen, aufhängen — gut, niemand, auch kein Moslem hat etwas dawider. Statt dessen fallen Einwohnerwehren, angeblich zur Abwehr des Hussein Bošković aufgestellt, in Wahrheit reine Fascistenbanden über die friedliche mohammedanische Bevölkerung her und schinden sie und rauben sie aus. Und nirgends Schutz für Leben und Eigentum, der Ausschuß der serbischen Schreiberkaste hierher abgestoßen, schlechte, bestechliche, gewalttätige Beamte — der es uns leidenschaftslos erzählen will, bekommt, zu innerst ergriffen, ein Beben in die Stimme und einen dunklen Glanz in die Augen.

*

Im Rechtsanwaltsbüro eines der Führer der *Hrvatska Težačka Stranka*, der Kroatischen Landarbeiterpartei: ungescheut schüttet er ein übervolles Herz aus und berichtet von großserbischen Ränken, unter denen der Kroat hierzulande leidet. Der rechte Großserbe leugnet das Dasein von Kroaten in Bosnien und Hercegovina überhaupt; die Kroaten erscheinen ihm als eine österreichische Erfindung. Darum quält er den nackenfesten Kroaten, schimpft ihn demagogisch einen Landesverräter, nennt ihn fälschlich einen Feind der südslawischen Einheit; harter Druck der Zensur, alle bössartigen Tücken der k. und k. Zeit sind noch lebendig.

Vielleicht übertreibt eingefressene Erbitterung, aber gestern erfuhr man selbst von einem Regierungsbeamten, daß er jeden Morgen auf seinem Schreibtisch vertrauliche Berichte vorfinde und dann wisse, wer am vergangenen Abend in welchem Wirtshaus gesessen habe und was er mit wem gesprochen habe; in voller Unschuld, ohne Gefühl für die Schmach der Spitzelei wurde das erzählt!

Auch von sozialer Not kündigt der Führer der Landarbeiterpartei. Beim Zusammenbruch der Habsburgerherrlichkeit ließ sicherer Instinkt für das innerste Wesen dieser Umwälzung die Pachtbauern nach der Scholle greifen, die sie im Schweiß ihres Angesichts beackerten; mochte der Beg seinen Naturalzins

fürder auf dem Monde holen! Die neuen Gewalten bestätigten das Ende des Kmetentums; die Errichtung des Südslawenstaats ist ja der Triumph des freien Kleinbauern auf den Trümmern des feudalen Großgrundbesitzes.

Aber bald brauchte Belgrad die Moslems; der mohammedanische Parlamentsklub half der Regierung Pašićs die Verfassung unter Dach und Fach bringen. Dafür gibt es zunächst einmal dreihundert Millionen blanker Dinar Entschädigung für



Sarajevo. Wochenmarkt.

das von der weltgeschichtlichen Entwicklung davongespülte Kmetenland. Dann aber tüftelte man, den islamischen Grundherren zuliebe, den feinen Unterschied zwischen Kmetenland und Begluk heraus. Das Kmetenverhältnis war in die Kataster eingetragen und an herkömmliche Satzungen gebunden; das zur Pacht zerstückelte Beg-Gut bearbeitete der Bauer auf Grund eines freien Vertrags. Die Bauern des Umsturzjahres 1918 waren juristisch ganz ungeschult. Was Kmetenverhältnis.

was Beglück! Ueber dieses Land geht mein Pflug, dieses Land nehme ich! Jetzt aber kommt der Gendarm und treibt den widerrechtlichen Enteigner des Herrnguts von Haus und Hof. Gendarmen gegen die Bauern für die Herren, ward je so der Sinn eines Bauernkriegs, einer Agrarrevolution verfälscht?

Ja, es ist schon ein Kreuz mit den Beziehungen zwischen Serben und Kroaten in Bosnien und Hercegovina. Seit der Okkupation ruhte das Auge der Obrigkeit mit Wohlgefallen zunächst auf den Moslems; davor ging nichts. Aber auch die Kroaten waren Hätschelkinder der Wiener Regierung. Ihre Bewegung wurde, den Serben zum Groll, durch Schulgründungen, Kirchenbauten, Aufmunterungen aller Art künstlich großgepöppelt; da war der Plan eines Großkroatien, da sein Förderer, der Erzbischof Stadler, da seine Leibgarde, die Jesuiten; kroatisch und katholisch hieß Trumpf! Jetzt hat das Rad eine große Drehung gemacht; alter Haß, auf Flaschen gezogen, explodiert; orthodoxe Serben lassen jetzt die katholischen Kroaten den Stachel der Macht fühlen.

Hart kommt die Stimme vom Schreibtisch uns gegenüber: „Nie werden wir uns diesem Regime fügen; nie wird man uns zu Serben machen!“ Und etwas resigniert klingt es nach: „Vielleicht bringt die Regierung Protićs den Umschwung.“

*

Im Korridor des Armeeoberkommandos eilen Schreiber hin und Ordonnanzen her, Türen klappen auf, Türen klappen zu. Ein Säbel klirrt, ein Gigant in Generalsuniform. Ah! Erkennen hier wie dort. „Bitte, einzutreten!“ Es ist der Befehlshaber der zweiten Armee, General Milisavljević. Auf ein rundes Tischchen kommen die kleinen Kaffeetassen und Zigaretten; voriges Jahr sahen wir uns in Skoplje; damals stand er an der Spitze der dritten Armee. Ein Adjutant bringt Strammheit ins Zimmer, k. und k. in jeder Bügelfalte, und zu dritt beugen wir uns über die Karte des Armeebereichs, die Straßen und Fahrtmöglichkeiten erörternd.

Am Abend schaut in unserer Kumpanei ein Oberstleutnant aus Milisavljevićs Stab den Dingen fröhlich ins Gesicht, im Garten der Schenke, die da heißt „*Kod Dobrovroljca*“. „Zu

den Freiwilligen“. Belebt durch die *Žilavka*, den schwefelgelben, zuckerhaltigen Wein der Hercegovina, quillt er von Poesie über; er trällert Volkslieder, flicht Gedichte ein, streut Uhland und Heine in serbischen Versen über den Tisch; nachher sucht er nach dem Titel einer Novelle Heines, deren Inhalt er genau wiedergibt; ei verflixt!, auch der anwesende deutsche Heinebiograph strengt sich an und verfällt nicht darauf; der Name liegt auf der Zunge; schließlich findet ihn der Serbe trium-



phierend eher als der Deutsche; es sind die „Florentinischen Nächte“.

Spätnach Mitternacht stockt unser Fuß in einer rechtwinklig vom Kai abbiegenden Gasse, nahe einer Brücke. Wanderer, steh still! An dieser Ecke suchte an jenem 28. Juni 1914 das



Sarajevo. Weibliche Straßentypen.

Auto Franz Ferdinands, irregefahren, zu kehren; an diesem Fleck stand Princip und hob den Revolver.

Geschichtsphilosophie an diesem Platz ist spottbillig; jeder Fallot kann hier etwas Nachdenkliches oder Bedeutsames

daherschwatzen. Aber ein Bild aus dem hungernden, zerbröckelnden Wien, auf der Durchfahrt erhascht, wird für einen Augenblick lebendig. Der Weg führte über den sonntäglichen Franz-Josefs-Kai; Bank an Bank war mit Ostjuden besetzt. Flüchtlingen und Vertriebenen aus Galizien, aus der Bukowina, von irgendwoher; sie saßen mit ihren Kaftanen, ihren Löckchen, ihren Käppchen in der Nachmittagssonne, in den armen Augen nicht nur das ganze Leid der Zeit seit dem verwünschten Jahr 1914, sondern auch das Dulden einer seit tausend Jahren gehetzten Rasse. Sorgenvoll hielten sie den Kopf schief und dachten anscheinend recht skeptisch über Berchtholds Ultimatum, diesen frechen Fidibus des Weltbrandes.

*

Um die Abenddämmerung werden wir zur nahen Bosnaquelle fahren; dort gibt es eine Forellenzucht, dort gibt es ein Forellenessen.

Solange das goldene Licht währt, wandeln wir um die bunt aufrauschenden Blumenbeete von Ilidža. In seine heißen Schwefelquellen, an die zwei Meilen westlich von Sarajevo, haben schon die alten Römer, dann die Türken ihre gichtbrüchigen Glieder getaucht, aber erst unter den Oesterreichern entstand ein wahrhafter Kurort mit Badehallen und Hotels, mit gedeckten Gängen und Parkanlagen; das südslawische Marienbad kann sich sehen lassen. Unter den Oesterreichern wurde auch die innere Heilkraft des Wassers entdeckt; Glaubersalz ist in starker Menge darin gelöst; noch bedürfen wir seiner nicht, tirilitt, tirilitt!

In Ilidža speit die Lokalbahn Sarajevos Sonntagsnachmittagsausflügler aus; am Eingang der Kuranlagen hält Auto neben Auto; auf der großen Terrasse des Restaurants wird Eis gelöffelt und Kaffee in der Kupferkelle serviert, in der man ihn, jede Tasse für sich, kocht. Auf und nieder unter den Bäumen und um die Beete zwitschert und summt das rechte Kurorttreiben. Rheumatiker hocken verdrießlich auf Bänken; Backfische schwippen untergehakt und schwarzhaarig über den

Kies; ein zu Schanden geschossener Offizier tastet sich am Stock vorwärts; viele deutsche Worte schnappt man vorüberbummelnd auf.

Auch elegante Mohammedanerinnen gehen, stehen, sitzen herum; zu zweit, zu dritt, allein, mit dem Gatten, allerhöchstens mit dem Bruder, nie mit einem fremden Mannsbild! Sie stecken nicht gerade in einem Sack wie anderwärts, die seidene *Feredža* ist kokett geschnitten, sogar fußfrei, Lackstiefelchen und Flor-



Jlidža. Im Kurpark.

strümpfe sind mir und dir und uns allen erfreulich sichtbar, aber vor dem Antlitz wehrt der dichte, schwarze Schleier jedem forschenden Blick; nichts von den Augen, nichts von den Wangen, nichts von den Lippen; das da kann eine Aphrodite sein oder ein Spatzenschreck.

Viele von ihnen werden schon mit dreizehn, vierzehn Jahren dem Manne verbunden. Andere trippeln bis zum sechzehnten, siebzehnten Jahre eifrig in ein Mädchengymnasium, ganz ohne

Vorhang vor dem Gesicht, aus munteren Augen in die Welt schauend, aber auch für sie kommt mit der Vollreife der Schleier und die Absperrung; sie werden wandelnde Gefängnisse; kein Hauch eines anderen Mannes weht in ihre vergitterte Welt; Freiheit ist ihnen ein Fremdwort und ihr Eigenleben vermag sich, eine Pflanze im Kellerdunkel, nimmer zu entfalten; keine Frau in Europa zog so schwarzes Los. Die österreichische Herrschaft half die Sklavinnenrolle der muselmanischen Frau verewigen; das Eherecht unterlag nach wie vor dem islamischen Scheriatgesetz statt dem Code Civil; unbefugter Eintritt in das Frauengemach ward als Vergehen gegen die öffentliche Sicherheit geahndet; ein besonderer Paragraph kam dem betrogenen Mann, der eine Ehebrecherin erschlug, erschloß, erwürgte, mild und verständnisvoll entgegen.

Aber das kann nicht dauern. Das österreichisch-ungarische Bosnien war eine Kolonie, ein Stück Orient, künstlich von den Wiener Machthabern gehütet; der südslawische Nationalstaat ist Europa, und die allgemein europäische Entwicklung entscheidet. Entweder sperren auch wir unsre Hanums in einen Harem, Gitterwerk vors Fenster, und lassen sie nur ver mummt auf die Straße: Ich will mein Lamm für mich haben, Augen weg, ihr andern! oder der Schleier fällt auch in Sarajevo, in Mostar, in Travnik, in Banjaluka, in Trebinje, in Bihać und sonstwo kreuz und quer im bosnisch-hercegovinischen Lande.

Schon kommt ein junges Geschlecht von Moslems, eine dünne Schar noch, um die Frau aus ihrer Erniedrigung herauszureißen und ihr die Tore zum Leben, zum Wirken, zum sozialen Teilnehmen aufzusprengen; eine Schrift Dževid Suleimanpašićs stößt den Ruf aus: Entschleiern wir unsere Weiber!, und eben rüttelt ein junger Bosnier islamischen Bekenntnisses, Ahmed Muradbegović, mit einem Versbändchen „*Haremska Lirika*“, an dem unbarmherzigen Holzgitterwerk des Frauengemachs:

Weib! Deine Ehre wird gröblich verletzt,
die Würde Deines Lebens ist elend und arm:
Du lebst auf der Welt stets ungesehen
wie ein schwarzer Geist, der durch Dunkel webt.

Und Deiner Schönheit Stolz und Macht
wie ein Feenmärchen mit Ruhm gekränzt,
schleppt durch die Welt wie ein Gespenst der Nacht,
das Grauen sät mitten am lichten Tag.

Und Deine reine Seele, dem unbeschriebenen Buche gleich,
ächzt verlassen in der Tiefe der Brust,
heischt die Süßigkeit des Schmerzes und die Schönheit der Sorgen,
den Schwung leuchtender Gedanken und die Göttlichkeit des Worts.

Und während in Deinem Herzen milchfarben gärt
die Sehnsucht nach dem Leben, ein weißes Gebet,
wird Dein Leben verrinnen dem unterirdischen Flusse gleich
mit dem erstickten Rauschen verschütteter Quellen.

O unbekannte Frau! Streck Deine weiße Hand aus!
Kehren wir zur Welt zurück wie wiedergefundene Kinder!
Sie ruft uns ewig in dem schwermütigen Ton
eines jungen Lieds, das fleht und schluchzt.

Erhebe Dich und komm, stolz und schön,
in Vernunft und Gelassenheit, voll Menschenwürde!
Vor Deiner Hoheit wird die gierige und blinde
Menge, die tobt, auf die Knie sinken.

Im Park von Ilidža lustwandeln sie, die unbekannten
Frauen. Man weiß, daß sie, regsamer als die echte Türkin, zu
Hause mit seltener Kunstfertigkeit Teppiche knüpfen und
Decken sticken, aber fruchtlos sucht der flüchtig spähende
Blick zu ergründen, was in dem Hirn hinter dem verhüllenden
Seidenlappen an Gedanken, Wünschen, Sehnsüchten und
weißen Gebeten lebt.

Niemand weiß es.

*

Ein Aussichtswagen ist für uns an den Zug gekoppelt,
eine fahrende Veranda mit lauter Glasscheiben rundum; nach
Nord und Süd und Ost und West fliegt ungehemmt der Blick.
Aber an der Sonnenseite müssen bald, Schutzwehr gegen
Tropenhitze, gegen Wüstenbrand, die Vorhänge vor.

So auf der Eisenbahn gemächlich durchs Land schaukelnd, auf glatten Straßen ohne Furcht vor Hals- und Beinbruch im Wagen rollend, behaglich sich im Bett blitzsauberer Hotels räkelnd, beginnt man etwas wie aufkeimendes Wohlwollen für die Oesterreicher zu empfinden. Sie haben Bahnen gebaut, sie haben Straßen gebaut, sie haben Brücken gebaut und Hotels haben sie gebaut — alles, was recht ist! Mancher Reisende hat, von solchen Annehmlichkeiten bezwungen, sein Urteil über die k. und k. Tätigkeit fix und fertig in der Tasche.

Auch Sie, Herr Müller, Herr Meier, Herr Schulze, haben manchmal von der österreichischen „Kulturarbeit“ in Bosnien, haben auch von dem „kulturlosen“ Serbien am Stammtisch geschwätzt, ohne, wir wollen aufrichtig sein, im Grunde von dem einen wie dem andern Wirklichen zu wissen. Denn, Herr Müller, Serbien hatte seit geraumer Zeit die allgemeine Schulpflicht, Bosnien fast vier Jahrzehnte gar nichts und dann die „relative“ Schulpflicht; das war der k. und k. Beitrag zur Relativitätstheorie. In Serbien, Herr Meier, kam immerhin auf 2264 Einwohner eine Volksschule, in Bosnien erst auf 4052! Und, Herr Schulze, in Serbien war von der männlichen Bevölkerung jeder Dritte des Lesens und Schreibens kundig, in Bosnien noch nicht jeder Achte! Aber i bitt schön, was braucht die habsburgische Verwaltung Volksschulen! Der erste bosnische Landeschef, der Herr v. Kallay, hat's ja mit schnoddrigem Zynismus gesagt, daß ihm ein Gendarm wichtiger sei als fünf Lehrer. Darum warf man einem Hilfslehrer 720 Kronen Jahresgehalt hin, ein Gendarm bekam 880 Kronen, ein angestellter Lehrer wurde mit 1000 Kronen abgespeist, ein Gendarmeriepostenführer erhielt 1080, und ein Schulleiter stand mit 1200 Kronen einem Gendarmeriewachtmeister mit 1280 nach. So war's auch im Ganzen; im Jahresetat verschluckte die Gendarmeriekaserne das Doppelte, das Dreifache der Volksschule.

Durch bestelltes Land rollt noch der Zug, die Ebene von Sarajevo; Maisfelder, Tabakpflanzungen, elende Bauernhäuschen, Büffel an der Tränke schieben sich vorbei. Dieser fruchtbaren Erde hat Oesterreich für den guten Willen, alles

herzugeben, schlecht gedankt; es hat ihren Bebauer weiter das mittelalterliche Joch des Kmetentums schleppen lassen. Wahre Kulturarbeit hieß Bauernbefreiung! Man lacht dir ins Gesicht, fragst du da nach den Leistungen der österreichisch-ungarischen Verwaltung. An dem Problem wurde herumgestümpert und gebastelt, Teilablösung und Freikauf schließlich gestattet und gefördert — so gegen das Jahr 2025 wäre der letzte Pachtbauer auf die Art freier Besitzer geworden.

Der Kmet arbeitete nicht für sich, sondern für seinen Beg oder Aga; er kümmerte sich deshalb den Daus um Verbesserung der Arbeitsmittel und Steigerung des Bodenertrags. Nur 245 Kilogramm Getreide wurden, im Jahresdurchschnitt auf den Kopf der Bevölkerung berechnet, in Bosnien geerntet, in Serbien, Herr Müller, Herr Meier, Herr Schulze, 378! Immer mußte Bosnien Weizen, Mais und Mehl einführen, für sechzehn Millionen Kronen und mehr; an die zweieinhalb Millionen Hektar Ackerland vermochten die Brotfrucht für eindreiviertel Millionen Menschen nicht zu erzeugen!

Freilich, Türken, Oesterreicher, Südslawen -- der Karst bleibt immer gleich unfruchtbar. Eben arbeitet sich der Zug keuchend in die Wucht der bosnischen Berge hinauf; hier heißt es Steigungen nehmen; selbst mit Serpentinaen schafft er's kaum. Tunnels verschlucken die Wagen jählings; am Ausgang brandet Lichtflut heran; ungeahnte Fernblicke auf Gipfel und Bergketten und Hochwälder tun sich auf. Am Bahnhofsgelände dort steht Konjic in Lateinschrift und Kyrillika; Trauben und Äpfel und Zeitungen bieten sich zum Verkauf.

Erbarmungslosere Wildheit dräut; das ist der hercegoviner Karst. Unten schlüpft blau, grün und violett die Narenta, die Neretva durch Schlünde und Gründe; dahinter und zur andern Seite staffeln sich ungefüge, riesige Gesteinsmassen; an zweitausend, über zweitausend Meter fliegt der Blick bis zum rauhen, rissigen Kamm empor. Ein zähneknirschender Gott mit zusammengezogenen Brauen schuf dieses Land.

Was der Netzhaut wohltut, grüne Bäume, grünes Buschwerk, ist im Grau ertrunken; einzige Baumstämme sind die Telegraphenstangen an der Schienenspur; auf dem nackten

Fels krüppeln nichts als verquere Baumstoppeln dahin; einmal, nur einmal neigt sich ein Feigenstamm über das fließende Gewässer. Zottige Ziegen hüpfen längs der Flußwirbel von Felsblock zu Felsblock, stutzen, schauen sich um, hüpfen wieder; sie nehmen das Leben noch wichtig.

O Mensch, Mitmensch! Eine Ziegenherde sehen zu dürfen, und am Narenta-Ufer, und unter der Glocke eines strahlend blauen Augustmittags, ist das nicht schon Glückes genug?

•

Mit morgenländischem Schwung und Schmelz besingt Derviş Pascha zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts seine Vaterstadt Mostar: „Nirgends auf der Welt, außer in der Nähe des Paradieses, gibt es eine solche Luft, die das Herz entfaltet, und ein solches Wasser, das das Leben verlängert. Jede Stunde des Anblicks von Mostar schenkt uns ein neues Leben. Jeder Winkel Mostars bietet dem Herzen eine neue Freude.“

Dieser Exstase gedenk, steht man etwas verblüfft in dem öffentlichen Park, der mit großen verstaubten Bäumen melancholisch dahindämmert; ein Offizier schlendert ohne innere Ueberzeugung hindurch; ein paar Hunde schleichen um die gilbenden Rasenflächen; eine Bettlerin, in Lumpen, mit Aussatz, abschreckend, eine Hexe aus dem Märchen, schlurft auf Krücken vorbei. Staub und Hitze, Hitze und Staub.

Durch die Straßen des älteren Stadtviertels östlich der Neretva sickert träges Leben; die Uhren dieser Welt gehen nicht eifrig: ticktickticktick!, sondern langsam-behäbig: Tick! — Tick! — Tick! In offenen Verkaufsständen, Basarschragen liegen grob geschnitzte Holzlöffel, urwüchsige Töpferwaren, Birnen, Feigen und Aepfel aus; das Schaufenster einer Apotheke gibt den Blick auf Kalodontuben und Odolflaschen frei; selten schrillt die Klingel in den Läden fränkischer Art.

Es ist der letzte der Monde der Regenlosigkeit, die alles Leben ausdörren. Wen nicht Amt oder Armut fesselt, entweicht in die Schattenkühle eines fremden Badeortes, mindestens in die frischere Bergluft des eignen Landes. Eine



Mostar.

Empfehlung aus Sarajevo führt uns zu Mujaga, dem nicht nur an Einfluß reichsten Moslem der ganzen Hercegovina; er ist verweist. Ein Besuch ist dem Dichter Aleksa Santić zugedacht; verweist. Im Zimmer des Kreischefs amtet ein Stellvertreter, und der Divisionsgeneral weilt im Urlaub. Was blieb, verkriecht sich nach den ersten Morgenstunden hinter den dicken, kühlen Mauern seiner Behausung. Um Mittag wirbelt selten mehr ein Fuß den weißen Staub der Straßen hoch.

Und alles wartet, fragt tagtäglich den Himmel, harrt immer ungeduldiger; der große Spätsommerregen muß schon im Anzug sein; nur um Tage kann er noch zögern. Dann atmet Mensch und Tier und Pflanze erlöst auf und saugt Balsam eines zweiten Frühlings durch die Poren; der kleine Sommer heißt diese Jahreszeit. Frische Blätter und neue Blüten schmücken die künstlich und mühevoll bewässerten Gärten zwischen den Steinmauern der Häuser; eine Ahnung von grünem Schimmer fliegt selbst über das ewig graue Urweltgestein.

Rings auf den gewaltigen Bergkuppen starren in den Fels gemauerte, betonierte, gepanzerte Forts; von ganz droben höhnt noch, aus Steinen von armen Soldaten zusammengetragen, ein riesiges F J I; für die Oesterreicher war Mostar nur ein mächtiger Waffenplatz. Von der großen Garnison mit Divisions- und Brigadestäben, Platz- und Bezirkskommandos, Infanterie, Kavallerie und Artillerie, Zeughäusern, Magazinen und Spitälern, von der Aufführung der Festungswerke, der Erneuerung der Kriegsstraßen, dem Bau der strategischen Bahnen lebte die ganze Stadt; das Gold von tausend Heereslieferungen klingelte lustig in den Beuteln von Moslem, Jud und Christ. Und Waren kamen, Reis, Stoffe und Zeuge, unmittelbar von Triest über Metković, und wurden hier für einen weiten Kreis umgeschlagen; auch das ging ins Geld.

Jetzt ist die Garnison klein, der Verdienst von der Truppe tröpfelt kaum mehr, der Handel über die Adria ist abgeschnitten. Die dünnen Jahre sind da; keine Arbeitsgelegenheit; das Elend kauert in den engen Gassen; durch eine schlafende, eine sterbende Stadt schreitet dein Fuß. Wirtschaftlich haben ihr die Herren K. und K. nie auf die Beine geholfen; das gehörte

nicht zu den militärischen Zwecken. Der Staat unterhält eine Tabakfabrik, eine Eisenbahnwerkstätte ist zur Not da, und die Einrichtung der Seifenfabrik stammt aus Deutschland. Kennt ihr die elektrische Zentrale von Mostar? Die Wasserkräfte der mit Gefäll daherkommenden oder leicht staubaren Neretva sind mit Händen zu greifen; deshalb verfiel ein findiger Kopf auf den Gedanken, die Elektrizität mit Naphtha zu erzeugen!

Derviš Paschas Lobgesang klingt doch bei einer Streife durch die Stadt an mit dem Durcheinander ihrer Gassen und Gäßchen, ihren abweisenden Mauern, verschwiegenen Steigen, mit orthodoxen und katholischen Glockentürmen und nadelfeinen Minarets.

Von neununddreißig Moscheen stehen zehn offen, fast jeder zweite Mostarer ist ein Moslem, und ihre Frauen gehen noch weit umhüllter durch das gefährvolle Leben als in Sarajevo. Ihr Gewand

aus dickem Wollstoff fällt nonnenhaft bis auf die Füße; selbst die Kopfform verschwindet in einer vorgeschobenen Flügelhaube; der neugierige Blick des Fremden gelangt kaum bis zum Schleier.

Quer durch die Stadt zieht die Neretva in einem steilen, zerrissenen Felsenbett adriawärts. Gerade klimmt von einem



Mostar. Straßenecke.

Vorsprung in der Flut ein Soldat vorsichtig und rücklings an Land; eine erbeutete Riesenforelle fest packend; guten Appetit! Hoch, hoch oben aber schwingt sich die alte Brücke über den Abgrund, mit einem einzigen kühnen Bogen von Felsrand zu Felsrand, rechts und links von trotzigem Rundtürmen geschützt; im Hintergrund spielt das Abendlicht um vier, fünf, sechs, da noch eins, um sieben weiße Minarets, gleitet über Dächer und Häuser, und die kalten Mauern der Berge fangen an zu glühen.

Dann sitzen wir, einzige Gäste, in einer winzigen *Kavana*; in der Mitte stehend, kann man alle Wände und erst recht die Decke mit den Fingerspitzen erreichen. Eine verhutzelte Alte hockt sich vor das Holzkohlenöfchen und bläst in die Glut; sie erzählt von 1878, dem Einmarsch der Oesterreicher, der Freude der armen, vielgeplagten Raja, die zuversichtlich an ein Ende der Beg-Herrschaft glaubte. Sie selbst war damals dreizehn alt. Jetzt freut sie sich kindisch über eine Handvoll Zigaretten aus unserer Dose.

Wieder geht man durch schmale Gassen, vorbei an langen Mauern, an Gartentoren; Zypressen halten schweigend Wache, Oleandergebüsch neigt sich über Steinränder; eine jähe Einbuchtung ist ganz mit Schatten gefüllt, und plötzlich huscht ein geköpftcs Wesen, ein leibhaftiges Gespenst quer über den Weg, von Pförtchen zu Pförtchen, eine verspätet scheue Mohammedanerin in ihrer Tracht, im blauen Mondlicht einer Beguine gleich.

Vielleicht kommt eines Tags ein südslawischer George Rodenbach, sein *Mostar-la-Morte* in sachten Umrissen und mit matten Farben festzuhalten.

*

Wilde Lachtauben schwirrten um das Minaret der Karagjöz-Moschee, als der Wagen vorbeierollte; dann folgten am Südostende der Stadt ein Türkenfriedhof, ein Militärbarackenlager, ein Lazarett, etliche Schuppen. Jetzt traben die Braunen durch unfruchtbare, öde Ebene, das *Mostarsko Polje*. Verbrannte, ruppige Grasbüschel, boshafte Disteln und Steine, kleine, große, ganz große Steine in solcher Fülle ausgesät, als

sei, vernichtende, alttestamentarische Strafe, ein Steinregen niedergegangen. Die Oesterreicher haben Festungswerke gebaut statt Wälder auf die Berge gepflanzt; Wald ist im Karst die Wurzel alles Heils; Wald schafft Feuchtigkeit, erzeugt Humuserde und schützt vor Winden. Aber hier suchst du und spähst du und schaust du und findest kein Fleckchen Wald; anklägerisch wuchtet rings das starre, kahle Gestein zum dunstlosen Himmel empor.



Blagaj. Geschäftsstraße.

Eine Oase schimmert; der Blick erfrischt sich an Tabakfeldern und Weingärten; eine große Weinkellerei steht nah der Straße. Die Hercegovina trägt weniger Reben, als sie vermöchte; für die Moslems war der Wein das verbotene Getränk; so auch blieb den Balkanslawen in türkischer Zeit die Zucht des Schweins, des unreinen Tieres, verwehrt oder erschwert. Auch wollte sich der Kmet nicht mit dem Weinbau abrackern, nach Noten schinden, Geld in den Boden stecken,

denn Beg und Aga strichen den Nutzen ein. Immerhin mehrten, um Mostar gedeihend, zwei schwere, edle Gewächse, die gelbe, stark zuckerhaltige *Žilavka* und die dunkelrote herbere *Blatina* den Ruhm der Hercegovina als Weinland. Bis Belgrad hinauf und weiter erscheinen *Žilavka* und *Blatina* zu festlicher Schmauserei auf den Tischen.

Blagaj war dereinst, bis ins fünfzehnte Jahrhundert, ein *Šeher*, eine bevölkerte, blühende Stadt, geradezu die Hauptstadt der Hercegovina, und Mostar kam als *Kasaba*, als Flecken daneben kaum in Betracht. Aber überall dreht sich das Rad; jetzt ist Mostar die Stadt und Blagaj, recht besehen, nicht einmal mehr ein Flecken. Nebst orthodoxer und katholischer Kirche, diese von den Oesterreichern gebaut, hat es noch eine leidliche Moschee; sie steht im Mittelpunkt von Robert Michels wunderfeinem Roman „Die Häuser an der *Džamija*“, einem Buch voll tiefer Einblicke in das Herz der hercegovinischen Dörfler.

Wer von der großen, glorreichen Vergangenheit des Nestes nichts weiß, wittert bei einem Besuch nichts von ihr. Verschlafen liegt es in Staub und Sonne. Eine Zeile ebenerdiger, verwitterter, mit grauen Steinplatten belegter Häuschen prunkt als die Geschäftsstraße; in offenen Buden sitzt gottergeben ein Dickmilchkrämer, ein Obstverkäufer, ein Bäcker, ein Teppichweber hinter einem vorsintflutlich einfachen Webstuhl. Unter dem Laubdach einer *Kavana* döst ein halbes Dutzend alter Kracher in den heißen Morgen hinein.

Ueber verfallende Mauern leuchtet rot und weiß die Blüte des Oleanders; in Gartengrün gebettet liegen die stattlicheren Häuser der zwei, drei Begs, der Besitzer von Land und Leuten, ja! fast auch von Leuten ringsum. Schade, sie sind zur Stadt oder auf Reisen; wir hätten gerne Einkehr bei ihnen gehalten. So erschließt sich uns die *Muslimanska Čitaonica*, die Muselmanische Lesehalle, vor zehn Jahren gegründet, ein reinliches Gemach mit dem üblichen Polsterdivan die Wände entlang; der Agramer „*Obzor*“ und „*Pravda*“ von Sarajevo liegen aus; ein Schränkchen birgt Bücher und Broschüren, es ist für Blagaj allerhand.

Nachher kriechen wir durch einen würzig nach Mehlstaub riechenden, niedrigen, fensterlosen Mühlenraum zur Buna vor; zwischen Gesträuch fließt sie schmal und flach, doch wohlthuend eiskalt dahin. Unweit von hier bricht ihre Quelle mit Macht aus einer Felsenhöhle des *Vranjevićo brdo*, auf dessen Gipfel, sagenumspunnen, die Trümmer der Burg Štjepangrad haften.



Blagaj. Kavana.

Zwei kleine aufgeweckte Festräger haben uns Handtücher geholt und stehen, den Badenden zuschauend, Rede und Antwort. Was sind sie? *Muslimani!* Aber daß ihre Sprache serbisch ist, wissen sie. Auch Mostar kennen sie; einmal waren sie dort, in der großen, großen Stadt. Aber der Name Belgrad klingt ihnen fremd, von König Peter haben sie nichts gehört, und als man nach der Bedeutung der schwarzen Fahnen vor den Häusern fragt und in sie dringt, stellt sich heraus, daß

diesen Elf- und Zwölfjährigen die schwarzen Fahnen höchst und herzlich gleichgültig sind; sie haben sich noch nicht den Kopf darüber zerbrochen.

Zum Abschluß sitzen wir, mit dem Lauf der Dinge nicht unzufrieden unter einem schattenden Maulbeerbaum und schlürfen den Pflichtkaffee. Dörfler gesellen sich uns, der Tisch hat Platz. Ein ausgetrockneter, weißstoppliger Moslem, am Turbantuch als Mekkapilger kenntlich, redet Weisheit durch die Nase. Ein *Kiridžija*, ein Botenfuhrmann, kommt im Wanderschritt, wirft seinem gutmütigen Saumpferd die Zügel über und läßt sich schwer auf die Bank fallen; sein Weib neben ihm saugt sich mit verwunderten, braunen Augen an den fremden Erscheinungen fest.

Der *Kiridžija* scheint wie ein Moslem gekleidet, ist aber ein Orthodoxer.

„Woher kommst Du?“ fragte er mich nach einigem Schnaufen und Verschnaufen.

„Weither, aus Deutschland!“

„Deutschland?“ meint er leichthin und überlegen, „war auch schon in Deutschland“; er lugt nach dem Eindruck seiner Weitgereisheit auf die andern.

„*Gde si bio!* Wo denn?“

„In Deutschland, in Dubrovnik, ja, auch in Split!“

Er sieht sich wieder, Hochachtung heischend, um, aber da näselt der Mekkapilger dazwischen, und ein anderer fährt auf, und dem *Kiridžija* wird bewiesen, daß Ragusa und Spalato gar nicht in Deutschland liegen. Da ist er aufrichtig betrübt.

Aber freundschaftlich und friedlich sitzen wir weiter alle im Schatten des großen Maulbeerbaumes beisammen und schmausen unbedenklich Feigen von der schwarzen, der süßen, der saftigen Art.

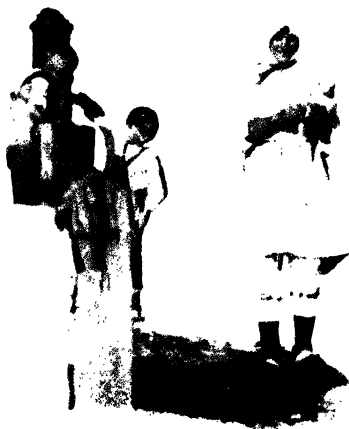
*

Südwärts, meerwärts gleitet der Zug mit dem Aussichtswagen.

Stets unheimlicher stehen die Bergmassen getürmt; der ewig graue, unnahbare, erbarmungslose Karst. Anderer Fels wandelt sich, durch Sonne, Schnee und Regen verwitternd, in

fruchtbare Ackererde; das Kalkgestein bleibt eisenhart; Saat würde auf ihm verdorren oder verwehen. Dafür trinkt es gierig aus hunderttausend Mündern das reichliche Regenwasser und macht die Oede noch öder. Den ganzen Sommer drückt die „*Brezvodnica*“, die Wasserlosigkeit auf dem Lande. Immer sind die künstlichen Brunnen an den Haltestellen der Bahn umlagert; Weiber, mit weißen Kopftüchern, weißen Hemden, weißen Hosen harren, den Spinnrocken tätig in der Hand, bis das schmale Fäßchen mit dem ersehnten, begehrten, unbezahlbaren Naß gefüllt ist; dann nehmen sie es auf den Rücken und tragen es oft Stunden weit in ihre Wohnstätten.

Auch lange, sehnige, braune Kerle treten herum, hagere Kerle; Dickbäuchige kennt die Hercegovina nicht. Sie scheinen Manns, selbst diesem toten Gestein ein winziges Stückchen Fruchtbarkeit abzuringen; da und dort ist dem Fels ein Fleckchen Wald, nein! Baumwuchs abgetrotzt, erste Vorstufe für Humusbildung. Rührend die Felderchen, wenige Geviertmeter messend, mit Steinen eingezäunt; wie lahm vom Rücken war der Rücken dessen, der das zustande gebracht hat! Daneben liegen flache Felsstücke, wie Grabplatten geschichtet, Grabplatten über so mancher menschlichen Hoffnung.



Hercegovina. Am Stationsbrunnen.

An die Seele greift die bitterste Armut dieses Landes; es ist unfähig, bei allem Fleiß und jeder Mühe seine Kinder zu nähren und hat darum die Unrast des Nomaden in das Blut des *Hercegovac* getragen. Die Viehzüchter im Süden sind gewöhnt, vor der Sommerdürre auf die frischen, grünen Bergtriften der nördlichen Hercegovina und Südbosniens zu fliehen. Dann sind

die Straßen tagelang in den Staub der ziehenden Herden gehüllt, der Klang der Schafglocken und Ruf und Lachen der Hirten erfüllt weit die Luft; im Hochgebirge bleibt Mensch und Tier bis zum „großen Schnee“, zwei, drei, auch vier Monate. Umgekehrt steigen im Spätsommer Männer, Frauen, Kinder aus ihren leeren Felslöchern in die fruchtbarere Ebene und helfen gegen eine Handvoll Weizen bei der Ernte.

Anderwärts tun sich die Männer eines ganzen Dorfs als Bauarbeiter zu einer Gruppe zusammen, unterstellen sich einem *Neimar*, einem Baumeister, und richten ihren Nachbarn in Bosnien und Dalmatien Steinhäuser, Kirchen und Brücken auf. Wieder andere hast du selbst in deiner Stammkneipe Spazierstöcke, Zigarettenspitzen, Geldbeutel und Taschenmesser verkaufen sehen; wir Stehkragen-Idioten spotten über die „Schlawiner“, aber als *Torbar*, als „Rucksackträger“ Oesterreich, Deutschland und ganz Mitteleuropa zu durchstreifen, ist ein armseliges, demütigendes, entmutigendes Gewerbe, und daheim haben sie Weib und Kind sitzen!

In den letzten Jahren drang der Ruf Amerikas bis in die Karsteinöde; die Riesenwerkstätten drüben lockten, und ganze Bataillone junger und kräftiger Männer haben sich über die See auf und davon gemacht; in den Vereinigten Staaten, in Argentinien, überall klingt der klassische Dialekt des Gebiets hier, die *lingua toscana* der südslawischen Mundarten. Von ganzen „Weberdörfern“ erzählt man, deren Männer für Jahre jenseits des Ozeans schanzen; manche Tragödie knüpft sich; viele sehen die herzlosen und doch geliebten Kalkfelsen der Heimat nie wieder. Aber die Lücken füllen sich rasch. *Hercegovina cio svijet naseli, a sebe ne raseli!* sagt das Sprichwort, die Hercegovina bevölkert die ganze Welt, ohne sich zu entvölkern.

In Schlangenwindungen hat sich der Zug durch Tunnels hochgearbeitet; in freiesten Berghöhen schweben wir; Adler, auf den Telegraphenstangen horstend, und niemand wäre überrascht. Die Sonne siedet auf dem Gestein, doch ein Frösteln und Frieren kriecht ob der rauen, weglosen, pflanzenlosen, menschenlosen Todeseinsamkeit durchs Blut.

Aber oh Wunder! Da drunten, zwischen Bergmassen gepreßt, dehnt sich fruchtbarstes Feld; wahrhaftig, Tabak gedeiht, Mais wächst in üppiger Fülle; eine sattgrüne Grasseewelt bis an den Fuß des nackten Gesteins. Fata Morgana, zerfließe; wir reiben uns die Augen, wir unterliegen einer Sinnestäuschung nicht so leicht! Doch wir reiben uns die Lider und das Sinnlose verschwindet nicht, das Unmögliche ist da, bleibt da: Dörfer, von denen man sich matt und müde liefe und doch kein stehendes, kein fließendes Wässerchen erreichte, und an ihrem Rande sonnen sich Boote mit dem Kiel nach oben, und Fischnetze sind sorgsam ausgespannt! Fährt man hier auf dem Grase Kahn? Fängt man Fische aus der Luft? Sind wir in Münchhausens Reich?

Der Begriff *Polje* verscheucht den Spuk. Am *Popovo Polje*, dem Pfaffenfeld, fährt der Zug hin, ein Kessel, Dutzende von Kilometern lang, in dem das Karstgestein in seiner tückischen Art im Vorfrühling die niederrauschenden Regengmassen einschlürft, aber ist es gesättigt, so bricht jäh aus tausend Löchern und Ritzen und Spalten das Wasser sprudelnd hervor; Quellen, Rinnsale, Bäche, Teiche bilden sich jede Stunde neu, vereinigen sich: ein See entsteht! Die Bauern sehen ihn mit Vergnügen steigen; schließlich ist der Höhepunkt erreicht; der Wasserspiegel fällt schnell und schneller; es bleiben Teiche, Bäche, Rinnsale; bald werden auch sie von der Erde verschluckt und von dem ganzen Wasserzauber ist fetter Schlamm und gutbewässerter Boden des Landmanns wonniger Rest; die reichsten Ernten der Hercegovina werden in diesen *Poljes* eingeheimst, und wirklich sind ihre Anwohner Amphibien; im Vorfrühling werfen sie dort aus Kähnen ihre Fischnetze aus, wo im Sommer ihre Tabaksblätter reifen.

Ade, *Popovo Polje*! Mit der Dämmerung dreht sich der Zug schroff der Küste zu; die Nacht kommt, Stationslaternen blinken. In dieser Gegend wurde vor etlichen Monden ein kleiner bescheidener Personenzug, just einer wie unserer, von einer Räuberbande zum Stehen gebracht; alles hob unter der Suggestion vorgehaltener Flinten die Hände und ließ sich aus-

plündern; nur der Schaffner des Postwagens, ein hartköpfiger und pflichttreuer Schwabe, wollte das ihm anvertraute Gut schützen und wurde niedergeschossen.

Aber keine Bange! Da leuchten schon die Lichter von Gravosa; Seeluft, Seeduft erschnupern die Nüstern; mit dem Schienenstrang ist es zu Ende.

Im Auto fegen wir die köstlich glatte Fahrstraße hin; eine Viertelstunde, und da ist es, Ragusa, Dubrovnik, die Meer- und Märchenstadt. Es duldet uns nicht im Zimmer. Noch um Mitternacht gehen wir durch die leere, stolze Hauptstraße; die Fliesen hallen unter unsern Schritten; vorbei an kühnen Fassaden, unter trotzigcn Mauern hin, durch feuchte Torbogen, durch Schläuche von Gäßchen, über ausgetretene Stufen, und stehen am äußersten Ende des Kais wie auf einer vorgeschobenen Bastion.

Die Ellbogen auf die meterdicke Mauer und das Kinn in die Hände gestützt, blicken wir lange in das grenzenlose Dunkel hinaus und lauschen der Adria, die ihre Wellen gegen die Quadern wirft, eintönig, unermüdlich, von Ewigkeit zu Ewigkeit.



Nachts der letzte Blick aus dem Fenster nahm Fächerpalmen mit, die vor einem glühenden Mond ihre Finger spreizten. Morgens tritt man, nach verzweifcltem Kampf gegen lästige Stechfliegen, in die lichte Welt. Mandelbäume grüßen aus den Gärten, steile Zypressen zeichnen dunkle Striche, Pinien heben hellgrüne Kronen gegen einen türkisblauen Himmel, Kakteen haften zäh am Felsrand, aus dem Kranz breiter, fetter Blätter schießt die Agave ihren Blütenpfeil meterhoch steil hinan, und das Meer schmückt mit dem weißen Spitzensaum seiner Brandung den steinernen Strand. Mandelbäume, Zypressen, Pinien, Kakteen, Agaven, und die Adria und die Adria — der gefährliche Rausch des Südens kommt über den Nordmenschen, die sommerliche Luft, vom Seehauch entgiftet, prickelt wie Champagner, das Blut fließt leichter und rascher, die Lippen öffnen sich halb wie zu Küssen.

Trunken ist man vor lauter Frühling! Demütig ist man vor lauter Frühling!

In diesem ewig schimmernden Frühling liegt die einzige Stadt wie ein eiserner Panzerhandschuh auf buntem Seidenkissen.

Quadermauern umgürten sie von jeder Seite; kreisrunde, gewaltige Bastionen sind dem Meer wie dem Feind entgegengewuchtet; aus winzigen Luken, aus schmalen Stückpforten blinzeln sie hochmütig über die Wellen hin. Das Fort Lovrenjac wächst aus steilem Felsen heraus, ist mit dem Fels verklammert,



Ragusa. Fort Bokar.

von Menschenhand behauener Fels auf den natürlichen Fels getürmt; an seinem Fuß wäscht gierig die Salzflut. Gegenüber schwingt sich Fort Bokar auf mehreren Terrassen empor, Staatsgefängnis in den letzten Jahren der Republik; darunter führt ein unterirdischer Kanal durch ganz Ragusa. Die Mauer aber stürzt sich hinab und hinan bis zu dem trutziglichen Minčeta-turm, der landeinwärts seine dräuende Front kehrt.

Jeder Stein dieser Festungswerke ruft sein barsches Halt. Aber es ist nicht so schlimm gemeint. In Nischen über den Toren und an den Ecken der Bastionen steht mit Stab und

Mitra der heilige Blasius, *Sveti Vlaho*, ein gar milder, gar nicht kriegerischer Herr, ein Pazifist geradezu. Unter seinem Schutz hat die Feder durch Jahrhunderte Ragusas städtische Freiheiten und Rechte erhalten, die das Schwert unweigerlich verloren hätte. Was ist da viel zu reden? Ein kleines Gemeinwesen, zwischen mächtigen Nachbarn eingequetscht, von starken Neidern umlagert, mit dem Auf-den-Tisch-schlagen war da nichts getan. Schon so mußten die Herren vom Senat und Großen Rat oft die Köpfe anstrengen, um nur mit einem blauen Auge davonzukommen. Man schloß eben schlaue Verträge, spielte das Spiel mit den verschiedenen Kugeln, hielt die türkischen Karavellen durch die venetianischen Galeeren im Schach, auch umgekehrt. Die Ragusaner waren sehr gute Katholiken, Lieblingskinder des Papstes, aber mit dem Großtürken haben sie schon früh angebandelt, beileibe nicht aus Neigung oder Ueberzeugung, nein, der Sicherheit halber und der Geschäfte wegen; da ist nichts bei, nicht wahr? Ohne romantische Umschweife: sie haben ihre Freiheit immer aufs neue in bar gekauft, rechts und links goldene Händedrucke ausgetauscht, nach Konstantinopel einen Jahrestribut von dreißigtausend Gulden gezahlt und auch nach Wien zu Zeiten ein stattliches Süm্মchen.

Aber diplomatische Schlaueit gehörte gewiß dazu, und zäh waren sie und nicht unterzukriegen. Einmal, im sechzehnten Jahrhundert, fraß die Pest von den dreißigtausend Einwohnern zwei Drittel von der Erdoberfläche weg, und 1667 sprang das Erdbeben die Stadt an; die Häuser brachen auseinander, die Paläste barsten; eine ganze steinerne Herrlichkeit stürzte in einen Trümmerhaufen zusammen.

Immer rappelte sich Ragusa wieder auf, und im ganzen fuhr bei der gerissenen Politik des: Hand wird nur von Hand gewaschen! der Freistaat gut. *Parva domus Ragusa, sed sufficit Orbi!* Ein kleines Haus ist Ragusa, doch leistet es dem Erdkreis Genüge. Mit den Sarazenen, mit den Serbenzaren, mit den ungarischen Königen, mit den Osmanen, mit der Krone Spanien, mit dem Papst, mit dem Dogen von Venedig, mit den Neapolitanern und dem deutschen Kaiser und schließlich noch mit

Franzosen und gar Russen hatte die Republik schiedlich-friedlich oder anders zu tun. Schon im dreizehnten Jahrhundert war sie Bankier und Handelsmittler des serbischen Nemanjidenreichs; durchs ganze Mittelalter zogen von hier getrost die beladenen Saumtierkarawanen ins Innere der Balkanhalbinsel; der Tuchhandel in Sofia, die Ausbeutung der Silbergruben von Novo Brdo, die Salzgewinnung in Stagno — alles lag in den Händen der Ragusaner; kaufmännische Siedlungen unterhielten sie durch den ganzen slawischen Süden hin, im bosnischen Foča, im serbischen Belgrad, im bulgarischen Philippopel, in Adrianopel, in Rustschuk und Silistria. Ein Konsul der Republik saß im sechzehnten Jahrhundert in Aegypten, und ihre Kauffahrer schwammen auf allen bekannten Meeren mit den spanischen, den holländischen, den französischen, den englischen um die Wette; nach der Entdeckung



Ragusa. Tor zum Hafen.

Amerikas zeigte sich die Flagge mit dem heiligen Blasius auch auf den neuen großen Seeverkehrsstraßen. Und das Gold klim-

perte in den Kasten und stolze Bauwerke kündeten den Reichtum der herrschenden Sippe.

In der Wärme dieser Wohlhåbigkeit gedieh im sechzehnten Jahrhundert der lateinische Humanismus, die italienische Renaissance zu Blüte und Frucht. Phantasiemenschen waren sie ja eigentlich nicht, die Ragusaner, trotz dieses Himmels, trotz dieser Luft, trotz dieser Sonne, trotz dieser See! Sie rechneten, sie schacherten, sie makelten, sie machten's mit dem Kopf und nicht mit dem Herzen. So leisteten sie das ihre in der Heilkunst, der Mathematik, der Physik, der Astronomie; das berühmte Werk des Nicola Gozzi „*Dello Stato delle Republike*“, die „*Instituta de Republica administranda*“ des Stefano Gradi, Benedetto Cotruglis Lehrbuch der Handelswissenschaft „*Della Mercatura*“ waren keine Luftgespinste, sondern praktische, nützliche, sehr nüchterne Bücher.

Aber von der ragusanischen Dichterschule habt ihr gehört? Ja, da ist Djordjić, da Ranjina, da Palmotić, da ist vor allem Gundulić mit seinem „Osman“, einem Heldensang auf den Polenkönig und Türkensieger Vladislav. Diese Dichter schrieben in der serbokroatischen Mundart Ragusas, aber süd-slawische Nationaldichtung war ihr Wirken nicht. Aus dem Volkslied pflückten sie vielleicht manche Blüte, aber in Stoff und Darstellung pausten sie italienische Vorbilder getreulich durch. Patrizier, von italienischer wie patrizischer Gesittung durchtränkt, rühmten sie sich, das reinste Italienisch zu sprechen, und hätten es entsetzt abgelehnt, je aus den Tiefen des Volksbewußtseins zu schöpfen. Dichtere Mauern als die um ihre Stadt schieden sie schon von den reichen Bürgern und Handelsherren, und erst von der Masse!

*Ah, da bi uvijek jakno sada
živio miran i slobodan
Dubroviče bieli grada,
slavan svietu, nebu ugodan!*

sang damals Gundulić,

Ach, daß jetzt und immerdar
in Frieden und in Freiheit lebte
Ragusas weiße Stadt, der Welt
zum Ruhm und Gott ein Wohlgefallen!

Aber der Wurm saß schon im Holz. Die Geschlechter gerieten sich in die Haare, und das Patriziat hatte sich gegen das andrängende Volk zu wehren, und mit der naiv mittelalterlichen Bestechung in der auswärtigen Politik klappte es auch nicht immer mehr. Am Ende drang gar vom Geist der französischen Aufklärung ein Hauch durch diese festen Mauern, ihr lieben Leut'!, und das große Aufwaschen der Revolutionszeit wischte auch die Republik mit fort. Russen, mit Montenegrinern verbündet, schlugen sich unter ihren Wällen, aber am letzten Januartag 1808 brach sporenklirrend und säbelrasselnd ein simpler französischer Oberst in den Sitzungssaal des Rektorenpalastes, lümmelte sich ohne jede Ehrfurcht in den Thronessel des Rektors und verlas mit vollkommener Gleichgültigkeit das Dekret Napoleons, das den Staat Ragusa für erledigt erklärte.

Doch die Stadt Ragusa blieb auch in dem farblosen Jahrhundert, da sie nichts als eine Provinzstadt Oesterreichs war, voll Reiz und Duft, und heute strahlt Ragusa, strahlt Dubrovnik durch den Glanz seiner Vergangenheit über alle Städte dieser Küste und dieses Landes!



In den Gärten krähen die Hähne, von den Türmen läuten die Glocken, das Meer trägt feierlich weiße Schaumkämme; Sonntagmorgen ist!

Genießerisch tritt man ans Fenster und grüßt, quellenden Glückes voll, die vor den Blicken liegende Stadt, das Gewirr der hohen und niedern Dächer, den vierkantigen Turm der Franziskanerkirche, Schiff und Kuppel von *Santa Maria Maggiore*, die Festungstürme, Bastionen, Mauern, die kahlen Berge dahinter und rings in der Nähe und Weite die See, die Salzflut, die *Adria*.

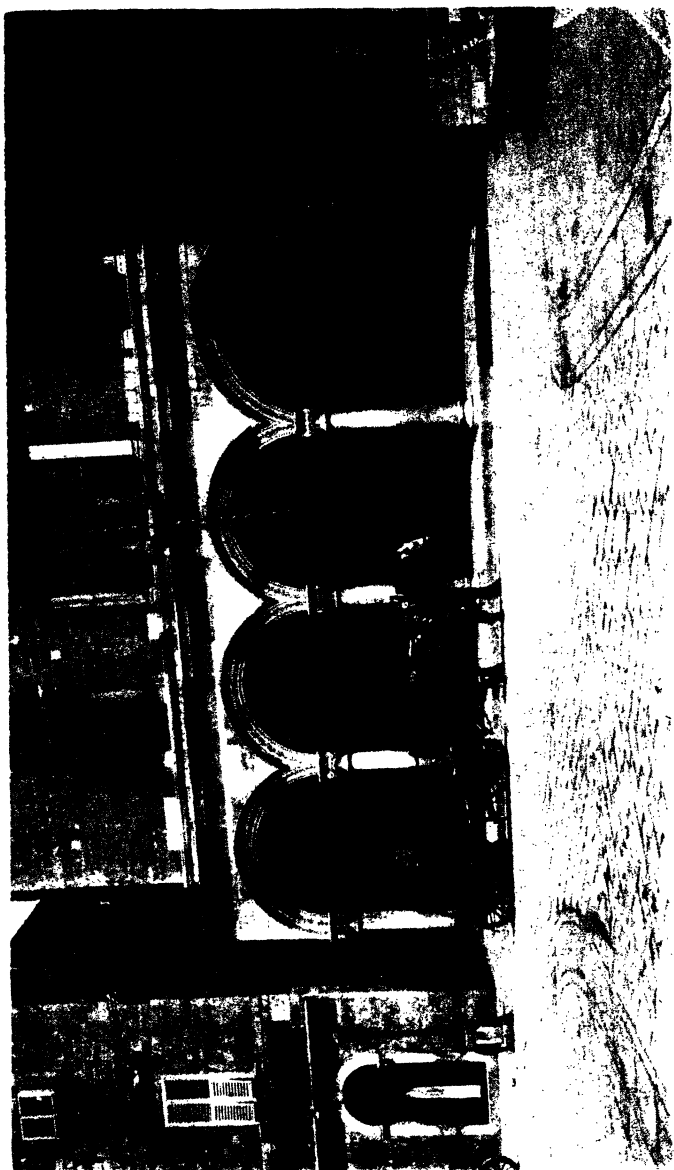
Dann knüpft man die Krawatte und schreitet durch eine Maulbeerallee zur Stadt, beschwingt und selbstverständlich, gleich einem ihrer dreizehntausend Bewohner.

Nah außerhalb der Umwallung, an dem Platz *Brsalje* zögert der Fuß; immer wieder lockt es, an die Mauer gelehnt, durch die Enge zwischen Fort Bokar und Lovrenjac die Wogen

in breiter Front anrollen, als Gischt über Klippen und Spitzen springen, als blauer und weißer Schaum am Fels zerfließen zu sehen. Dann kommt die Brücke; unten im Festungsgraben wuchert Oleandergesträuch und Lorbeergebüsch um hohe Pappeln; dem heiligen Basilius über dem Tor, das nach der Vorstadt Pile den Namen führt, nickt man vertraut zu. Das Tor drängt zwischen bemoosten Mauern zu einem zweiten Tor, und dann, dann holt man einmal tief Atem.

Denn ein Wunder ist vor dir aufgeblättert; der volle Duft lateinischer Kultur dringt wie aus einem Blütenkelch auf dich ein; man ahnt Venedig, man wittert Florenz, man kann sich fürder eine Italienreise sparen. Zur Rechten, zur Linken, gerade aus — wohin der Blick greift, strömt alles unnachahmlichen Hauch aus; jeder Stein ist Ueberlieferung, jede Nische Geschichte, jedes Haus ein durch Geschlechter Gewachsenes. Da ist mit Wasserspeiern und Säulen und plätscherndem Naß der runde Onofrio-Brunnen. Hinter den festungsähnlichen Mauern der Franziskanerkirche gegenüber wird die Messe gelesen; Weihrauch durchzieht den kühlen Raum, Frauen blicken aus dunklen Augen von der Andacht auf; der Dichter des „Osman“, Gundulić, liegt hier begraben. Der Kreuzgang des Klosters leitet mit anmutig achteckigen Doppelsäulen um einen Hof; inmitten schaut von einem Brunnen aus Blattgrün und Kletterpflanzen der heilige Franziskus in Marmor gradaus, aller Kreatur brüderlich verbunden. Wer will, kann sich im Kreuzgang selbst in der ältesten Apotheke Europas, 1317 gegründet, Hustenplätzchen kaufen oder Salbe gegen den Sonnenbrand.

Und man geht nicht auf Pflastersteinen, nein! auf Fliesen wie in einem Burgsaal stracks dem Kern von Ragusa entgegen; diese einzige wirkliche Straße der Stadt, die *Placa*, der *Stradone*, ist ganz breit und hat Raum für fröhliche Festzüge und freudige Mengen. Ihre Häuser wurden nach dem großen Erdbeben auf Geheiß des Senats alle gleich hoch, alle in derselben Art gebaut, viele mit einer Säulenhalle, dem Warenlager, im Erdgeschoß. Haus ist von Haus, jedes ein Block für sich, durch den gleichen Zwischenraum getrennt; so laufen zur Linken zwischen hohen Mauern schmale Rinnsale von dunklen



Ragusa. Divona.

Gäßchen mit vielen steinernen Stufen den Berghang hinan. Rechts liegt im Ebenen ein Gitterwerk ähnlicher enger Gäßchen; kaum dringt die Sonne je zu den Fleischerläden und Weinschenken dieser Schachte hinab.

Nur wenige hundert Schritt weiter, und auf geringe Fläche zusammengedrängt tönt voll und stark alle verklungene Herrlichkeit Ragusas: am Tor, das nach der Vorstadt Ploče benannt ist, das alte Zollhaus, die *Divona* mit der Münze im ersten Stockwerk, der schlanke Uhr- und Glockenturm, der Rektorenpalast, abschließend der Dom *Santa Maria Maggiore* oder *Gospa*, wieder im Vordergrund die Kirche *Sveti Vlaho*, davor eine Rolandssäule aus Stein, minder wuchtig als am Rathaus zu Bremen und in einen langen Flaggenstock sich verjüngend; wie viele Jahrhunderte wehte an ihm das weiße Fahnentuch mit dem Bild des Heiligen!

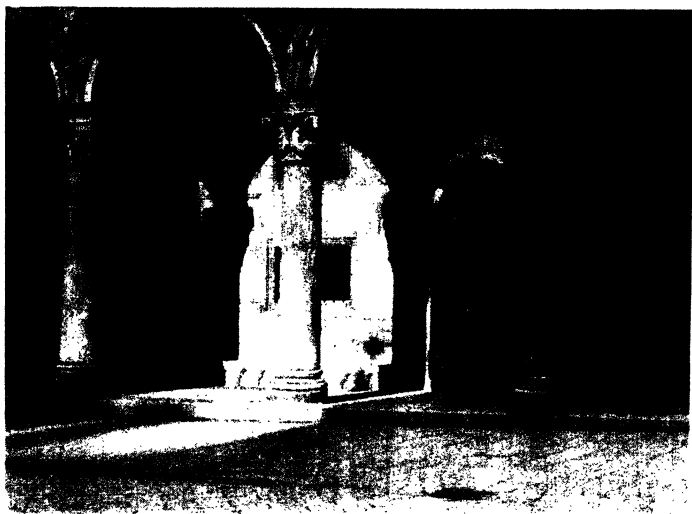
Säulen, Kapitäle, Rundbogen, Spitzbogen, Arkaden, Vorhallen, Reliefs, Freitreppen, Balkone, Portale, Torzierrate, Heiligenbilder; venetianische, romanische Baukunst, Gotik, Renaissance, Barock; seine Lebtag vergißt man nicht die Front der Domkirche *Gospa*, klar und glatt wie eines Engels Stirn, und wie man versunken in die ernste Sprache der romanischen *Divona* steht und sich kehrt, und das heitere, festliche, fast leichtsinnige Barock der Blasiuskirche aufleuchtet.

Des Jackettsacks und der Hosenröhren des zwanzigsten Jahrhunderts schämt man sich; man neigt den Kopf wie unter einem Samtbarett, und die Linke tastet nach dem Degengehenk; dort der Vorhalle des Rektorenpalastes wird sogleich der Einmonatherrscher dieser Republik, der Rektor, zu einer Staatszeremonie feierlich entschreiten, in scharlachfarbenem Mantel, eine rote Kerze in der Rechten, gefolgt von all den stolzen *Gospari*, den Herren des Senats und Großen Rats, und eine Musikbande auf den Fersen.

Aber 1921 ist, nicht 1521; die Sonne prallt auf die Steine, und in dem Schatten der Vorhalle läuft, nicht in Scharlach, sondern in Lehmgelb gekleidet, ein Posten auf und ab, irgend ein ahnungsloser Bauernbursch aus der Šumadija. Wieder soll

der ehrwürdige Bau ein *Dvor*, ein Hof werden, drinnen schaffen eifrig kalkbekleckerte Arbeiter, und wenn König Alexander Dubrovnik besucht, wird er hier absteigen.

Zeigt ihm dann getrost auch, was jedes Kind in Ragusa kennt, das plastische Bildwerk oben in der linken Ecke der Vorhalle! Die alten Senatoren und weisen Ratsherren hat es nie gestört, und nur unter unserem unfrohen Himmel schrie ein Sauertopf nach Schutzmann und Staatsanwalt und Feigen-



Ragusa. Rektorenpalast.

blatt. Es ist auch ganz harmlos: nur ein Bär stürzt sich auf eine nackte Frau, nur eine nackte Frau gibt sich mit einem Bären ab.

Andern bietet in der Schatzkammer der Kirche *Gospa* der Kinnbacken des heiligen Stefan sittlichere Erbauung oder ein Stück von der Hirnschale des heiligen Blasius; jedem das Seine! Wir jedenfalls schwenken über den Marktplatz, nur eine kurze Gasse weiter, wo Gundulićs Denkmal von Taubenschwärmen umgürtet und umflattert ist, und finden ein freies

Tischchen auf der Terrasse des Rathauskaffees, gegenüber von *Sveti Vlaho*, zwischen *Dvor* und *Divona*, dicht bei Roland und Fahnenstange.

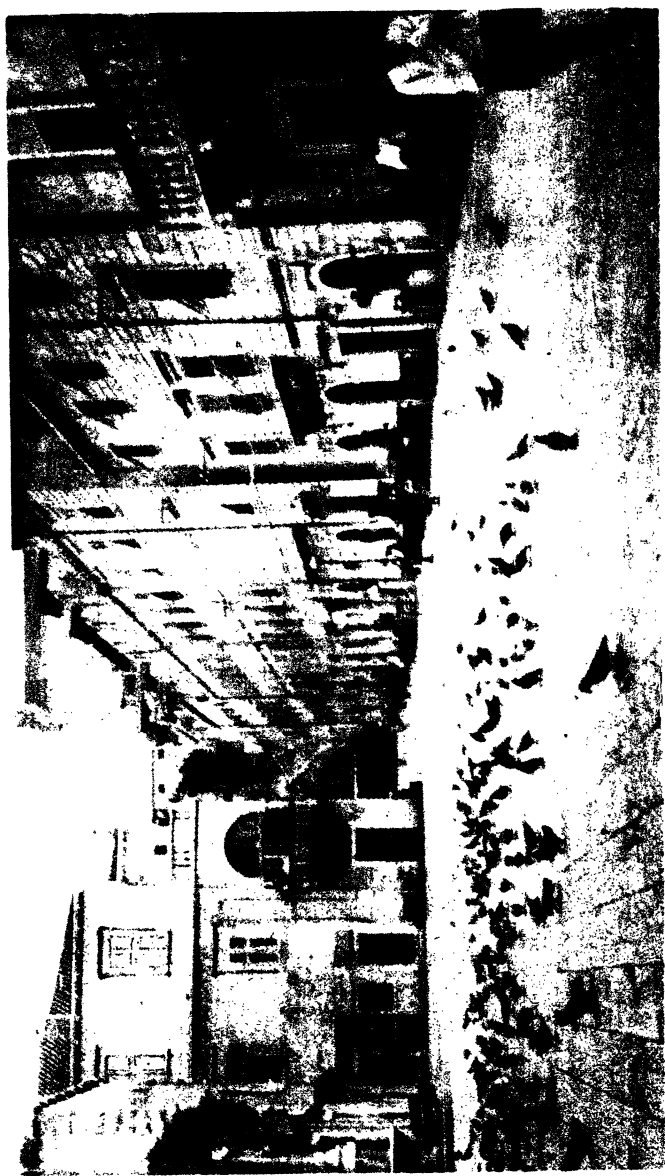
Auf dieser Terrasse den Saft einer Zitrone, in Eiswasser geschüttet, ganz leicht gezuckert, langsam und auskostend zu schlürfen, gehört zu den edleren Genüssen eines sehr heißen Sonntag vormittags.

*

Ragusa, nein, Dubrovnik ist ein edles lateinisches Gefäß, in dem der edelste slawische Wein braust.

Was in der Stadt erstarrt und tot ist, die Steine, die Architektur, die Kirchen, die Häuser, die Vergangenheit schmeckt nach Italien, aber was Leben in jeder Steigerungsform heißt, die Menschen, ihre Gefühle, ihr Geschehen und ihre Geschichte, ihre Gegenwart und Zukunft ist rein süd-slawisch. Zwar spürt man ab und zu noch auch im Lebendigen, daß drüben im Westen, nur durch ein schmales Meer, eine kurze Seefahrt getrennt, das große lateinische Kulturzentrum liegt. Auf der Speisekarte stehen *Spaghetti*, die der Serbokroat im Landesinnern *Rezanci* nennt und, so oder so, mit geriebenem Käse bestreut ein voll schwingender Ton in der Symphonie eines Mittagsmahls sind; sie zu bestellen, ruft man den *Cameriere* statt wie in Agram den *Konobar* und in Belgrad den *Kelner*. Als übertreibendes Beispiel für die italienischen Arabesken im Teppich der slawischen Mundart Dubrovniks wird gern ein Satz angeführt, der besagt, daß der Dampfer in den Hafen eingelaufen ist, angelegt hat und morgen seine Fahrt fortsetzen wird. In rechtem Serbokroatisch: *Parobrod je stigao u luku i pristao uz obalu, sutra će otploviti dalje*. Aber der Dubrovniker wälscht, kauderwälscht: *Vapor je arivo u porat i akosto, sutra će partit*.

Fällt der Blick auf Dr. Ljubo Leontić an unserem Tisch, glaubt man auch an eine lateinisch-slawische Blutmischung bei den Menschen. Wie er dasitzt, Ausgeglichenheit und Kraft in jeder Bewegung, auf schlanker Gestalt ein fein geschnittener römischer Kameenkopf, ist beherrschte Feurigkeit seines Wesens Grundzug, und seine junge Gattin gemahnt an eine Römerin



Ragusa. Marktplatz.

Feuerbachs. Auch der Name — nur das *ć* braucht wegzubleiben, und kein d'Annunzio weigerte dem Signor Leonti den Bruderkuß. Oft sind hier im Lauf der Entwicklung die Namen wie Bachkiesel abgeschliffen worden, nach dem Italienischen und nach dem Südslawischen hin: aus Glović ward Clovio, aus Gospodnetić de Dominis, aus Lučić Lucio, aus Sorkočević Sörgo und wiederum aus Bona Bunić, aus Gozze Gučetić, aus Gondola Gundulić, aus Ceron Crević, aus Pazza Pucić und Djurković aus Giorgi.

Aber Dr. Leontić ist in jeder Herzfaser begeisterter und überzeugter Südslawe. Schon seit langem hat die große Bewegung, die von dem Bastillensturm sich wellenförmig über die ganze Erdoberfläche fortpflanzte und überall das Volk zur Nation wachrüttelte, die Serbokroaten am Adriagestade erfaßt. 1850 kam der Sachse Kohl auf einer Fahrt durch den slawischen Süden nach Dubrovnik, sah sich um, spitzte die Ohren und vermerkte in seiner Reiseschilderung, „daß auch unter den Ragusern jetzt die slawischen Sympathien sehr vorwalten, daß sie sich im Grunde alle für reine Slawen ausgeben und halten und an allen slawischen Angelegenheiten den innigsten Anteil nehmen.“

Damals rüstete sich Pero Ćingrija zu der großen Aufgabe seines Lebens, Führer des dalmatischen Volkes zu nationalem Selbstbewußtsein zu sein; er war gerade zweiundzwanzig. Von dieser seiner Jugend erzählt er in den unvollendeten Erinnerungen. von dem starken Einfluß italienischen Geistes in Schule und Haus, von der Vertiefung in die italienische Literatur, von dem üblichen Studium auf der Universität Padua; dann das Erwachen der Intelligenz in den sechziger Jahren, die Tätigkeit der „*Narodna Stranka*“, die Kämpfe gegen die *Talianaši*, die italienisch Gesinnten, und es war häufig so, daß die Nationalbewußten, oft Sprossen alter Patriziergeschlechter, besser italienisch als serbokroatisch sprachen, und die italienische Partei, vielfach Emporkömmlinge aus der Unterschicht, die Sprache Dantes nur radebrechte! Von einem Gegensatz zwischen Serben und Kroaten wußte man anfangs nichts; dann sprang er auf, war erst nur Unterschied zwischen

den stürmisch und den bedächtig aufs gleiche Ziel Losstrebenden und verschärfte sich nachher zum regelrechten Stammeswiderstreit; o weh! böse Jahrzehnte waren zerrissen durch Bruderzank und Bruderhaß. Aber Pero Čingrija erlebte noch tätig den großen Wendepunkt und die endliche Erfüllung; er half 1905 der Fiumaner Resolution ans Tageslicht, von der stracks der Weg zur Resolution von Zara, zur Ueberwindung der Stammesgegensätze, zur serbisch-kroatischen Koalition im Agramer Landtag, zur südslawischen Einigung führte.

Bei der Bestattung des großen Bürgers von Dubrovnik sprach am Grabe Dr. Ljubo Leontić als Bannerträger der jungen südslawischen Generation Dalmatiens. Elf Jahre sind's jetzt, in jener gärenden Geburtszeit des modernen südslawischen Gedankens — serbisch-kroatische Koalition, bosnische Annexionskrise, Balkankriege — hat er vor der Omladina, der entflammten Jugend der Stadt, für die nationale Einheit der Serben, Kroaten und Slowenen Zeugnis abgelegt; die erste Versammlung unter Habsburgs mißtrauischen Augen, die nach Abschüttelung der Fremdherrschaft rief und über veraltete Grenzen hinweg den staatlichen Zusammenschluß alles Gebiets heischte, das südslawisch war; nachher zog man hin und verbrannte eine schwarzgelbe Fahne. Dieser Nationalismus der Jungen war ungetrübt durch Chauvinismus und Imperialismus, nicht umnebelt durch romantische Gefühlsseligkeit und staatsrechtlichen Dogmatismus und blieb sich seiner nationalen Verantwortung bewußt, eine lautere Idee, und viele von den Führern jener Jugend sind in den Blutjahren Europas für ihren Glauben auf dem Schlachtfeld gefallen, in der Gefangenschaft gestorben, in der Verbannung verdorben. Leontić aber streute in der Emigration Saat aus, die aufgehen mußte, wirkte in der Schweiz, warb in Frankreich, durchreiste Amerika; sein Name stand im August 1915 unter dem Genfer „Manifest der Südslawischen Vereinigten Jugend“, dem Masaryk die Vorrede schrieb; nicht mit Unrecht nennt er darum sein Dubrovnik die Wiege des südslawischen Gedankens.

Eine kluge und beschwingte Wochenschrift leitend, schafft Dr. Leontić auch fürder an dem großen Werk der geistigen

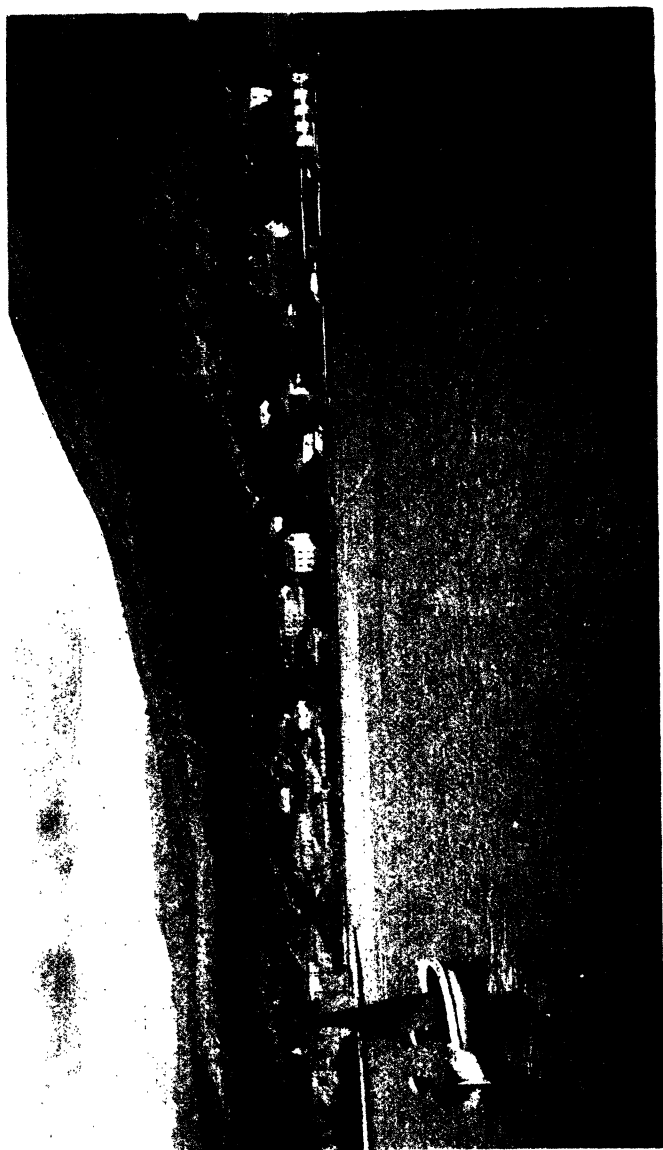
Verschmelzung von Serben, Kroaten und Slowenen in die neue Begriffseinheit Südslawe. Der Name des Blattes ist „*Rad*“, *Rad* heißt Arbeit.

*

Die Barre der Halbinsel Lapad sperrt eine geräumige und geruhige Bucht ab; hier ist selten richtiger Wellenschlag; hier liegen unbewegt, Lapad gegenüber, vor Gravosa oder Gruž, die großen Dampfer aus Triest und Spalato neben den kleinen aus Cattaro und Sebenico.

Auf Lapad hat Ivan Meštrović sein Heim mit einem üppigen Garten an weißer Straße. Durch den Besuch aufgestört, entwindet sich der Meister hinter dichten Moskitonetzen dem Nachmittagsschlaf. Dann sitzen wir auf der flachen Terrasse, die Wellen der Bucht, auflitzend wie Silberfische, drüben in der Sonne leuchtend die Häuser von Gruž, dahinter die trotzige Berglehne als Augenweide vor uns; es ist schon ein würdiger Sitz für einen großen und freudigen Künstler.

Ein paar hundert Schritt weiter liegt mit Hof und Holzschuppen seine Werkstatt. Ein Mausoleum erstet dort für die Familie eines reichen Reeders Račić; schon die Teile künden beredt von der stets wachsenden Schöpferkraft dieses formenden Geistes und von einer neuen Stufe seiner Entwicklung, die etwa von Rodin kommt und über die Ägypter führt. Eine Kapelle mit Kuppel wird es, mit einem Altar, mit Engeln im Innern und einer Mutter Gottes, die mit sorgender Zärtlichkeit ein Jesuskind auf dem Arm hält, die Ur-Mutter, und der Hintergrund ist mit Puttenköpfen bevölkert, von denen jeder wie Agnes Sorel aussieht. In Cavtat, Ragusa Vecchia, anderthalb Meilen südlich von Dubrovnik, auf vorspringender Klippe errichtet, wird sich das Grabmal auf dem Friedhof erheben, weit dem Meere sichtbar, dem die Familie Račić ihre Schätze dankt. Noch nach hundert, nach zweihundert Jahren und später werden sich die Schiffsgäste der gelassen vorüberauschenden Dampfer an die Reeling drängen und hinüberdeuten: Dort das Schimmernde, Weiße, der Tempel, das ist von Meštrović!



Gruž.

Gruž ist Dubrovniks eigentlicher Hafen. Die Stadt selbst hat nur einen kleinen heimlichen Anlegeplatz, an Bastionen und Festungsgemäuer geschmiegt. Nichts als niedrige Fischerboote siehst du hier mit geflickten Segeln; es riecht nach Teer, nach Tauwerk, nach Tang, nach Meergetier.

Ein gedrungenes Muskelbündel mit aufgekrempeelten Aermeln rudert uns zur Insel Lokrum. Dr. Leontić erzählt von der Glücksstadt Dubrovnik, die keine Oefen kennt, von der Leichtigkeit des Lebens auch für die armen Leute, früher, vor dem Krieg. Man lebte von nichts, alles war zufrieden, die Sonne segnete den Arbeiter und den Faulenzer. Aber nur halb überzeugt knurrt der Ferge vor sich hin; über die Wellen hinauf, hinab schaukelt das Boot.

Am Strand von Lokrum widerstrebt man nicht und läßt sich mit der lockenden Adria ein. Kein Strand ist hier, sondern schroffes Klippengezack, Felsterrassen, Steinwände; durch das klargrüne Wasser sieht man tief unter der Oberfläche andere Spitzen und Blöcke. Mit Wollust wirft man sich in die Salzflut. Das Meer ist nicht etwa ein chemisch erklärbares Gemengsel von soundsoviel Teilen Sauerstoff, Wasserstoff, Salz, sondern etwas Lebendiges, ein beseeltes Wesen, auf ein wenig rauhe Scherze jederzeit erpicht. Solange du dich weit vom Ufer schaukelst, zeigt es eine heuchlerisch glatte Miene. Aber strebst du dem Lande zu, springt es mit einem Satze lachend an und will dich mit Gewalt an die Klippen schleudern und dir die Rippen ein bißchen zerknacken; du entrinnst noch gerade, und es spuckt wütend Gischtspritzer hinter dir drein.

Jahrhunderte sind, bis in die Tage der französischen Revolution, die weisen Väter des Benediktinerordens in Beschaulichkeit über die Insel gewandelt und haben Gott jeden Morgen für ihre Wunder neu gedankt. 1850 fand Kohl Lokrum um den Spottpreis von achttausend Gulden verkäuflich. Die Habsburger schlugen zu und bauten das Kloster zu einem Landsitz um. Erzherzog Maximilian hat unter diesen Pinien manche Stunde aufs Meer hinausgeträumt, sicher hat er vor den Flintenläufen von Queretaro einen Augenblick auch dieser verlorenen Seligkeit gedacht. Nach ihm trug Kronprinz Rudolf seines

Blutes Unrast in das süße Schweigen des Eilands; nach dem Tag von Meyerling streifte Stefanies schwarzer Witwenschleier manchmal das Grün der Hecken entlang. Danach zeigten sich zwischen Bäumen und Büschen wieder Kutten, die der Dominikaner, und jetzt dient der Mönchssitz von einst, der Fürstensitz von einst als Staatseigentum armen, blassen Kindern zur Erholungsstätte.

Der leitende Arzt, Dr. Škurla, selbst nach schwerer Krankheit aus Sarajevo zur völligen Gesundheit hierher versetzt,



O Ägir, Herr der Fluten . . .

Gegenüber von Lokrum.

entstammt der geistig gerichteten jungen Generation um Milan Marjanović; *Obnova*, Erneuerung, materielle und moralische, sittliche und seelische Erneuerung des Südslawentums ist Stichwort ihres Handelns. Mit ihm wandern wir von Raum zu Raum, an verödeten Mönchszellen vorbei, durch erzherzogliche Wohnzimmer mit wehmütig verschossenen Empiremöbeln, hinunter in den Kreuzgang. Fünfzig Knirpse sitzen dort an langen Tischen, der Abendmahlzeit harrend, mit Teller und Löffel klappernd,

plappernd, neugierig die Fremdlinge bestarrend, von freundlichen Nonnen mit großen weißen Flügelhauben betreut. Der Falke geht an den Bänken entlang und sucht aus Kopfform, Haarfarbe und Gesichtsschnitt die Herkunft der einzelnen zu ermitteln; aus Kroatien, aus Makedonien, aus der Vojvodina, aus Dalmatien, aus vielen Teilen Serbiens, von überall her ist süd-slawischer Nachwuchs da.

Dann schweift man wie auf der Suche nach der blauen Blume durch das Zauberreich dieser verwunschenen Insel. Alles wächst durcheinander und überwuchert mit der üppigen Pracht des Südens Weg und Steg; Orangen- und Zitronenbäume, tropische Lianen, mächtige Farrenkräuter, Palmwedel, Myrthengebüsch; dann urwaldhafte Baumgruppen, Pinien mit stolz gehobenem Haupt, immergrüne Eichen; dazwischen zerbröckelnde Hermen, Ruhebänke aus Stein, von Blattgrün übersponnen.

Einmal hemmt den Schritt eine Fülle dunkelgrüner Schoten, zum Trocknen auf der Erde ausgebreitet, Früchte des Johannisbrotbaumes über uns. Man hebt eine auf und knabbert sich in Erinnerungen hinein. O Kindheit! O Lädchen der Marsoth auf dem Metzger Schulweg in der *rue Mazelle*, wo es Lakritzschlangen gab und Süßholz . . . und Johannisbrot!

Dann wieder blickt man in einen weiten Trichter, einen Felskessel, wie durch eine Explosion ins Gestein gerissen, mit Wasser gefüllt: das Tote Meer, unterirdisch verbunden mit der lebendigen See dort, der Adria.

Ueber ihre weite Flut fliegt es in den Gold- und Kupfer- und Bronzetönen eines Sommersonnenuntergangs.

Wir stehen lange und schauen und drehen uns. §.

Die Dämmerung webt graues Gespinnst von Baum zu Baum und von Busch zu Busch. An den Reiz der seltenen Stunde ganz hingegeben, streifen wir, einsilbig geworden, durch diese selig verwilderten Gärten.

Zum guten Ende sind wir an festlich gedecktem Tische aufgereiht. Außer Dr. Škurla und neben Lajo und dem Falken Dr. Leontić und sein Mitarbeiter, ferner ein sittiges Fräulein aus Semlin, in Gedanken schon halb in Hellerau, wo sie die Dalcroze-Schule drei Jahre besuchen will, endlich der Lehrer

des Kinderheims und die Lehrerin, eine junge Ragusanerin; im Gespräch nennt sie sich eine Serbin, aber gelegentlich auf ihren orthodoxen Glauben hin angetippt, bekennt sie sich als Katholikin. Außer den *Šokci* und *Bunjevci* in der Bačka hat auch Dubrovnik katholische Serben.

Die Stühle stoßen rücklings an dichtes Gebüsch, die Luft ist von einer frauenhaften Weichheit, eine geheimnisvolle Schattenwelt lagert ringsum, Windlichter leuchten über den Tisch und all die hellen Gesichter, und jäh läßt man das erhobene Glas sinken und gerät ins Sinnen: Seit 1914 hockte man wie in dunklem Kerker, Gitterstäbe vor dem Fenster, die Sehnsucht nach der gärenden Welt im Herzen, und jetzt sitzt man hier in der Blütenwildnis der Insel Lokrum, drüben funkeln die Lichter von Ragusa durch die Spätsommernacht, und gedämpft tönt das Rauschen der Adria in unser Plaudern und Lachen.

*

Mit dem elektrischen Licht ist es eine Plage; in Belgrad gab es um halb eins ein Flimmerzeichen und erlosch mit unbalkanischer Pünktlichkeit um eins, das kleine Užice strahlte die ganze Nacht im magischen Schein, und in Dubrovnik leuchtet man schon um halb zwölf mit Streichhölzern herum.

Aber auch Stearinkerzen sind Lichtquellen, und eine Stunde nach Mitternacht stellt der schweigsam schmunzelnde Wirt noch einmal weißes Brot und rosa Schinken zu dem schweren Dalmatinerwein auf den Tisch. Zwei helläugige Slowenen sind Zechgenossen dieser Nacht, wie die meisten ihres Stammes von deutscher Kultur ganz durchsättigt. Aus ihrem Munde steigt das hohe Lied der serbischen Schlamperei zur gewölbten Decke des alten Klosterraumes; sie orgeln über die waldursprüngliche Lebensauffassung selbst ihrer kroatischen Landsleute in vollen Tönen. Dieses patriarchalische Arbeitsverhältnis an der Küste hier! Der Arbeiter mit gezogenem Käppchen vor dem Brotherrn! Gewerkschaften, Sozialdemokratie kaum in den ersten Kinderschuhen! Gewerbeinspektionen? Lieber Himmel! Was man sich hier unter einer Gewerbeinspektion vorstellt!

Und sie stimmen den Zwiegesang von Dubrovniks Wasserleitung an; setzt der eine mit Schimpfen ab, fällt der andere melodisch ein. Noch aus der Frühzeit der Republik stammt diese Wasserleitung und läuft droben über die Berge, eine Rinne, notdürftig mit Steinplatten bedeckt; oft kommen Hirten, schieben eine Platte bei Seite, lassen Rinder und Ziegen trinken; was für den Menschen gut ist, ist für's Vieh nicht schlecht, und stubenrein benehmen sich die arglosen Tiere dabei nicht stets.

So berichtet der eine, der andere ergänzt. Ein Privatunternehmer ist verpflichtet, das Wasser mit motorischer Kraft in die Stockwerke zu pumpen. Dafür bekam er in österreichischer Zeit auf den Hektoliter soundsoviel Heller. Seitdem ist der Geldwert Klafter, Abgründe tief gestürzt, aber die Gemeindeverwaltung weigert dem Manne Erhöhung der ehemals ausbedungenen Vergütung; sie will ihn zwingen, seinen Vertrag einzuhalten. Zur Abwehr sabotiert er die Wasserversorgung der Stadt, pumpt ein wenig und wartet.

Also: das Wasser ist spottschlecht, aber es mangelt daran; es gibt nicht genug Wasser, aber es taugt auch nichts, zwei Uebel — man weiß nicht, ob sie sich aufheben oder steigern.

Die Slowenen entlasten durch Fluchen ihr Herz. Auch dem Hörer tut's gut; nach so viel trunkener Schwärmerei ist kernhafte Schimpferei Gegengift gegen die Romantik. So spiegelt sich der Kerzenschein in lauter zufriedenen Augenpaaren.

*

Noch einmal biegen wir den Kopf und schauen aus dem Auto rückwärts; dort liegt Dubrovnik im Kranz seiner Reize wie auf flachem Teller; das Meer schlägt an seine Grundmauern.

Das Meer spült gegen den Fels am Fuß unserer Fahrstraße. Von Agaven, von Oelbäumen, von Lorbeergebüsch ist sie gesäumt; zackige Buchten laufen ihr zur Seite, von ernsten Zypressen feierlich umstanden — Böcklins Toteninsel ist hier.

Dann flieht die Straße in die Berge. Auf Wiedersehen, Adria! Aber auch hier spürt man die mütterliche Wärme einer alten Kultur. Feste Steinhäuser ragen mit grünen und blauen

Läden und sanften Ziegeldächern aus üppigen Gärten; der Oleander hängt seine edlen Blüten über die Mauern und in die Fenster hinein. Dahinter steilt das unwirtliche, unwohnliche Karstland gen Himmel; ein, zwei Wegstunden nach Osten hebt eine ganz andere Welt von kümmerlichem Wesen und ärmlichem Ausdruck an, elende Häuschen, oft nur Hütten, Steingeröll, verbranntes Kraut, kaum gut genug als Geisenfraß. Ja, Wasser verbindet, Berge trennen! Uebers Meer flog zu diesem schmalen Küstenstreif, Dalmatien genannt, Gesittung und Gewöhnung der



Ragusa. Von Ploče aus.

Apenninenhalbinsel, die Menschen jenseits der Felswälle, in der Hercegovina, blieben unberührt davon und versanken im östlichen, im türkischen Einfluß.

Aleksandar, zur Kraftfahrtruppe der zweiten Armee gehörig, durch Güte des Generals Milisavljević samt Wagen zu unserm Dienst beordert, ist ein würdiger Nachfolger Božidars und Čedomirs, die auf den syrmischen und makedonischen Fahrten des letzten Jahres am Steuer saßen; den kleinen Ford führt er zur eignen Lust, gewandt, kühn, manchmal mit dem

Kitzel, hindämmerndes Kleinvieh oder friedliche Dörfler aufzuschrecken; etwas gewinnend Gaminhaftes, aus dem Pariserischen ins Belgradische abgetönt, eignet ihm.

Eine größere Siedlung steigt in sein Gesichtsfeld, gleich legt er noch einmal letzte Geschwindigkeit ein, stiebt mit frohlockender Kopfbewegung dahin, ein Ruck! und mitten im Dorf Gruda hält das Auto. Reinliche Häuser, keine Löcher; richtige Fenster, keine Luken; Vorgärten, Zäune; alles kündigt von der Freude an geordneter Lebensführung. Blitzsaubere Dirndl stehen am Brunnen, ganz in weißer sommerlicher Linnentracht, auf dem straffen Haar eine flache rote Kappe oder auch das weiße Kopftuch in Mützenform geknotet, manche in einem ärmellosen gestickten Jäckchen; eine dicke gelbe Quaste baumelt ihnen wie ein Immortellensträußchen auf der Brust. Die rote Kappe, die ärmellose Jacke tragen auch die Männer, dazu weite, faltige, blaue Hosen, mehr Schuhe als Opanken. Feiertäglich angetan, sitzen sie schwer und wartend auf dem Bänkchen vor dem Gemeindehaus; allerlei Amtliches geht vor; wer für die eigene Gurgel steuerfreien Schnaps brennen darf, wird in Listen eingeschrieben, und dergleichen mehr.

Geplauder entspinnt sich; dies und das wird leichthin berührt; den Namen ihres Abgeordneten wissen auch die Gescheitesten nicht, aber von ihren Grund- und Bodenschmerzen könnten sie alle erzählen. Die Grundbesitzverfassung, aus dem Mittelalter überliefert, blieb unter venetianischer, unter ragusanischer, unter österreichischer Herrschaft fast unangetastet. Etwas wie in der Türkei war es. Der Besitzer verpachtete ein Stück Oliven- oder Weinland an einen armen Teufel, der es mit seinem Schweiß düngte, dem Eigentümer ein Drittel oder gar die Hälfte des Ernteertrags entrichtete und noch an die hundert Tage auf dessen Grund robotete. Aber hier wurde das Feld so in Erbpacht bestellt, dort ein kündbarer Vertrag von Fall zu Fall abgeschlossen. Zählt man an den Fingern her, ist da das Kolonat im alten Herrschaftsbereich Ragusas, das Kmetentum auf der Insel Arbe, die *Gospoština* im Umkreis von Zadar, die *Težaština* in der Splitter Gegend, jedes

ein Eigenes und Besonderes, aber Kolonat, Kmetentum, *Gospoština* oder *Težaština*, immer ist der Bauer Pächter, nicht Besitzer der Scholle, die er hegt und pflegt.

Die Oesterreicher kümmerten sich nicht um die Schulen, trockneten die Sümpfe nicht aus, ließen die reichen Wasserkräfte ungenutzt, bauten keine Bahnen nach dem Hinterland und sperrten so Dalmatien von der Welt ab, und erst recht machten sie sich um den armen Pachtbauern herzlich wenig Kopfzerbrechen. Kurz vor dem großen Krieg flackerte schon-



Gruda. Vor dem Gemeindehaus.

eine Erregung durch das dalmatische Landvolk; Dr. Smodlakas Lösung: Agrarreform! war ein Funke ins trockene Reisig.

Als das habsburgische Joch zerbrach und der Südslawenstaat aufstieg, war das auch hier die Agrarrevolution; die Pachtbauern husteten dem Eigentümer etwas, der seinen Zins heischte, und nahmen die Scholle in Besitz, durch die so lange ihr Pflug gegangen war; daß Kmetentum und Kolonat abgeschafft seien, stand ja auch in einem mächtigen Amtspapier aus Belgrad mit der Unterschrift des Prinzregenten Alexander zu lesen.

Aber verknäulter und verfitzter ist hier die Bodenfrage als in Bosnien und Makedonien. Der Bauer macht keinen Unterschied zwischen freiwilligem Vertrag oder kmetenähnlichem Verhältnis; er bebaut das Land, also ist es fortan sein eigen nach dem guten Spruch: *Zemlja je Božja i težakovina!* Das Land gehört Gott und dem Bauern!; alles andere geht ihn nichts an. Der Pachtherr jedoch ist oft selbst ein dürftiger Gauch; des Zinses und des Landes beraubt, müßte er zum Bettelstab greifen. Zuweilen verpachtet sogar ein kleiner Besitzer hier seinen Fetzen Ackererde und pachtet sich drüben aus irgendwelchen Gründen ein anderes Stück Land. Endlich dünkt die Verpachtung kleiner Parzellen manchem das beste Mittel, aus dem spröden Kalkgestein überhaupt etwas herauszuholen.

Die großen Herren in Belgrad und Split reden vom Erwägen und In-Betracht-Ziehen und neuen Gesetzen. Der Landmann hört und harrt und hofft. Wie sie da vor dem Gemeindehaus von Gruda sitzen, die Bauern aus der Landschaft Konjavlje, sauber und bescheiden, den biedereren Regenschirm trotz der wolkenlosen Bläue sorgsam zwischen den Knien, geduldig wartend, bis es der Obrigkeit beliebt!

Aber wenn ihnen das Warten doch zu lange währt, werden sie dann nicht von der Bank aufstehen?



Das Innere eines ungastlichen Gebirgslandes hat uns wieder; Heidekraut wuchert neben dem Wege und die Wappenblume der lothringischen Heimat, die Distel. Dann reißt der Bergvorhang entzwei, ein silbriges Stück Meer blinkt herauf, über ein Kleines sind wir in Erceg-Novı.

Zwischen Wasser und Berg gelagert, den Hang hinangeschwungen, von wundersamen Winden gefächelt, von Orangen- und Zitronengärten lieblich gekränzt, mit Lorbeergesträuch und Granatapfelbüschen bräutlich geschmückt, ist es, als Castelnovo bekannt, eine Sommerfrische zum süßen Nichtstun mit weißen Villen, geräumigen Fremdenhotels und mehrsprachigen Pensionen.



Bucht von Cattaro.

Von Serben, Türken, Ungarn, Spaniern, Venetianern und Maltesern umrauft, nahm es im Laufe der Jahrhunderte an Ruhm und an Kastellen zu. Eines droht ins Meer hinaus, unter den Bogen eines andern flitzt unser Wagen hindurch; neugierige Krieger des Südslawenheeres schauen von oben herab.

Ueber den steilen, engen Marktplatz leuchten grelle Farben; ein Häuflein Bewohner der montenegrinischen Berge, Einkaufs halber herabgestiegen; selbst in diesem Land bunter Volkstrachten bleiben sie nicht unbeachtet und schreiten würdevoll durch ein Spalier von Aufmerksamkeit und Bewunderung, die Frauen mit langen, goldgestickten Jacken über moosgrünen, weinroten und rosafarbenen Röcken, der banddurchflochtene dicke schwarze Zopf bis in die Kniekehle hängend.

Auch Seeleute stapfen über die Straße, durchs Mützenband als Matrosen der winzigen südslawischen Kriegsmarine ausgewiesen; ein Posten steht verschlafen vor einer Tür in einem Zaun; an Schuppen, Baracken, Bergen von Gerümpel fegt das Auto vorbei. Das k. und k. Marinearsenal Castelnovo war die zweite österreichisch - ungarische Flottenstation nach Pola. Sofort nach dem Umsturz haben es sich die Franzosen hier gemütlich gemacht und beim Abzug nach zwei Jahren alles mitgenommen, was nicht niet- und nagelfest war, und nach einigen Bemühungen das Niet- und Nagelfeste auch noch; keine rostige Schraube ist zurückgeblieben, und die Italiener, eifersüchtig auf die erst werdende südslawische Kriegsflotte, hatten ihre Freude daran. Wenn ein Dalmatiner, ein Südslawe überhaupt im Gespräch auf das Arsenal von Erceg-Novı kommt, kann auch der Abgebrühte etwas an negativer Begeisterung für Frankreich erleben!

Das Wasser vor der Werft von Castelnovo ist nicht mehr die ungebändigt freie Adria; die große Wegschleife um die *Bocche di Cattaro*, die *Kotorska Boka*, hat schon begonnen. Stahlfarben glitzert die Bucht, man darf sagen: der See; die ihn ummauernden grauen Berge recken sich zu den Wolken, in naher Ferne dräut bereits der Lovčın, und das Band der Straße, das sich, immer dicht am Wasser, um die ganze Bucht schlingt, ist mit Grün getupft: Bäume, Büsche, Gärten; Häuser, Werkstätten, Werften.

Ueber das holprige Pflaster eines alten verschlafenen Städtchens knattert der Wagen; Risan heißt es; ein paar Segelboote faulen in zimmergroßen Privathäfen. Aus der Mitte der Bai ragt ein winziges Inselchen empor, mit einem Kirchlein besteckt, daneben noch ein Inselchen und auch ein Kirchlein drauf; Genauerer entzieht sich dem Blick, denn spinnwebfeiner Sprühregen taucht alles in sanftgraue Unklarheit. Aber Sonntags stoßen die Kähne vom Ufer, gefüllt mit festlichbunt gekleideten Männern und Frauen, und am ersten Sonntag im Mai wird die Madonna von dem Eiland nach Perast gebracht und in seiner Kirche von Weihrauch umwirbelt, von Gebeten umfleht; dann gleitet sie auf stummer Barke in ihre totenstille Einsamkeit zurück.

Perast friedet als Städtchen mit engen Gassen, würfelförmigen Steinhäusern, verwiterten Balkonen, verödeten Palästen, der Löwe von San Marco über den Toren bröckelnd, Lorbeer, Ginster und Rosmarin bis in die Straßen dringend, ein unnütz gewordenes Kastell wie ein Wrack auf dem Hang über den Häusern.



In Perast.

Wie schäumte das Leben früher hier! Was für Kerle waren die Bocchesen! Seefahrer und Seeräuber und Freunde blanker Klingen; man rüstete Beutezüge aus, schlug sich mit afrikanischen Korsaren, kehrte heim, freite, küßte, trank, tanzte, manchmal zischte Blutrache auf, und farbig und blitzend lief alles herum, in roter Seide und grünem Tuch, mit goldverziertem Säbel und silberbeschlagenen Pistolen! Dann kam die neue Zeit, die Zivilisation, die Dampfschiffahrt, und aus trüben, hohlen Augen schaut die Heldenwelt von einst dich an.

Wahrlich, ein Kriegsgott ist es nicht, mit dem ein Gespräch an der Kaïmauer anhebt, nur ein bekümmelter Graubart, und er hat sein Päckchen zu tragen. Achtzehn Jahre war er im Marinearsenal von Pola tätig, und jetzt haben ihn die Italiener davongejagt, „weil ich Südslawe bin, *jer sam Jugoslaven*“.

Ueberrascht schaut man auf. Erstes Mal, daß aus dem Volk ein Mann sich nicht Serbe, Kroat, Slowene oder gar *Šumadinac*, Likaner, Oberkrainer, sondern einfach Südslawe nennt! Neugierig tastet die Frage:

„Südslawe? Sind Sie denn Kroate oder Slowene?“

Der Graubart erwidert schlicht:

„Ich bin von der Insel Krk.“

Dann ruckt der Wagen an; weiter geht's; gen Dobrota, gen Kotor. Im entzückten Schauen wird ein Sonett Aleksa Šantićs auf diesen Landstrich, diesen Wasserstrich wach:

O unsre teure Bucht, Braut der Adriasee,
überdacht von einem Himmel wie blaue Seide,
schöner bist Du als Deines Gestades Fee
und leuchtender bist Du als ihr Halsgeschmeide.

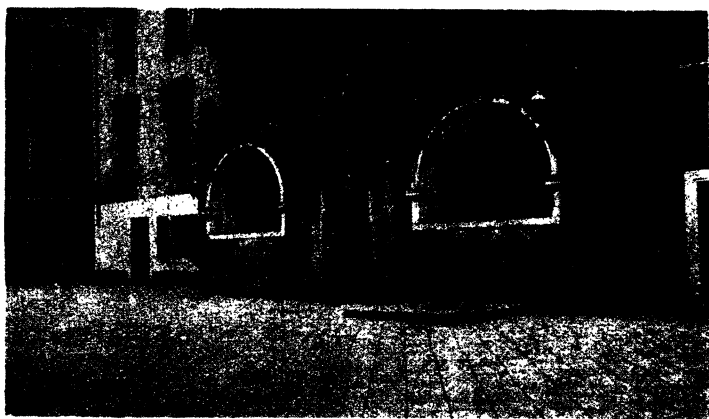
Satt schau ich an Dir mich nimmermehr!
Aber eines sei mir gewährt vor andern Dingen:
Welle zu sein in Deinem azurnen Meer,
vor Deiner Küste ewig zu rauschen und Dich zu singen

und mit Dir aufzuschauen zu des blauen Lovćen Grat,
Und eines Tags, wenn der Herr offenbart sich hat,
wenn hoch streicht unsrer Adler Schwingenschlag,

und unter Deinen Händen die eisernen Festen fallen,
und die Siegeshymnen von Deinen Bergen schallen,
daß ich dann mit Dir rühme der goldenen Freiheit Tag.

Der Sprühregen ist weggewischt, als wäre er nie gewesen,
der Himmel schimmert hell und hell das Meer, und selbst um
die kahlen Felsungetüme flimmert ein Leuchten.

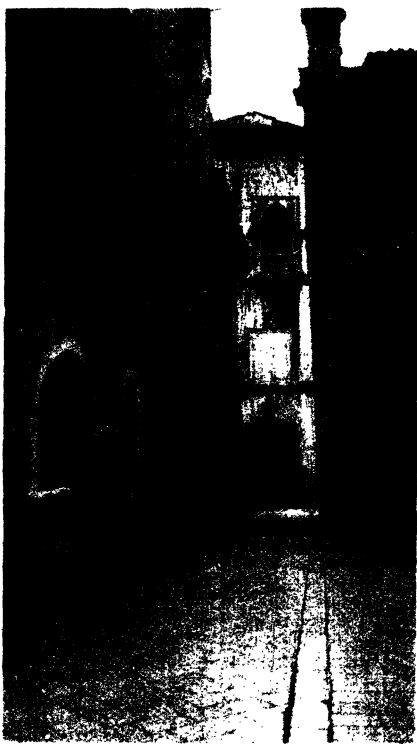
Vor diesem Tor von Kotor, längs der *Marina*, an der die Dampfer und die Segelboote anlegen, beginnt Matavuljs Roman „*Uskok*“: neun Montenegriner, die Flinte in der Hand, die lange Friedenspfeife in Brand, ernsthaft und schweigsam wie Indianer, sitzen in der Morgenfrühe und warten auf Oeffnung der Torflügel. Heute ist das Tor nie geschlossen, und keine Falken der schwarzen Berge hocken da, sondern verwitterte Obstfrauen, auf der Erde vor sich ausgebreitete Tücher voll roter Aepfel, vor Reife platzender Feigen und großbeeriger Trauben. Eben stürzt sich homerisches Geschimpfe auf einen



Cattaro. Platz.

mißliebig gewordenen Kunden; raketenhaft knattert Gezeter die ganze Front der Weiber entlang; der Fluch, der allen östlichen Völkern geläufig, im Abendland undenkbar ist, kreischt auf; wir entinnen ins Stadttinnere.

Hinter bemoosten Mauern wandert man durch schmale, winklige, ansteigende, abfallende Gassen, vorbei an altersgrauen adligen Häusern mit Bögen und Balkonen und Schicksalen, unter großmächtig ragenden Kirchen hin; stolze Wappen zerbröckeln im Gras verwahrloster Höfe; durch die brüchigen Steinplatten des Pflasters sickert eine jauchige Brühe; süßlicher Duft von Verwesung spielt um das Ganze.



Cattaro.

Ja, Kotor ist eine verfallende Stadt. Im

Schaukasten einer Druckerei hängt unter andern Proben eine sauber gestochene Karte: Die Stabs- und älteren Unteroffiziere der k. und k. Torpedobootsstation Cattaro geben sich die Ehre, zu einem Familienball ergebenst einzuladen. Das war der Stadt Halt und Stütze und Erwerb: Kriegsschiffhafen, Arsenal, Truppenplatz, Bollwerk gegen Montenegro. In den Weltkriegsjahren war alles Leben fieberhaft gesteigert; in den Gassen wimmelte es von Matrosen; auf jeden Einwohner kamen zwei, drei; über zehntausend waren es,

und alle Sprachen der Monarchie schwirrten durcheinander, deutsch, magyarisch, tschechisch, rumänisch, serbokroatisch, ruthenisch, slowenisch, italienisch.

Am 1. Februar 1918 aber sah Cattaro staunend draußen in der Bucht am Mast des Flaggschiffs „St. Georg“ die rote Fahne hochgehen; auch die anderen Panzer und Kreuzer hißten den roten Wimpel. Schau, da war die Revolution, von der man schon lange flüsterte, ein Vorspiel von Kiel. Die Landbatterien weigerten sich, die aufständischen Schiffe unter Feuer zu nehmen, aber die Rebellen verdarben sich's durch Unentschlossenheit und Zögern. Statt die hohe See zu gewinnen,

warteten sie, bis deutsche U-Boote in der Bucht auftauchten und die Lanzierrohre auf die meuternden Schiffe richteten; da war's aus, und die rote Fahne sank. Unter den Matrosen der k. und k. Kriegsmarine, auch unter den Aufständischen, überwogen die Dalmatiner von der Küste; sie hatten wohl auch schon ihre revolutionären Ausschüsse, aber um einen südslawischen Nationalaufstand zu handeln es sich nicht. Ekel am Krieg, Friedenssehnsucht peitschte zur verwegenen Tat, und der Führer der Erhebung, den das Standrecht an die Mauer stellte, war ein Deutschösterreicher.

Heute gibt es keine montenegrinische Grenze mehr; eine bedeutende Garnison ist ganz sinnlos, und so ziemlich die Hälfte der südslawischen Schlachtflotte, ein einziges, ärmliches, grau gestrichenes Torpedoboot mit der unwahrscheinlich hohen, wohl von den Oesterreichern ererbten Nummer 247 liegt dort vor aller Blicken. Darum ist es mit den Geschäften flau; die Krämer von Kotor knurren und murren; große Schläfrigkeit schattet über die Stadt, und nicht einmal das Stichwort: Bahnverbindung mit Belgrad! läßt die Augen hoffnungsfreudig aufleuchten.

*

Wie an stählerner Trosse windet sich das Auto die unendliche Serpentinstraße hinauf.

Zu hundert Metern Steigung braucht es ein paar Windungen, aber nach hundert Metern ist man immer noch ganz unten, klebt demütig am Fuß der ungeheuren Felsmasse Lovćen. Jetzt haben wir wieder hundert und abermals; wir überholen ein Militärwägelchen mit Heu, der Soldat auf dem Bock kutschiert schicksalsergeben den Wolken entgegen, bis Cetinje fährt er seine zehn Stunden. Kleine Karawanen Montenegriner, Männlein und Weiblein, weichen vor unserm schnaubenden Kasten zur Seite und drücken sich an die Böschungsmauer; Maultiere schleppen ihnen geduldig in Kisten und Säcken die schweren Schätze der Zivilisation in das öde Felsland. Ziegenherden setzen sich beim Klang der Hupe in Trab und spritzen links und rechts ins Gestein; ein Bock, ein pechrahenschwarzer, mit großen krummen Hörnern, ist Satanas; mit glühenden Augen blickt er uns drohend nach.

Ein kleiner Steinblock von *Kavana* ist Grund zur kurzen Rast; man möchte das brave Autochen streicheln; es packt's, es packt's! Wir haben schon so die achthundert Meter hinter, unter uns. Aber noch ist's nicht die Hälfte. Unter siebzehnhundert Metern tut's der Lovčen nun einmal nicht — welch ein Hallo damals, als es die berühmte Kunststraße noch nicht gab, und auf Ziegenpfaden wie auf Leitern ein großmächtiges Billard für den Fürsten Danilo zum Kamm emporgehißt wurde. Den Söhnen der Crnagora floß Ehrfurcht durchs Gebein; nach dem gewaltigen Tier mit dem grünen Rücken und den vier stämmigen Beinen wurde erst der Saal, in dem es lebte, schließlich der ganze Konak des Fürsten *Biljarda* genannt.

Mit jeder Schleife, jeder Windung, jeden hundert Metern wird das aufgeblätterte Bilderbuch zu unsern Füßen größer und die Gegenstände kleiner. Ja, das ist ein „Panorama“; das Wort muß heraus; anders läßt sich's nicht sagen. Hier hat die Natur einmal aus dem Vollen für Ansichtskarten und Albums gearbeitet. Die Türme, die Dächer, die Plätze von Kotor, das Grün seiner Gärten, das blauschimmernde Oval der Bucht, das Torpedoboot wie ein schmaler Wasserkäfer auf der glatten Fläche, weiße Häuserchen um sie herum, wie aus einer Spielschachtel alles. Dann die schroffen, kahlen Bergmassen, nach dem Meer zu ein Stück fruchtbarer Ebene, weiter im Westen, im Südwesten die große Adria, der Glanz ihrer Flut mit dem Glanz des Himmels in unendliche Helle sich einend... einen Maler würde man hinaus, der solch gefälligen Kitsch zu bieten wagte. Dennoch kommt der Blick nicht los, hascht immer aufs Neue nach dem beglückenden Wider- und Ineinanderspiel von Farben und trinkt sich, oben auf dem Kamm Abschied nehmend, noch einmal satt an der Fülle der Erscheinungen.

Einst ward der Lovčen als der „Wall der serbischen Freiheit“ gefeiert; seit Ende 1916 ist der romantische Zauber verfliegen. Damals fiel er den Oesterreichern in die Hände, aber da sie der Sturm in diesem Gelände nur siebzehn Mann kostete, ging Geraune, daß König Nikola mit von der Partie war und die Verteidigung abblasen ließ. Der *Gošpodar*

hatte ja immer zwei Eisen und mehr im Feuer; er hoffte wohl gerade auf einen Sieg der Habsburger und Hohenzollern und steckte sich bei Zeiten mit ihnen unter eine Decke.

Ein würdigerer Vorfahr dieses Vielgewandten hatte hier oben, im Angesicht des Azurmeeres, sein Felsengrab; der Vladika Petar II. Petrović Njegoš, unsterblicher Sänger des „*Gorski Vijenac*“, des „Bergkranz“, eine lyrische Seele und ein philosophischer Kopf, einer der großen Dichter der Südslawen; auch in der deutschen Uebersetzung klingt sein berühmtes Epos mit



Montenegriner auf der Lovčestraße.

vollem Ton. Aber die Oesterreicher, beflissen, den Lovčen mit Festungen zu spicken, haben den Toten ausquartiert und im Cetinjer Kloster zur neuen Ruhe gebettet; demnächst gibt ihm das Volk wieder das Geleit zu dem von ihm selbst gewählten Platz.

Reste einer Drahtseilbahn, Ueberbleibsel aus der Kriegszeit, verludern; Höhlen tun sich geheimnisvoll auf; durch eine zackige, verschlossene, wilde Welt schießt der Wagen.

In eine Mulde hat sich Njeguš geduckt, ein weitläufiges Dorf mit breiter Straße und verstreuten Häusern; Stammsitz der abgedankten Dynastie; in dieser Gegend hat auch der Schwiegervater Viktor Emanuels dereinst als Hemdenmatz die Geisen auf die Weide getrieben. In der *Kavana* ein forscher Weißbart mit gebräuntem Gesicht und lebhaften Augen, in Landestracht, einem etwas verschossen hellgrünen, langen Rock, mit Metallknöpfen und Goldlitzen üppig geziert, die runde Kappe auf dem Scheitel; wir ehren ihn und uns durch gemeinsamen *Rakija*-Umtrunk; dann erst enthüllt er sich als der Ortsgeistliche. Ein Belgrader Schlapphut kommt dazu, ein Student, der hier die Kriegsschäden abschätzt; dieses blutarme Land ist seit 1914 noch ärmer geworden; um Njeguš etwa hat der *Švaba*, der Oesterreicher, alle Föhren abgeholzt.

In sanfteren Schwingungen bohrt sich die Straße weiter in das trostlose Kalkgestein.

Ein rohes Holzkreuz am Weg mit eingebrannten Schriftzeichen; Wanderer, eile weiter! An diesem Fleck turnte vor nicht langem eine Bande von den Bergwänden herab, das Postauto schwankte daher, Halt! Hände hoch! Der Chauffeur sank, mit einer Kugel in der Stirn, über sein Steuer; die andern machten verdutzte Gesichter, sahen ungläubig von den nahen Feuerstätten des Dorfes Njeguš die Rauchsäulen aufwirbeln, aber leichtfüßige Gestalten verschwanden schon mit zwei Millionen Dinar Beute hastdunichtgesehn im Gefels.

Immer wieder scharen sich in der Crnagora Männer im besten Alter zum Räuberhandwerk zusammen; der Nachbar sagt flüsternd vom Nachbarn: er ist in die Berge gegangen. Das ist: er pfeift auf die bürgerliche Ordnung und sucht sich mit der Flinte sein Brot. Gutgläubigen Gemütern in London, minder gutgläubigen in Rom erscheint dieses Bandenwesen als legitimistische Bewegung zu gunsten des Königs Nikola und seiner Erben, als Erhebung gegen die „serbische Fremdherrschaft“; allen Ernstes hat man schon in der italienischen Kammer und im britischen Unterhaus von der „montenegrinischen Nationalität“ gesprochen; demnächst wird man sich dort mit der waldeckschen, der reußischen, der schwarzburg-sonders-

hausenschen Nationalität befassen. Denn die Montenegriner sind reinblütigste Serben und sind es mit Stolz. Als im November 1918 die große *Skupština* von Podgorica feierlich beschloß, daß Montenegro im Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen aufgehe, stellte die Geschichte nur die Dinge vom Kopf, auf dem sie mit der „Selbständigkeit“ der Crnagora so lange gestanden hatten, auf die Füße. Wohl mag unter den „Leuten in den Bergen“ mancher Strolch und Strauchdieb sein, der von Nikola gehätschelt ward und sich jetzt einen Anhänger der Dynastie Petrović heißt; auch hat die montenegrinische Legion in Gaëta, mit italienischen Lires gefüttert, mehr als einen verwegenen Burschen herübergeschickt, um den Bandenkrieg anzublasen.

Aber damit hat die montenegrinische Frage nichts zu tun. Schaut euch um! Die weite wilde Steinwüste, die zerrissenen und zerfurchten schwarzen Berge, der mitleidslose, ewig unfruchtbare Karst, das Todesschweigen der Natur über den Spitzen und Schlünden und Klippen — das ist die montenegrinische Frage! Von zehn Montenegrinern ist für neun Ackerbau und Viehzucht die Nahrungsquelle. Von diesen neun haben sechs gar kein Land oder nur ungenügend winzige Fetzen und müssen sich gegen Lohn verdingen. Aber in der ganzen Crnagora, auch in den fruchtbaren Strichen um den Skutarissee nicht, bieten nicht zehn Landgüter für je zehn Arbeiter das Jahr über Beschäftigung.

Viele schnürten verzweifelt ihr Bündel. An die dreißigtausend Montenegriner schufteten und schanzten bei Erdarbeiten, bei Straßenbauten, in Bergwerken in Bulgarien und Rumänien, in Südamerika und den Vereinigten Staaten. Wenn der Italiener für sein eigen Land von einer *emigrazione della fame* spricht, eine Hungerauswanderung war auch das, eine soziale Revolution auf trockenem Wege, in lautloser Form. Jetzt noch die Wirkungen des Kriegs dazu: das bischen Hab und Gut zerstört, das armselige Hausgetier ausgerottet, Scharen von Krüppeln, von Witwen, von Waisen, das Tor zur Uebersee verrammelt — da nimmt man die Flinte und geht in die Berge. Aber baut Straßen, Brücken, Eisenbahnen! Gebt den Crna-

gorcen Arbeit und Brot! Siedelt sie an, wo in der Metohija, auf dem Kosovofeld ergiebiges Land der Hacke und des Spatens harrt, und die montenegrinische Frage ist verstummt!

Dort, langgestreckt auf seiner Hochebene, lockt mit etlichen mehrstöckigen Gebäuden, Kasernen, einem Krankenhaus, Cetinje. Lockt? Junge, du wirst dich wundern!

*

Noch immer ist Cetinje das große, lange Dorf von ehemdem.

Eine Hauptstraße. Und eine Parallelstraße. Und hier eine Querstraße. Und tatsächlich dort noch eine Querstraße, damit erschöpft sich's so ziemlich. Die Häuser sind klein, ebenerdig, zur Not einstöckig, ohne Neigung zu mehrstöckiger *Décadence*, ohne jedwedes Zugeständnis an den „faulen Westen“.

Auch die geistigen Genüsse der montenegrinischen Hauptstadt von vorgestern sind noch die gleichen. Nicht Theater, nicht Konzerte, nicht Vorträge, bewahre!, aber man setzt sich vor eine der beiden leidlich westlichen *Kavanas* und guckt den Vorüberwallenden auf die Stiefelspitzen und, ist man des Schauens satt, zieht man selbst melancholisch die Hauptstraße auf und ab. Auch umgekehrt ist's nicht übel und immerhin eine Abwechslung: erst den Korso auf und nieder, und ist man müde, ein Platz vor einem Kaffee. Da sitzen sie, da spazieren sie, gravitatisch wie je, in etwas verblaßter Nationaltracht, aber die neue Zeit hat den Männern das Schießeißen aus dem Gürtel genommen; Schluß des Mittelalters auch für Montenegro! Die Frau war hier, im Halborient, stets nur Arbeitssklavin und Dienerin des gebietenden Mannes, leiblich geplagt, seelisch gedrückt, aber schau hin, sie schreiten, hochgewachsen, mit freiem Blick, gleich Fürstinnen einher, selbst wenn es Köchinnen sind.

Dort am freien Platz, in der frischen Luft steht noch der anspruchslose Königshof. Cetinje, Cetinje! Das Leben hüpfht hurtig davon; zehn Jahre schon sind es, da hatte man Albanien durchquert, im Sattel, mit den beiden *Suwari* Ibrahim und Hairi Beg und dem Albaner Frok Pietr, von Prizren den weißen Drin entlang, danach durch die wilde Miridita, dann in Skutari

bei Torgkut Schewket Pascha, türkischem Oberbefehlshaber gegen die aufsässigen Arnauten, war lustig über den See gefahren und die Serpentinstraße von Rijeka herauf. In Cetinje stolperte man über Kriegskorrespondenten aus aller Herren Ländern, die sich die Türken vom Hals geschafft hatten und die nun hier auf Nachrichten pürschten. Corrado Zoli vom „Secolo“ war unmittelbar aus Marokko eingetroffen; der berühmte „Times“-Mann Mr. Bouchier hatte nur *St. James Club* auf seiner Karte stehn; das genügte; eigenhändig brühte er uns einen Tee und hörte schwer.



Cetinje. Hauptstraße.

Am andern Morgen früh sah man einen Ring rotjackiger Polizisten dort um den Hof und erspähte in ihrer Mitte Nikola selber. In der farbigen Nationaltracht seines Volkes, ein Koloß, auf den Krückstock gelehnt, hinkte er ein wenig hin und her, deutete auf einen der Bittsteller außerhalb der roten Jacken, durch eine Lücke schlüpfte der durch, küßte dem *Gošpodar* ehrfürchtig die Hand und stammelte seinen Wunsch oder seine Klage; vom Fleck weg ward entschieden, der nächste kam dran. Sahen fröhliche deutsche Hochzeitsreisende, die von Cattaro einen Sprung nach Montenegro gemacht hatten, dieses Stück achtzehntes Jahrhundert, so riefen sie wohl: Nein, wie

reizend! Harmlosen Fremden erschien der Herrscher der schwarzen Berge als ein harter, doch gerechter Vater seiner Landeskinder.

Aber fragt einen Sohn der Crnagora und ihr bekommt das Bild eines Tyrannen mit blutunterlaufenen Augen, der durch



Cetinje. Kaffeehaustreiben.

wilde Geldgier von Schandtät zu Schandtät gestachelt wurde. Seine Untertanen hat er bis aufs Hemd ausgeplündert und sich und sein Land und dessen Zukunft verkauft; wo er kriegen konnte, nahm er, von Frankreich, von Rußland, von Oesterreich, vom Sultan, von Bulgarien; in seinen romantischen Jugendjahren ein Sänger des

nationalen Gedankens: *Onamo, onamo!*, verriet er später immer wieder für dreißig Silberlinge die serbische, die südslawische Idee, spann auch nach seiner Absetzung von Neuilly, von Italien trübe Ränke und ist, behaftet mit dem Fluch des Volkes, zur Grube gefahren.

Ehedem hatten die *Crnagorci* in der slawischen Welt Ruf und Namen als die kühnen Türkensieger und Freiheitskämpfer; das Lied sang von ihrer Falkenhaftigkeit; von dem „südslawischen Sparta“ erhoffte die schwärmende Omladina der sechziger Jahre den Anstoß zur Befreiung und Einigung aller Blutsbrüder. Durch den Despoten Nikola ist der ganze Stamm moralisch auf den Hund gekommen; anderwärts in Südslawien spricht man nicht mit Achtung von den Montenegrinern, die doch nur zum kleineren Teil von der Fäulnis ihres *Gošpodar* angesteckt sind; „der *Crnagorac*“, fiel hartes Urteil an der Tafelrunde in Sarajevo, „ist der verderbteste Typ unter uns Südslawen!“

Als vor zwei Jahrzehnten sich in Cetinje eine kleine Sozialistengruppe zusammentat, kommandierte der Fürst einfach seine berüchtigten Leibgardisten, die *Perjanici*, die „Federbüsche“, als Mitglieder in den Verein und ließ seine Tätigkeit durch Mehrheitsbeschluß lahmlegen. Heute sitzt man bei Milan Djuvotić, dem Führer der montenegrinischen Sozialdemokraten; er ist Chef der Landesfinanzverwaltung. Vor kurzem haben sie bei den Gemeinderatswahlen ihre Feuerprobe bestanden; die Kommunisten, die bei den *Skupštinawahlen* vier Abgeordnete durchgebracht hatten, ein Witz in einem Ländchen ohne Fabriken, ohne Industriearbeiter, ohne politische Ueberlieferung, schrumpfen kläglich ein.

Im unfruchtbarsten Teil Montenegros erbaut, von den gedeihenden Strichen um Nikšić und Podgorica abgeschnitten, durch seine Lage zum Verzicht auf eine Eisenbahn für immer gezwungen, war Cetinje nur der Sitz des „Herrn“ und die Stadt der Amtsschreiber. Jetzt ist der Hof aufgelöst, die Zentralregierung haust in Belgrad, Cetinje wird bald eine beliebige, kleine Kreisstadt sein, ein Verbannungsort für mißliebige Beamte ist es schon heute, und ganz zu verkümmern und vergessen zu werden, ist sein Schicksal.

Nach dem Umsturz schlug sein Puls lebhaft. Die Wirtin in dem urwüchsig einfachen „Hotel Beograd“, in dessen reinen Betten man wie ein Stein schlief, erzählt von Dutzenden neuer Unterkunftsstätten, großspurig Hotel genannt, der Barbier klagt, schaumschlagend, über die wachsende Konkurrenz, der Schuster zuckt über schlechte Geschäfte ratlos die Achseln — was ist das bißchen Militär, was sind die paar Beamten für so viel hungrige Mäuler, die gestopft sein wollen!

Zu zweit, zu dritt, langsam, in großen Zwischenräumen spazieren die Cetinjer im Abendsonnenschein über ihre öde Hauptstraße; das Blut kreist, träge geworden, in diesem Körper kaum mehr und will stocken.

*

Ostwärts rollen wir die Serpentinstraße nach Rijeka hinab.

Grau hängt der Himmel über den düsteren, kahlen, zerstückelten Gebirgskuppen; eine große Trostlosigkeit ödet nah

und fern. Die Straße gähnt in Leere, kaum daß Cetinje hinter uns liegt. Nur die Zelte eines Zigeunerlagers kauern sich unter eine Felswand am Wege. Ein schmutziges, zotteliges Weib, das einen schmutzigen, zotteligen Maulesel treibt, streckt flehend magere Arme aus; rechts und links über den Rücken des elenden Tiers hängen Säcke mit allerhand Erbetteltem, aus denen zwischen zusammenge rafftem Reisig einträchtiglich der Kopf eines Buben und der wesentlich sauberere eines Kätzchens herausschauen. Da wir halten, stürzt sich die *Čiganka* auf meine Hand, bedingt sich einen Dinar aus und weissagt aus den Linien drauflos, aber fabrikmäßig plärrt und leiert sie in einem Serbisch, das, mit der Sprache der fahrenden Leute durchsetzt, niemand versteht. Werde ich nun Glück haben oder bin ich von Pech verfolgt? Führe ich die Braut heim oder breche ich den Finger in der Nase? Ich will mich noch vergewissern, aber Zigeunerin, Maultier, Bub und Kätzchen sind schon weit hinter uns.

Feiner, hartnäckiger Regen sprüht und stäubt nieder, schwillt an und trommelt auf das Segeltuchdeck des Wagens. Ein Gendarm zu Roß wird überholt; er trabt, den Mantel über das umhängende Gewehr gezogen, um es vor Nässe zu schützen. Dann wieder nichts.

Nur zur Rechten, schwindelnd hoch auf dem Felsgrat, aus unserer Tiefe eben noch als schwarzer Strich wahrnehmbar, steht bolzengerade ein Bergsasse, ein Falke und äugt scharf herunter zu uns, wo das Auto fährt, wo die Straße läuft, wo die Telegraphenstangen mit der Zivilisation verbinden. Wir schauen noch einmal auf; da ist er, verschluckt von der steinernen Unendlichkeit, verschwunden.

In der Ferne leuchtet, von Gedünst umschleiert, der blanke Spiegel des Skutarisees auf. Dahinter liegt Albanien, Arnautluk, das Land der Skipetaren.

Uns leiten Ziegenpfade abwärts zu dem Dorf Ceklina. Wo es beginnt, sind Bauarbeiter daran, ein stattliches Gebäude aufzurichten; wir fragen; es gibt eine Schule. Auch das ärmste Haus ist hier aus Stein, auch das elendeste nicht von einem Holzzaun, sondern von Mauern umhegt, und auf den Wegen



Die schwarzen Berge.

hindert eine verschwenderische Fülle von Steinen den Fuß am rüstigen Ausschreiten. Innerhalb seines Grundstücks findet jeder jeden Tag kleine, mittlere, große Gesteinsbrocken; er nimmt sie und schleudert sie unmutig über die Mauer; in Felsstücken und Geröll ertrinkt so das Dorf.

Dem kargen Karst ist hier und dort ein Fetzen Erde, oh, ein Taschentuch groß, kaum größer, abgerungen, abgetrotzt, abgelistet; Tümpel sind es, Lachen bebauter Ackerkrume in einer endlosen Wüste toten Gesteins, jedes Viereck mit Fels-



Ceklina.

klötzen sorgsam umschichtet, und das bißchen Maisstroh, das geerntete Heu liegt zu Pyramiden aufeinandergepreßt, mit Lappen bedeckt und mit Steinen beschwert; sonst trägt es der Wind davon und der Regen verdirbt es.

*

Nach der Armut Montenegros, die mit Messern ins Herz schneidet, wieder in Dubrovnik; die Sonne strahlt und wärmt, das Meer leuchtet und atmet, die Luft macht toll und trunken. Aleksandar fährt uns das letzte Mal, zum Hafen von Gruž. Dort liegt seit heute ein amerikanischer Kreuzer; eben sausen uns

zwei Droschken voll Matrosen der U. S. A.-Marine entgegen, gutgenährte lustige Burschen, in schick geplätteten weißen Anzügen, den Lackhut unternehmend im Nacken, recht hoffärtig im Schatten der stärksten Valuta der Welt.

Der „Lovrenjac“ am Anlegekai ist schon von Reisenden, von Abschiednehmenden, von Neugierigen umwimmelt; wir schlüpfen noch gerade durch und verstauen unser Gepäck; dann das Glockenzeichen, das Einholen der Taue, das Stampfen der Maschine.

Der Doge von Venedig vermählte sich einstens der Adria, indem er den Ring vom Finger zog und zu den Fischen in die Flut warf. Mit gleicher Symbolik fliegt, als einige Dutzend Meter den Schiffsrand von der Kaimauer trennen, mein Strohhut in steilem Bogen in die Luft, senkt sich und setzt sich klatschend aufs Wasser; hoch und hell jubelt die Menge am Ufer auf; *Živeo!*; am hingerissensten zeigt sich Aleksandar.

Einer der Direktoren der „*Dubrovačka Parobrodarska Plovidba*“, der Ragusanischen Dampfschiffahrtsgesellschaft, eine alte Robbe, ist an Bord; wer schläge seine herzliche Einladung zu einem Wermuth in den Wind! So sitzt man in der Kabine, indessen draußen, durch die Bullaugen nur guckkastenhaft zu erfassen, Inseln, Klippen und Leuchttürme vorübergleiten. Der Kapetan plaudert von der österreichischen Zeit. Triest war damals Schoßkind; die dalmatische Schifffahrt wollte man geduckt halten. Staatsbeihilfe für die dalmatische Reederei knüpfte man an die Bedingung: Stapellauf in Triest. Die schlaun Dalmatiner aber ließen ihre Schiffe anderwärts bauen, brachten sie in zerlegtem Zustand nach Triest, setzten sie dort lediglich zusammen und erfüllten mit dem vorgeschriebenen Stapellauf die Bedingung; Triest hatte trotzdem das Nachsehen.

Unversehens ist der Abend da. Die Nacht kommt, mit der Nacht ein Gewitter. Rasch werden die Sonnensegel über dem Promenadendeck geborgen, weibliche Wesen verziehen ängstlich das Gesicht, Furcht vor der Seekrankheit sendet Gebete gen Himmel.

Der Himmel ist gnädig. Ueber das Meer läuft weithin bis zum Horizont der fahle Schein der Blitze, ein riesiger Zauberspiegel aus mattem Silber leuchtet für Sekunden auf, Gespensterinseln fern draußen werden im bläulichen Schimmer sichtbar; dann Erlöschen, Schwärze, der Donner haut brutal hinterdrein, und ein eigensinniger Regen fegt das Deck.

Aber die See bleibt glatt wie Oel.

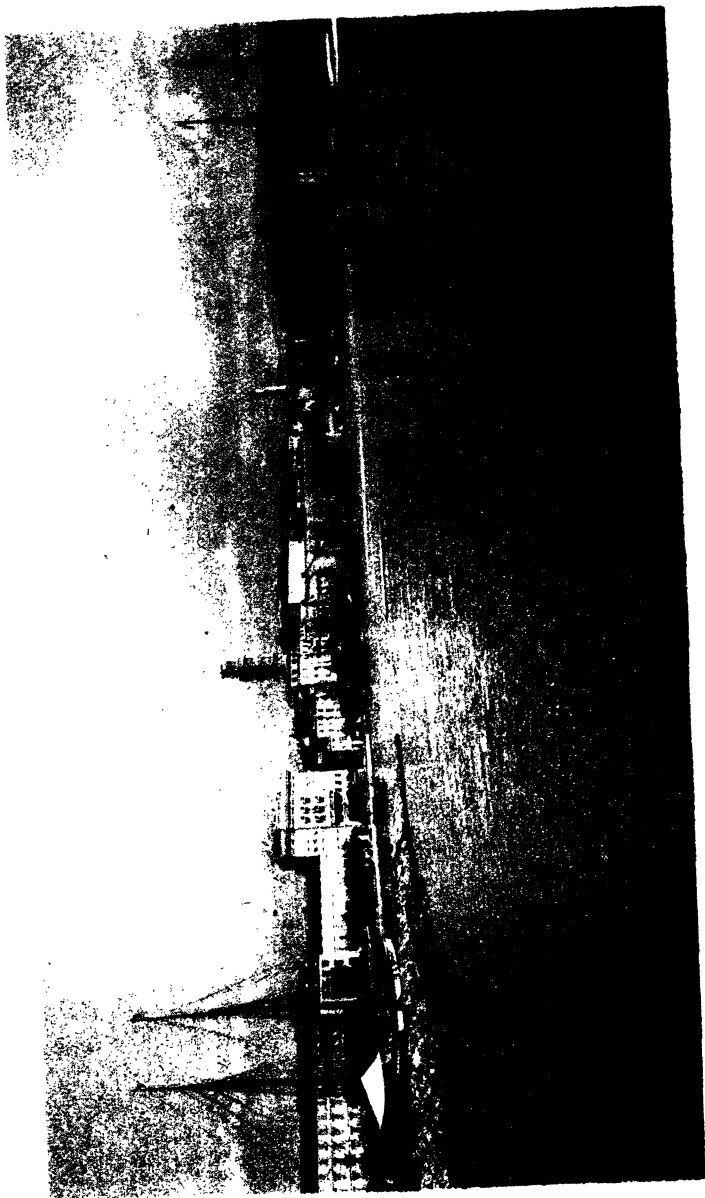
Am Morgen entsteigt eine breite, weiße Front den Wellen: Split, Spalato.

*

Die Häuser sind weiß, die Kirchtürme sind weiß, selbst die Dächer sind oft weiß; in Dörfern rundum sieht man Dächer aus flachen Steinplatten, mit Kalk geweißt, und Melonen trocknen darauf.

An der breiten *Obala*, der Hafenseite, liegen Segler, einer dicht an den andern gedrängt, unter italienischer, unter südslawischer Flagge, mit Tomaten, Kartoffeln, Gemüse, mit Fischen, getrockneten und frischen, mit Seilerwaren und anderem noch. Dahinter in der weißen Häuserreihe findest du Schiffahrtsbüros, Hotels, Kaffees, Geschäftsläden. Und zwischen den Häusern und den Schiffen schwirrt Bewegung, zu Fuß, zu Esel, zu Wagen; man gerät in ein Gewimmel und spürt raschen Pulsschlag eines sich rührenden Gemeinwesens; niemand geht hier nur so wegen der blanken Morgensonne herum.

Der bunten Volkstrachten sind weniger; vielleicht taugen sie nur fürs Stolzieren und weniger fürs Arbeiten. Aber nur die eigentlichen „Herren“ tragen Strohhüte oder Filzhüte wie wir auch; allem andern ist als Akzent zum westeuropäischen Gewand die rote Dalmatinerkappe aufgesetzt, manchmal hoch, manchmal niedrig, hier ein kleines Mützchen mit üppiger Mähne, dort ein reichlicher Teller mit lächerlicher Andeutung von Quaste, zuweilen auch mit gestickten Schnörkeln auf dem Deckel versehen, ein regelrechtes Cerevis, aber stets ist die Kopfbedeckung rot, der baumelnde oder aufgeklebte Zierat schwarz, und der Kenner liest wie von einem Schild vor der Stirn ab: Ich bin aus Sinj, ich aus Knin, ich aus Omiš, denn jeder Ort wahrt seine besondere Mützenform.



Split.

Doch Hut oder Kappe, erwähne den Streit um den Endpunkt der Bahnverbindung Donau-Adria, und jeder zieht ärgerlich erstaunt die Brauen hoch. Wie kann Zweifel aufkommen, wo zwischen Spalato und, wirklich, Cattaro zu entscheiden ist! Kotor, ein Nest im Winkel, eine winzige Oase in einer Steinwüste, ewig abseits, ohne Hinterland, ohne Entwicklungsaussicht, eine verfallende, verödete Siedlung, vielleicht als Kriegshafen brauchbar, mehr nicht! Split dagegen — nimmt man die dalmatische Küste als Sehne eines Bogens, den die Landgrenze Südslawiens bildet, so liegt Split just in ihrer Mitte. Split, mit einem ausgebauten Halen vor sich, einem Stück Ebene hinter sich, mit Bergwerken und Wasserkraften in der Nähe, immerhin mit Bahnverbindung, mit entwickeltem Handel, ausgebildetem Bankwesen — nirgends hat, nach dem Verlust Fiumes, eine Stadt die Bedingungen derart beieinander, Seetor der südslawischen Wirtschaft zu werden. Und von so viel Ueberzeugung und Ueberzeugendem angesteckt, spürt man's selbst in den Nervenspitzen: Split wird's machen!

Die *Obala*, der Strand, ist, gierig die Meerluft eintrinkend, die Lunge dieser lebendigsten Stadt Dalmatiens. Das Herz ist der *Narodni Trg* mit dem Rathaus in venetianischem Stil, auf dessen Spitzfenstern und durchbrochenem Balkon der Mondschein liegen muß, ein kleiner Platz im Ganzen, nicht größer, als das Herz im Körper zu sein pflegt. Hierher strömt durch dünne Gäßchenadern das Blut Splits, und wenn die Musikkapelle spielt und junge Männer mit hellen Anzügen und grellen Halsbinden und junge Mädchen, rank, schwarzhaarig, schwarzäugig, aneinander vorbeiflanieren, glücklich, daß bei dieser Enge Berührung, Anstoßen und Pardon nicht zu vermeiden ist, dann schlägt das Herz in gar freudigem Takt.

Dieses unverschlafene, frische Leben der Stadt hat sich auch durch das Altertum durchgestoßen; das Leben pfeift auf die Antiquitäten und die Historie; es hat kräftige Ellbogen und gar keine Ehrfurcht vor Gewesenem; gewesen klingt ihm wie verwesen. Drei Jahrhunderte nach Christus hatte sich der Kaiser Cajus Aurelius Valerius Diocletianus Jovius Imperator an diesem Fleck einen Ruhesitz gebaut, ein etwas geräumiges



Split. Obala.

Landhaus mit Umfassungsmauern, Toren, Säulenhallen, Terrassen, Tempeln, Bädern, Frauengemächern; hier zehrte der einsame Cäsar noch neun Jahre von seiner Seele Bitternis und blickte, der Eitelkeit aller irdischen Dinge gewärtig, aufs Meer hinaus. Vor sein Mausoleum aber ließ er zwei steinerne Sphinxen setzen.

Dreihundert Jahre später spülte eine Welle hungriger Völker aus dem Osten, in altmodische Tierfelle gekleidet, mit rauhen Stimmen, Avarn oder was immer, über diese holdseligen Striche. Des sanften Olivenlandes Bewohner flohen entsetzt auf die schützenden Inseln der Adria. Als sie zurückkehrten, fanden sie Diokletians Palast leer und in vielem der Zerstörung entgangen. Wie Schwalben klebten sie ihre Nester hinein, bauten um und ein und an, rissen nieder und verdarben gründlich und rücksichtslos die alte Architektur. In einem Stall richtete ein Adliger sein Palazzo ein, ein Krämer schlug in einem Frauengemach sein Gewölbe auf, das Mausoleum wurde zur Kathedrale; nur die Sphinx blieb unverändert liegen.

Und heute ist der alte Cäsarenpalast noch immer ein Stück der Altstadt von Split; dreitausend Menschen und mehr hausen ganz selbstverständlich innerhalb der Mauern der römischen Hofburg; in der Mitte der mit Steinplatten ausgelegte Platz mit dem Säulengang ringsum, mit Treppenstufen, Terrassen und dem Eingang zur Domkirche; all das ist hundertmal gemessen, erforscht, beschrieben, gezeichnet, gemalt, photographiert worden.

Doch steht man gen Mitternacht mit seltsamen Gefühlen vor diesem Nachklang der antiken Welt, vor diesem Ineinander von römischer Erhabenheit und neuer Einschmiegsamkeit, von einst und jetzt, von Tod und Leben. Und versonnen streicht man durch die dunklen, schmalen, steingepflasterten Gassen, einmal unter einem verhängten, erleuchteten Fensterquadrat hin, durch Bogen hindurch, um Pfeiler herum, an Toren vorbei; die Mauern sind oft ganz eng aneinandergerückt, zwei Liebende, hüben und drüben aus dem Fenster gelehnt, ei! wie könnten sie sich küssen: Familien haben Stühle vor die Tür gestellt und verbringen den Sommerabend, die Feierstunde, unter dem Sternenhimmel; in halb erhellten Schenken fahren grobe Schatten umher; Duft

von gebackenen Fischen, von Fleisch, von Wein hängt zwischen den Häuserwänden, und die Schritte des Wandernden hallen auf den Fliesen durch die Nacht.

*

Die Häuser der nördlichen Stadtviertel Dobri und Manuš weichen zurück; das Auto greift aus.

Split haftet am südlichen Eck einer Halbinsel, die der Bucht von Salona, dem *Kaštelanski Zaljev*, vorgelagert ist; darum muß man von der Stadt nicht gleich mit keuchenden Lungen eine Bergwand hinauf, sondern eine Ebene ergießt sich,



Zwischen Split und Salona.

einladend, fruchtbar, schmackhaft, voll Feigen, Melonen, Oliven und menschlichen Siedlungen, ein tiefblauer italienischer Himmel und verschwenderische Sonne über allem. Zur Linken jenseits der Bucht recken sich Schornsteine einer Zementfabrik, fern zur Rechten dämmern die verfallenden Bogen einer römischen Wasserleitung.

Durch Staub und Sonne zieht eine Hammelherde des Wegs; ein Wägelchen, mit einer angebundenen Ziege darauf, rollt stadtwärts; kleine Esel, verwitterte, struppige, melancholische Burschen trippeln ernsthaft ihre Straße, der Besitzer selten

nebenher, meist auf dem Rücken des geduldigen Tiers. Der Esel ist das Auto des kleinen Mannes; jeder hat und hegt sein Grauchen, und unter dieser Fülle von Eselreitern wird erst Aesops Fabel von dem Vater, dem Sohne, ihrem Esel und den Kritik übenden Wanderern verständlich. Aber gleich entgleitet sie wieder ins Unverständliche: eine kräftige Mutter und ihr stämmiger Lümmel von Sohn schaukeln selbstweit, nebeneinander hängend, auf einem schwächlichen Grautier daher, der Esel schleppt ergeben mit knickrigen Beinen die Last, aber niemand bleibt wie in der Fabel stehen und entrüstet sich baß; niemand schaut auch nur hin.

Durch eine Bahnunterführung leitet die Straße; hohe Plankenwände oben auf dem Damm — du errätst ihren Zweck nicht; sie sollen den Zug nach Sinj vor den Stürmen der Berge und der See schützen; kommt die Bora mit Ernst und Macht dahergebraust, so hat sie schon manchmal Lokomotive und Wagen wie ein Nichts umgeblasen.

In den innersten geschützten Winkel der Bucht haben die Römer ihr Salona gebaut, eine lebensfreudige, gesunde Großstadt; an diesem Meer, unter diesem Himmel war wohl sein; dereinst ist es hier hoch hergegangen.

Aber eines Tags erschienen ganze große Stämme aus dem Osten, die sich auf Wanderschaft begeben hatten, mit strammen Muskeln, „völkische Hochziele“ in der zottigen Brust, und zerstörten diese verfeinerte Römerstadt gründlich und gewissenhaft.

Ueber die Trümmer wuchs und wucherte eine Pflanzenschicht; ganz allmählich, so im Lauf der Jahrhunderte, bildete sich Ackererde; schließlich erntete der Mann im dalmatischen roten Käppchen auf seinem Wingert über den Resten der Straßen, durch die einst, Weinlaub im Haar, die Bacchantenzüge getollt waren. Dann hub die Wissenschaft an, nach der versunkenen Welt zu graben, lange ohne rechtes System, immerhin mit mehr Ertrag, als wenn ein Archäologe nach tausend Jahren auf dem Fleck der zu Staub zerriebenen Dörfer im Somme-Gürtel und um Verdun zu stöbern begänne. Aber mit Leidenschaft und Verständnis stürzte sich erst nach 1880 Don Frane Bulić auf das Werk, Geistlicher von Beruf, Alter-

tumsforscher durch Neigung, ein ganz und gar an seine Wissenschaft Hingegebener; seine Leistungen seit vier Jahrzehnten kennt und nennt die Fachwelt allenthalben mit höchstem Lob. Leider atmet der alte Herr während der heißen Wochen die frischeren Lüfte eines slowenischen Kurorts, aber seine rechte Hand, der Leiter des archäologischen Museums von Split, Dr. Abramić, begrüßt uns liebenswürdig als der zweite Hausherr Salona.

Verschüttetes und Ausgegrabenes ist nicht nach jedermanns Geschmack. Lockende Drommeten des Lebens! Leuchtsignale des Hier und Heute! Soll man nicht lieber über einen glatten



Salona.

Frauennacken streichen als über halbverwischte Frieze? Nicht eher den Sinn eines edel dunkeln Weins enträtseln als kaum noch lesbare Sprüche der Vorzeit? Nicht besser den Genußrang von Berghauch, Seewasser und Myrthenduft bestimmen als die Geburtsstunde geborstener Säulen? Doch unter Dr. Abramićs kundiger Hand wird Archäologisches ein höchst Lebendiges; man wächst in Teilnahme hinein und gerät in Feuer. Ein paar Stunden im vierten, im fünften Jahrhundert als Zeitgenossen aufzugehn, auch das ist Vervielfältigung des Daseins.

Ueber das weite Ausgrabungsgelände fällt bald da, bald dort unser scharfer Schatten. Hier hob sich des Amphitheaters Rund zum Himmel; nur Andeutungen finden sich noch, aber man sieht seine Stufen ansteigen, sieht schreiendes, erhitztes Volk in die Arena starren. Hier standen die Thermen; man kriecht hinein; gut erhaltene Reste einer — wahrhaftig! — ganz regelrechten Luftheizung! Die Schlacht bei Zama als Glanzleistung? Geschenkt! Geschenkt! Doch eine Heißluftanlage damals — tolle Kerle, die Römer! Dort wuchten die quadratisch festen Pfeiler eines Stadttors; davor erstreckte sich die christliche Neustadt: hier die Grundfläche einer großen Kirche, bunter Mosaik der Fußboden um den Altar; hier Steinsarkophag an Steinsarkophag, der christliche Friedhof mit besonderen Märtyrergräbern. Solche verzierten Totentruhen aus Stein waren Vorrechte der Reichen; die Armen schob man, und hielt sich die Nase dabei zu, in ein Massengrab wie in einen Backofen. Zwischen ähnlichen Sarkophagen der heidnischen Begräbnisstätte am anderen Ende Salonas dicht an der Fahrstraße wanderte man eben hindurch.

Aber Heide oder Christ, die wilden Scharen der Völkerwanderung achteten niemandes letzte Ruhe. Beile heraus! Der dicke Deckel der Sarkophage zersprengt, und her mit den güldenen Zieraten, Armspangen, Nadeln, die ihr Mausestot nicht mehr braucht! Die Avaren taten so, die Slawen benahmen sich nicht gesitteter, auch von den blondhaarigen und blauäugigen Gothen läßt sich nicht verschweigen, daß sie ganz gemeine Kirchhofsräuber und Gräberschänder gewesen sind. Vielleicht machte ein unmittelbarer Ahne, ein Vorfahre aus der vierzigsten Generation freudig mit; peinliche Vorstellung, daß auch ein Wendel mit gierigen Augen vor diesen Steinsärgen stand und, beflissen wie ein Geldschrankknacker, mit rohem Werkzeug daran herumarbeitete!

Unangetastet hat man bis heute nur zwei Sarkophage gefunden; ein Zufall hat sie bewahrt. Im neuen archäologischen Museum steht der eine. Ein Friesband um das Rechteck, Darstellungen aus der Göttersage, scheint erst gestern aus dem weißen Marmor gemeißelt. Die Truhe birgt ein liebend Paar,

das früh von hinnen gemußt, er Valerius Dineas mit achtundzwanzig, sie, Attia Valeria, erst achtzehnjährig, das arme Hascherl — für einen Augenblick streift der Hauch dieses Schicksals durch die Jahrtausende ans Herz.

Aber köstliche Gegenwart ist die Fahrt von Salona hinauf nach Klis. Eine große Burg, mit dicken Mauern und wuchtigen Türmen, hat sich: Hier bin ich, hier bleib ich! auf hohem Berghang festgesetzt; von Venetianern und Türken könnte sie erzählen. In dem steil hinangleitenden Dorf räkeln sich Hemdärmlige und Rotmützige mit der Pfeife im Mund vor den Häusern; eine graue Eselherde wird durchs Abendgrau stallwärts getrieben; ein Stück Wald oberhalb des Orts ruft: Seht, man kann den Karst aufforsten!, und unten gewinnt die Silhouette der Türme und Dächer von Split durch die sich mehrenden Schatten der Dämmerung an holder Weiche.

*

Bei Split, recht gesehen erst bei Salona beginnt die Riviera der sieben Kastelle Sućurac, Gomlica, Kambelovac, Lukšić, Kastel Stari, Kastel Novi und Stašilić, die einst von Venetianern oder Spalatinern gegen die Türken, die Korsaren errichtet wurden. Die Insel Boa und das Vorgebirge Marjan schützen das Uferland der Bucht von der Seeseite, der Ziegenrücken des Kozjak deckt es gegen das unwirtliche Innere und leitet befruchtende Bergwässer, wenn es nottut, zu Tal.

Dieser sanft geschwungene Bogen um den *Portus Salonitanus* ist das Phäakengestade, ein Strich, gebenedeit unter den Ländern der Erde, die verzaubertste südliche Seligkeit.

Durch wildgewachsene Parks führt die Straße; rechts und links Myrthenhecken und Granatapfelbüsche, dunkler Efeu umwuchert Oliven und Nußbäume, die Tamariske, wie eine Ziege gierig nach Salz, klammert sich dicht an den Rand der See, und im Dezember, im Schnee- und Eismond, um Weihnachten blüht blau der Krokus auf den Wiesen umher. Die Luft selbst ist süße Betäubung; hier kommt das große Vergessen auch über das störrischste Herz; der Tag kennt kein Gebot als

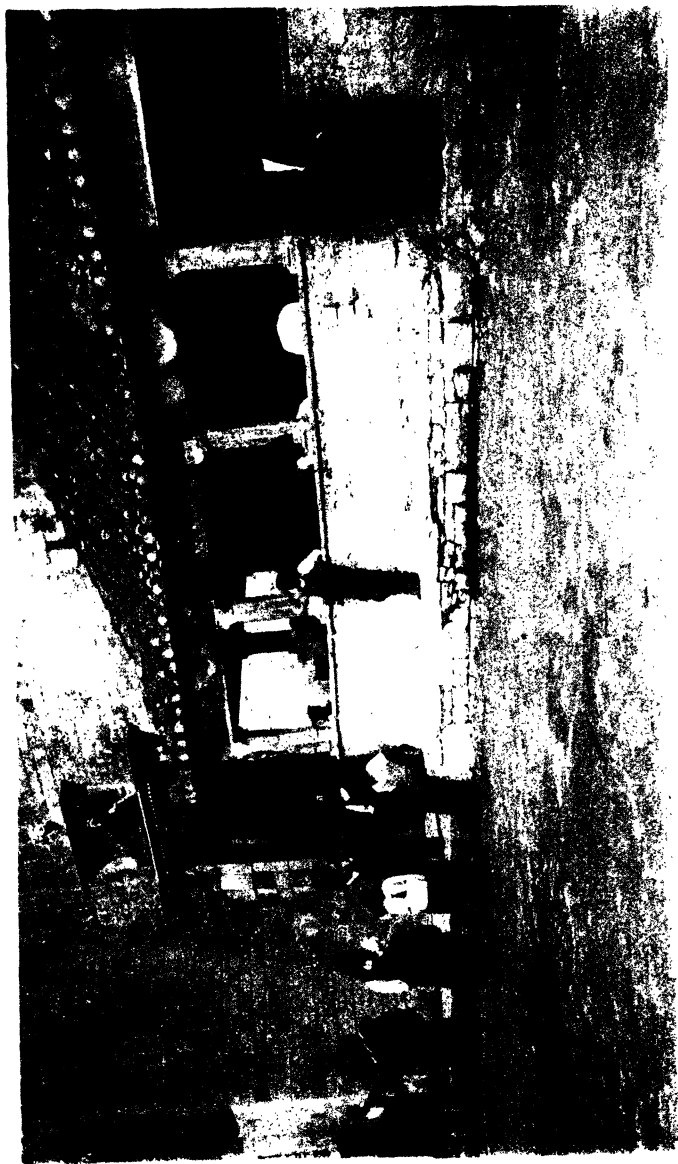
in lichte Himmel zu träumen, keines als die Lust des Seins, des Hierseins durch die Lunge, durch die Haut, durch die Poren einzusaugen.

Um jedes der Kastelle hat sich ein Flecken, fast ein kleines Städtchen angesiedelt. Man rollt durch enge, kurze Straßen, vorbei an Kirchen und Kramläden, Toren und Türmen aus grauem, verwitterndem Stein, man schaut im Husch durch offene Fenster, blickt in erstaunte Mädchenaugen, sieht rote Mützen um Ecken verschwinden, und wieder umfängt uns die erhabene Klarheit und Ruhe dieser arkadischen Landschaft; hält das Auto einen Augenblick, so dringt ein Rauschen, ein Rauschen von Lorbeerhainen ans Ohr, ans Herz.

Das Kupferschild an jenem Portal nennt den Namen Dr. Kamber; da hüpfte er trotz seiner grauen Haare und seiner Notarswürde leichtfüßig über den Kiesweg von seiner Villa zum Tor, im Lauf die Krawatte knüpfend. Ein Segelboot liegt an seinem Strand; eine kleine Mole ist in die Bucht hinausgebaut; von ihrem Ende schnellte uns der Kopfsprung in die Adria, jagt uns die Lust an dem einzigen, göttlichen, anbetungswürdigen Leben mit starken Stößen weit hinaus in das schimmernde, lockende Blau.

Nachher im Wagen entwickelt der Notar leidenschaftlich den Satz, daß dieses Gestade zum Kurort Europas geschaffen sei; lumpig erscheint Nizza, kümmerlich Abbazia daneben! Schon baut ein tschechischer Arzt drüben ein Sanatorium, ein großes richtiges Hotel steht in den Grundmauern, Riesenherbergen wie auf dem Semmering müssen her! London, Paris, New York, Berlin, die ganze Welt mit Anpreisungen überschwemmen, trommeln, schreien, in die Posaune schmettern, und in kurzem schlürfen die Milliardäre und Millionäre zweier Halbkugeln hier die Wonnen des ewigen Sommers, amerikanische Jachtklubs starten in der Bucht zum Rennen, der Reitschleier englischer Ladies weht unter den Zypressen, Pariser Dämchen erkundigen sich nach dem Spielsaal.

Unter dem Schwall der überzeugten Worte nickt man: Wohl! Wohl!, aber eiskaltes Entsetzen krampft in der Brust. Es ist unvermeidliches Verhängnis. Der Bogen zwischen Salona



Trogir.

und Trogir ist eine Riviera, wird ein europäischer Kurort sein, muß die Zahlungskraftigen der Welt anlocken. Aber der heimlichste Zauber ist dann dahin. Schieber aller Länder in dieser unberührten Herrlichkeit — Hilfe! Ein neuer Einbruch der Barbaren droht!

Noch ganz erschüttert steht man ein wenig später in Trau, in Trogir vor der Kathedrale *Sveti Ivan Orsinij Rimljanin*, einer Kirche von kaiserlicher Hoheit mit dem kunstvollsten Gewirr von Figuren und Blatt- und Rankenwerk um das



Trogir. Mandelknackerinnen.

marmorne Portal; im kühlen Dämmern ihres Innern mit Säulen und Stufen und Bildern, mit Altären und Kanzeln weist ein alter Kirchendiener kostbare Geräte und Gewänder vor, Seide, Samt, Stickereien, durch die Historie geweiht. Aber diebisch freut man sich nur der Kühle und tritt achtlos über die Grabplatten der alten Geschlechter hin, der Lucio, Andreis, Gracio und Cippico. Ihre Wappen haften an den Mauern des Rathaus-hofs mit seiner steilen Venetianertreppe; ihre Paläste zermürben in verschwiegenen, schattigen Quergassen; die Loggia, einst Ort ihrer Rats- und Gerichtssitzungen, reckt ihren Säulenbau in die Weißglut der Mittagssonne.

Und überall Venedigs Hoheitszeichen, der aufgerichtete, geflügelte Löwe von San Marco, ein Buch mit der Klaue vor sich gestemmt, ein offenes, wenn die Republik grad Frieden hatte, ein geschlossenes, wenn sie mit einem ihrer vielen Feinde kriegte. So watet man durch lauter Geschichte und Vergangenheit und vernimmt kaum den starken Atem der Gegenwart.

In einer der äußeren Seitenstraßen, nah dem Wasser, sitzen Mädchen an der Erde, klopfen Mandeln auf und häufen die süßen Kerne zu Hügeln; Arbeit ist das und Gegenwart.

Dann gleitet man dankbar abermals in die Stille des grünen Lorbeer-, Oliven- und Pinienwunders, die Bucht brennt im sonnigen Glast, aber die weiche Luft legt sich als Liebkosung um die Stirn, und in ihren sanften Wellen zwischen Berg und Meer ist ein feinsilbernes Schwingen und Klingen.

*

Noch einmal schweift Fuß und Blick durch Splits schon vertraute Straßen.

Ein schmucker Bau steht das Nationaltheater an einem Platz mit grünen Büschen; mit seinem Leiter, dem Dichter Niko Bartulović war ein fröhlich Wiedersehen seit langem beredet und besprochen; nun ist er gerade jetzt zum Kauf von Requisiten nach Wien auf und davon. Salzduft durchschwängert die Halle des Fischmarkts; auf nassen Tischen und in Trögen scharen sich Sardellen und Sardinen, dem Urstand der Natur näher als ihre in Salz gelegten, in Ocl getunkten Vetter bei uns daheim; auch Meeräschen, Makrelen, Thunfische, der stachlige Roche und anderes glattes und klebriges, plattes und rundliches Meergetier liegt herum, das vielleicht dem Feinschmecker, sicher dem Fischkenner Genuß bereitet. Am Ende belädt man sich und die Gefährten auf dem verführerisch duftenden Dreieck des kleinen Obstmarktes mit Feigen und Trauben. Dann steht man draußen am Hafenkai und beschaut etwas mißtrauisch die „Pannonia“; schon vor zehn Jahren fuhr man auf ihr von Cattaro nach Fiume, und schöner ist sie seitdem nicht geworden, aber beim letzten Glockenzeichen ist man doch durch die Lucke in den Bauch des Schiffes geschlüpft.

Als sich die Schraube zu drehen beginnt und glasigen Gischt aufwirft, lehnt man oben am Heck übers Geländer und blickt zurück. Da entschwindet das weiße Split mit seinen Türmen und Toren und Häusern; die Sonne arbeitet noch einmal die hellen Stellen und die Schatten knallig heraus; ein leuchtender Teppich ist das Meer der Stadt zu Füßen gebreitet.

Eines Morgens, eines Mittags, eines Abends zu Hause im deutschen Land wird man an diese Tage voller Sonne und Süden zurückdenken: an die Fülle des Glanzes und an Einzelheiten, im Flug erhascht, an ein Zicklein, das, seines düsteren Schicksals gewiß, auf einem Wägelchen stadtwärts gefahren wird, an eine Bäuerin mit edlem Gesichtsschnitt und mit langen Wimpern, die, an einen Feigenbaum gelehnt, seine süßen Früchte mit anmutig schenkender Geberde einem Knaben reicht, an die Sterne der Sommernacht, hindurchschimmernd durch die majestätischen Säulenbogen des diokletianischen Kaiserpalastes, und ewig wird in der Seele die Sehnsucht nisten nach dem wehenden Zauber des Gestades der sieben Kastelle.

Von der „Pannonia“ möchte der Sinn in die atemraubende Weite, in die Unendlichkeit des Meeres und des Himmels flattern. Aber Meer und Himmel sind begrenzt. Ueber die Wasserfläche schweifend, stößt der Blick an Inseln und Riffe und Klippen, und zur Rechten entgleitet die Küste nie.

Eine zerhackte, zerrissene, zerbissene Küste ist es, voller Fjorde und Buchten und Löcher, immer Kalkfels sich im Wasser badend, nie Strand und Sand. Oben auf der Bergwand klebt manchmal ein Kapellchen, Santa Soundso, unten dicht an der See steht zuweilen ein Leuchtturm, hier und da lagern die Häuserwürfel eines Fischerdörfchens am Fuß einer Bergmasse, verlorene und verlassene Flecken, von keinem Dampfer berührt, von keinem Fremden besucht, durch die Jahrhunderte allein mit sich, ihren Booten und Netzen.

So wandert man ums Deck, verweilt bald vorn, bald hinten, erfaßt jetzt die dalmatische Seite, späht jetzt nach der Richtung Italien. Und ist, schauend, Feigen enthäutend und schmausend, zufrieden.

Das Schiff streicht durch die Wellen,
Karolina, Fridolin!

An Bord das Entzücken ist Divna. Divna bedeutet glattweg die Herrliche und ist etwas Fünf- oder Sechsjähriges, ganz Ungeberdiges, Wildes, von der jungen Tante kaum zu Bändigendes. Aus Belgrad stammt das Ungestüm, der Wildfang, das Quecksilber; aber in ihren Adern steckt nichts vom *Javašluk*, dem Phlegma, der Geruhsamkeit, die ihren Ahnen von den Türken ins Blut geimpft ward. Divna kräht vor Daseinslust; ihre Füßchen trommeln über die Deckplanken, dorthin, hierhin; rechts läßt sie sich von einem „Onkel“ liebkosten, wird links von einer „Tante“ auf den Schoß genommen, heimst Früchte ein, erntet Zuckerzeug; unvermittelt springt sie dir um den Hals und sprudelt schreckliche Dinge hervor, die sie mit grausen Meerungeheuern erlebt hat, und lacht spitzbübisch, wenn du über ihre Erzählung erschrocken bist. Und ein über das andre Mal bricht das ganze Schiff in den Ruf aus: *Divna je divna!* Herrlich ist Divna! Herrlich ist die Herrliche!

An Steuerbord hat Lajo auf einem ganz kleinen Deckstühlchen seine langen Gliedmaßen untergebracht und schaut der Tante erzählend in die Augen, an Backbord saust Divna, einen Luftwirbel erzeugend, vorbei, und fällt unsrer Tücke zur Beute.

„*Divna! Vidiš li tamo gospodina kod tetku!* Siehst Du dort den Herrn bei Deiner Tante? Jetzt gehst Du hin und sagst ihm, dann freut er sich: Du raspelst Süßholz! Komm, sprich's einmal nach!“

Divna staunt mit großen Augen. Aber der Satz wird in ihr Hirnchen gehämmert; sie faßt's und formt das Mäulchen und wiederholt; anfangs wollen die ungewohnten, deutschen Worte schwer über die kleine serbische Zunge, doch nach dem vierten, fünften Mal klappt's, und davon stiebt der Sprühteufel und jauchzt Lajo triumphierend in das verblüffte Gesicht:

Du rrasspellssst Sissollz! Du rrasspellst Sissollz!

Das ganze Schiff schlägt die Hände zusammen und ruft: *Divna je divna!*

Wie ein Klotz ist ein Inselkastell ins Wasser gerammt, Mauern und Meer vermählen sich. Das Fort San Nicolo, von Sammicheli, dem Vauban der Venetianer gebaut, hält Wacht vor dem schmalen Kanal zur Bucht von Šibenik. Dicht über dem Meeresspiegel liegen Schießscharten, und auf dem Wall über dem Tor schreitet, in Stein gebildet, der geflügelte Löwe von San Marco herrisch daher.

Noch schauen wir zwischen den nackten Felswänden des Kanals nach den Bastionen und dem Flügellöwen zurück, da öffnet sich das geräumige Binnenbecken, das die Krka aufnimmt, da lehnt Šibenik mit weißen und gelben Häusern in Etagen an schroffem Felshang, oben behütet von einer mittelalterlichen Burg, rechts abgeschlossen von einer Karbidfabrik, beides Sinnbilder auseinanderklingender Jahrhunderte.

Vor dem Stadtpark blickt von steinernem Postament ein Bronzemann im Gehrock unverwandt auf Hafen und Bucht, auf Bucht und Hafen. Am Sockel steht

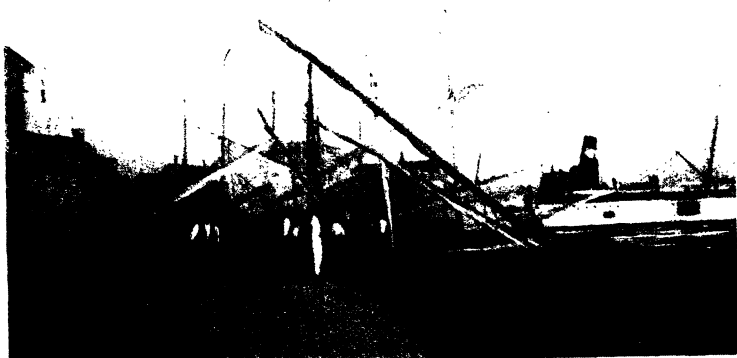
Nicolo Tommaseo 1802—1874

Kein Berühmterer kann unter den Söhnen Šibeniks aufgeführt werden als er, der, Schriftsteller, Denker, Dichter, Philologe und Politiker, immer leidenschaftlich um Erkenntnis und Veränderung dieser unvollkommenen Welt rang; mit einem Nachlaß von mehr als zweihundert Bänden und Bändchen, Werken und Werkchen schied er dahin.

An seiner Wiege sang ihm die Mutter serbokroatische Lieder, aber wie die ganze Generation dalmatischer Südslawen, der er zugehörte, erhielt er auf der Hochschule zu Padua die letzten Weihen lateinischer Bildung und fühlte und bewährte sich allezeit als Italiener. Ein einziges kleines ausgenommen, verfaßte er all seine Bücher in der klassischen Sprache Dantes, half die *Nuova Antologia* in Florenz gründen und saß gar als Vorkämpfer des italienischen *Risorgimento* in vormärzlichen Kerkern. Aber zuweilen zog über die lateinische Klarheit seiner

Seele etwas wie ein slawischer Urnebel; er tauchte die Feder einmal ins südslawische Tintenfaß und schrieb die „*Iskrice*“, dreiunddreißig Gedichte in serbokroatischer Prosa, ein Hymnus auf die Heimatliebe zu Dalmatien; er lebte im Herzen die illyrische Bewegung Ljudevit Gajs mit und feierte das wiedererstandene Serbien; Vorahnung der südslawischen Einigung weht wie zarter Frührotschein über einem seiner Gedichte.

Als Heinrich Stieglitz, Gatte jener Henriette, die sich den Dolch in die Brust stieß, um den geliebten Mann durch tragisches Schicksal auf die Höhe großen Dichtertums emporzureißen, auf einer Dalmatienfahrt 1841 Tommaseo traf, stritten die beiden bei Tisch über Goethe. Der deutsche Biedermeier rühmte des



Šibenik. Am Hafen.

„Faust“-Schöpfers olympische Heiterkeit und selige Ruhe, die über den irdischen Dingen schwebt und nie aus dem Gleichgewicht gerät, aber der zum Lateiner gewordene Slawe lehnte das Fernsein von Sturm und Wogen, das Sich-Bewahren, die Zuschauerrolle fast unwillig ab. Dem Verehrer und Kenner Dantes, jenes Dichters, der auch nicht als Privatmann abseits stehend seine Privatgefühle sang, sondern in dem großen Kampf der Zeit Partei ergriff, dünkte tiefes Mitgefühl mit der gesamten Menschheit und das Erglühtsein für Glaube und Vaterland ein besser gewähltes Los.

Auch über zarte Blüten neigte sich der Geist des Šibenikers. „Die umfassendste und geheimnisvollste Erklärung“, hat er einmal gesagt, „die je von der Liebe, dem Mysterium der Seele gegeben ward, liegt in den göttlichen Worten: Stark wie der Tod ist die Liebe. Auch durch die glückliche Liebe streicht die Vorstellung des Todes gleich dem Schatten eines Vogels, der durch den leuchtenden Aether fliegt.“ So auch klang es in dem unbändigen deutschen Dichter:

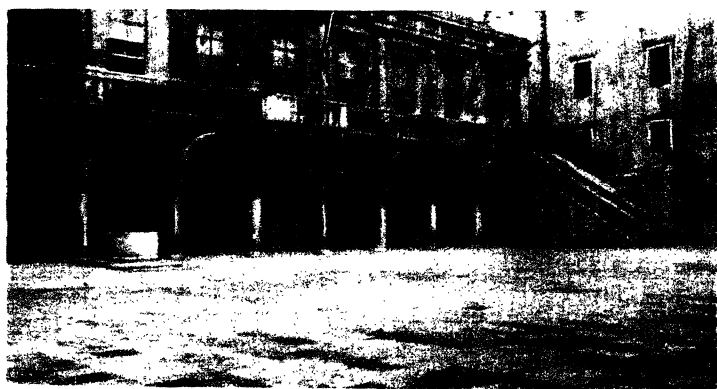
Wie reimt sich Lieb und Tod zusammen?
Es schickt und reimt sich gar zu schön,
denn beide sind von gleicher Stärke
und treiben ihre Wunderwerke
mit allen, die auf Erden gehn.

Nachdem man mit kollegialen Gefühlen im Schatten von Tommaseos Denkmal verweilt hat, strebt der Fuß weiter, Stufen, Treppen, Steige hinan und hinab, durch winklige hohe Gassen mit jähren Ausblicken auf ein Stück Meer oder Berg, an grauen, feuchten Hinterfronten mittelalterlicher Palazzos vorbei bis zu dem alten Steinfliesenplatz all dieser Städte. Drüben an der Loggia mit Bogengang, Freitreppe und Säulenhof hängt ein Wappenschild mit dem Kreuz von Savoyen; das italienische Konsulat ist es; bis vor wenigen Wochen wehte die grünweißrote Fahne über der ganzen Stadt; Šibenik oder wie sie es nennen, Sebenico war von den Italienern begehrtes und besetztes Gebiet. Hüben schließt der eindrucksvolle Dom den Fliesenplatz, Dach und Kuppel aus langen Marmortafeln kühn zusammengefügt; die reichen Skulpturen des gotischen Portals geben hundert Kunsthistorikern Stoff für hundert Dissertationen; „Cinque-Cento“ flüstert ehrerbietig ein Kenner.

Vor anderer Kirche, im verwinkelten Teil der Stadt, nahe den Obstständen sitzen ein paar alte Herren mit roten Kappen in Hemdärmeln sorgenumwölkt auf einer Steinbank. Vielleicht sind es Dienstmänner, vielleicht Kleinrentner, vielleicht überhaupt nichts. Aber angezapft werden sie schnell gesprächig. Trübe Zeiten, Herr! Der Hafen verödet, wenig Schiffe, keine Arbeit, die Preise unerschwinglich; immer wieder kehrt im Schwall der Rede das: *Pod Austrijom*, das: Unter Oesterreich

wieder, nicht als Zeichen mangelnder südslawischer Staatsfreude, sondern als Begriff für die goldene, satte, ruhige, auskömmliche Zeit vor dem Krieg. *Pod Austrijom* mit Sehnsuchts-ton heißt nicht: Hoch die Habsburger!, sondern: Damals, im Frieden

Der unrasierteste und lebhafteste unter ihnen prägt eine Formel; er sagt und wiederholt: Viel Wein und wenig Brot! Ja, im ganzen serbisch - kroatisch - slowenischen Königreich springen die Brünnelein roten und weißen Weins, aber Dalmatien ist wieder ein Rebenland in diesem Rebenland; von allem südslawischen Wein ein Zehntel gedeiht hier; 50 000, 60 000



Šibenik. Loggia.

Hektar sind mit Rebstöcken bestanden, und nach der Ernte braucht man Fässer für eine halbe Million Hektoliter und mehr! Gerade auf den Hängen über Šibenik reift ein starker dunkler Traubensaft; ehemals wurde er auf den Straßen vom Fleck weg aus Ziegenschläuchen verkauft; purpurn ergoß sich der köstliche Trank aus dem urzeitlichen Gefäß. Aber jetzt ist nicht nur die lausige Reblaus über die Stöcke gekommen, sondern auch frühere Absatzmärkte sind verrammelt oder von dem billigeren italienischen Wein erobert. Die Keller der Händler liegen voll gefüllter Tonnen, und niemand kauft; der Winzer läßt reichen Segen aus seiner Kelter quellen, und niemand kauft. Viel Wein und wenig Brot!

Nachdenklich gehen wir die engen Gassen hinab zum Hafen; an den Mauern gilben schwarzumrändert die Plakate, auf denen Stadtverwaltung und Staatsbehörden den Tod des „Königs-Befreier“, des „*Kralj-Osloboditelj*“ kundgeben; vor einem Kaffee, mit dem Blick auf Segel und Tauwerk einiger Fischerboote, schluckt man noch ein Eisgetränk.

Um die „Pannonia“ lungern im Kranz wiederum hemdärmlich und beschäftigungslos etliche alte Herren der rotbemützten Verbindung Dalmatia; auch ein paar Offiziere der Garnison mit Reitstöcken und Gamaschen sind angelockt worden. Es geht etwas vor: ein Schiff ist eingelaufen, lädt Kisten aus und Fässer ein und wird gleich wieder abdampfen. Das geschieht wohl zwei, drei Mal die Woche, aber alles schaut gespannt wie einem leidenschaftlichen, unerhörten Vorgang zu und klebt noch mit schaulustigen Blicken an der „Pannonia“, als schon ein breiter Streifen schaumdurchquirlten Wassers zwischen der Hafenumauer und der Bordwand liegt.

•

Von neuem zieht der Dampfer seinen Weg an Städten und Flecken, an Inseln und Inselchen vorbei, durch Kanäle und Buchten hindurch, immer längs der Küste hin.

Die Sonne liegt fast auf dem Wasser; das Meer schimmert in allen Farbstufungen von orange bis hellgelb; erglühte Segel stehn fernhin auf einer Fläche von flüssigem Erz. Dann ist die Nacht ganz da. Der eine sitzt nach der Abendmahlzeit, die Choquinpleife zwischen den Zähnen, besinnlich vor einer Karaffe kräftigen Dalmatiners; der andre vergnügt sich am Nebentisch mit Divnas Tante am Schachbrett; der dritte schaut zu, vielleicht betrübt, daß jetzt das Fäßlein zur Neige läuft.

Wer vor Mitternacht noch einmal, Luft schnappend, Sterne suchend, auf Deck kommt, erlebt Zara. Eine leuchtende Kette scheint greifbar nah am Strand ausgespannt, hundert höhnische Lichter, ganze Laternenreihen an der Hafenfront und in der Stadt zwinkern herüber: Etsch, hier sind wir, die Italiener!

Dort drüben ist einer der Punkte, an denen sich der böse Gegensatz der beiden Adriavölker verknötet; dort hat der römische Ausdehnungsdrang einen Fuß, einen gepanzerten und gespornten Fuß fest auf südslawischer Erde. Den ahnungslosen Fremden mag leicht die italienische Bauart dalmatischer Städte täuschen: Vielleicht ist doch etwas an dem historischen Recht Italiens auf die östliche Adriaküste. Aber wenn Dalmatien nie, auch in den Tagen der Venetianerherrschaft nicht, italienisch war, heute ist sein Gesicht ganz gewiß in der gesunden Grundfarbe rein südslawisch, höchstens mit wenigen italienischen Sommersprossen gesprenkelt; vor dem Krieg standen über sechsmalshunderttausend Serbokroaten gegen achtzehntausend Italiener; so kläglich sieht die *italianità* der *altra sponda* aus. Gerade da drüben bei dem Lichterglanz, an dem die „Pannonia“ vorüberrauscht, als läge Oede und Dunkel dort, in Zara kommt mit Ach und Krach eine italienische Mehrheit heraus; in allen anderen Stadtgemeinden der Küste erdrückt das Südslawentum die etlichen Bäckerdutzend Italiener; etwa Dubrovnik: da gaben bei der letzten Zählung immer vierzig Einwohner Serbokroatisch als Muttersprache an, ehe einer Italienisch nannte, und nimmt man den Gerichtsbezirk Zara statt der Stadt für sich, wuchten auch hier fast fünfzigtausend Südslawen auf elfeinhalbttausend Italiener!

Tut alles nichts! Das Eroberungsfieber wühlt nun einmal in den Eingeweiden Italiens; vor der *porta aurea* des Spliter Kaiserpalastes träumt Gino Bertolini von der Stunde, da durch das „goldne Tor“ ein andrer Cäsar, der Genius Italiens, einziehen wird; nach der „andren Küste“ greift man und meint den ganzen dahinter liegenden Balkan; auch den italienischen Imperialisten kommt der Appetit beim Essen. Durchstoßen durch Südslawien, Bulgarien die Hand reichen, den Weg nach Kleinasien suchen, wer weiß, welche Fahne eines Tages auf den Mauerzinnen von Konstantinopel weht — *sempre avanti, Savoia!*

Man zuckt die Achseln, findet die Kojen, entschlummert allsogleich. Und fährt Stunden später aus ehrlichem Schlaf empor, denn man rollt auf dem schmalen Lager hin und her und stößt jetzt an die hölzerne Wand, jetzt an das eiserne Bettgitter. Die

Weißes elektrisches Licht erfüllt schon die Kabine. In seinem Schein steht Lajo in der Mitte des kleinen Raums; er nestelt an den Hosenträgern und hat etwas Seiltänzerisches an sich. Der Falke liegt mumiensteif, mit geschlossenen Augen, aber wach und entsetzt in seiner Lade. Eine Bora, ein Scirocco, kurz und gut: ein heftiger Adria hauch schäkert plump, ein tollpatschiger Liebhaber, mit der „Pannonia“ und rollt sie, vor Vergnügen brüllend, hin und her.

Seefestigkeit gehört für den Balkanbummler zu den notwendigen Tugenden, manchmal sogar auf dem Lande. Auf, Lajo, auch dieses zu genießen! Und man tappt durch den Gang und klimmt die Treppe hinauf. Die gemeinsame Herrenkajüte torkelt in Weltuntergangsstimmung. Brave Bürger, wie leere Anzüge über Sessel gehängt, haben mit dem Leben abgeschlossen, schneidige Offiziere starren aus käsigem Gesichtern an die beweglich gewordene Wand.

Draußen packt — und pfeift! und spektakelt! — der Sturm mit groben Fäusten zu; der Regenmantel flattert; zur Not bekommt man ein Geländer zu fassen.

Ade, Welt! Jählings sinkt der Mensch und die Eisenstange, an der er sich hält, und die Planken, auf denen er steht, jählings in schwärzeste Tiefe.

Gegrüßt, ihr Wolken! Hoch und frei wird man von einer Riesenhand emporgehoben.

Oh, da entgleitet schon wieder die Sicherheit unter den Sohlen, abwärts, Tiefe. Wieder aufwärts, Höhe. Schaukel, Schaukel — bald nach Backbord, bald nach Steuerbord legt sich, wacker vorwärtststampfend, der alte Kasten. Ueber Deck waschen ohne Unterlaß salzige Sturzseen, ein, zwei, drei, vier; im Nu sind die nackten Füße naß und kalt. Das Dunkel baut Wände um den Blick; nur wenige Spannen greift er aus; da ist alles kochende, schäumende, bedrohliche Tinte. Selbst ein Kandidat der Theologie fühlte sich allzusehr in Gottes Hand.

Beim Erwachen aus neuem Schlaf umschließt uns schon die Bucht von Buccari; ein Strick fliegt an Land, der Dampfer schmiegt sich an die Hafenmauer, ein Steg verbindet das

Schwankende mit dem Festen, und der Fuß tritt in Regenlachen und weichen Lehm. Etwas verblüfft traut man sich in die einzige breite Straße des nördlichsten südslawischen Seehafens; es riecht nach Oel und nach Teer. Vielleicht war in zerstobenen Jahrhunderten hier einmal Handel und Leben; in den Tagen Josefs II. schlug das Städtchen, scheint es, selbst Fiume an Betriebsamkeit und Bevölkerungsziffer. Seit langem aber klebt Buccari, Bakar für den Slawen, als armseliges Fischernest am Fuß der hohen Berglehne, der Hafen reichte gerade für die bescheidenen Segelbarken, in Schlummer und Vergessenheit war der Ort versunken. Der italienisch-südslawische Gegensatz hat auf die Wangen des Städtleins hektische Röte gezaubert; große Dampfer zerreißen mit ihrem Gepfeife die ewige Sonntagsstille; Holz stapelt sich an den Borden des Hafens zu weitläufigen Lagern; Barbieri, die den langen Schlaf noch nicht aus den Augen gerieben haben, fuchteln weither gekommenen Reisenden erregt mit der Klinge um die Nase. In der Luftlinie kaum viertausend Meter nach Nordwesten, und man steht mitten im Getriebe Fumes.

Moderne Hafenanlagen, gute Bahnverbindung nach dem Innern, Vertrautheit mit großen Handelsgeschäften machen Fiume zum gegebenen Welthafen Südslawiens, und in Fiume mitsamt der Vorstadt Sušak wohnen sicher so viel Südslawen wie Italiener. Trotzdem hat der römische Imperialismus seine Hand darauf gelegt; dem weißen Adler des Slawenreichs soll die Schwinge, die an die See ragt, gründlich gestutzt werden. Nach vielem Hängen und Würgen ist Fiume ein Freistaat geworden, aber inwieweit Südslawien sich des Barošhafens bedienen darf, bleibt bis heute eine ungelöste Frage; immer wieder wird die Entscheidung auf die lange Bank geschoben.

Fiume selber blutet dabei; sein Hafen überspinnt sich mit einem Netz von Algen, so selten schneidet ein Kiel seine Oberfläche entzwei, und Südslawiens Seehandel muß sich durch das dürftige Tor von Buccari pressen. Welch kümmerlicher Notbehelf! Keine genügende Tiefe, kein Schutz vor dem Sturm im Hafen, und wenn anderwärts die Bahngeleise am Anlege-

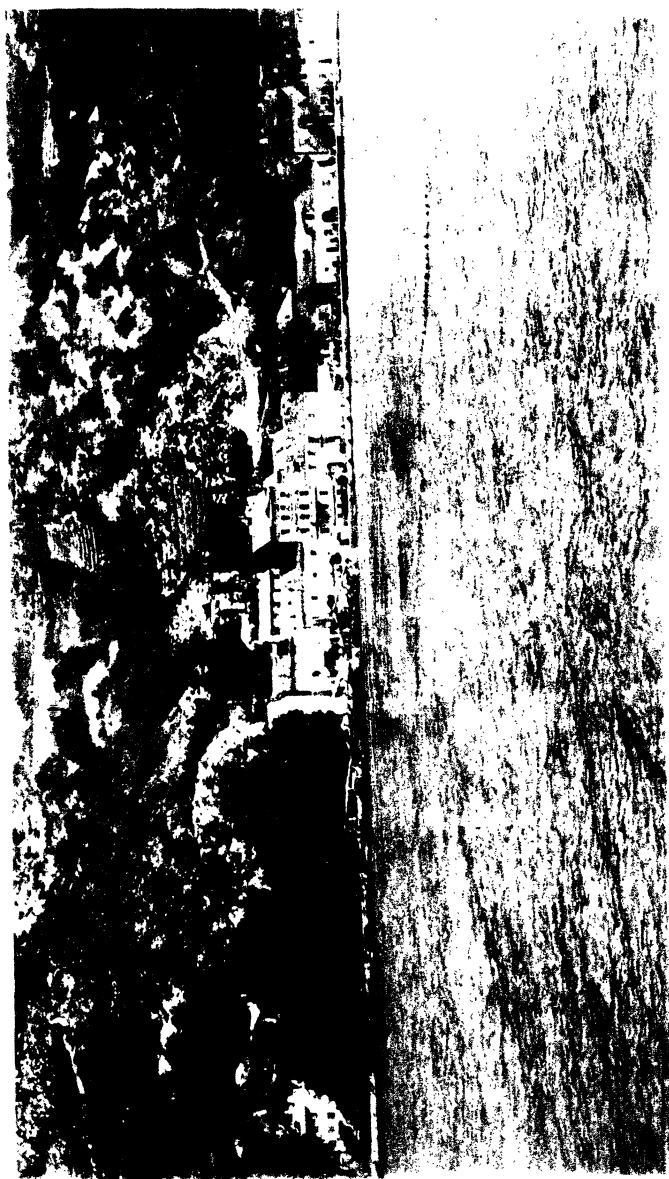
platz der Dampfer enden, in Buccari muß der Reisende, muß die Ware auf steiler, gewundener Bergstraße bis zum Kamm steigen, in ein, in anderthalb, in zwei Stunden, je nachdem; oben erst harren die Bahnwagen. Zwar schwirren Pläne mannigfach umher: man will den Hafen zu einer Lande- und Ladegelegenheit für riesige Ozeandampfer ausbauen, zur Station eine Drahtseilbahn hinaufführen, Donau, Save und Kupa durch einen Kanal, zuletzt durch einen Karsttunnel, mit Bakar verbinden. Hoffnungen und Entwürfe, aber jede Lösung der Barošhafenfrage halbwegs zugunsten Südslawiens streicht sie von der Tagesordnung.

Neben dem Hafen ragen Leitern, mindestens hundert-sprossig, oben mit hölzerner Plattform, schräg über die Wasseroberfläche hinaus; für kühnste Schwimmer — ein Kopfsprung aus dieser Höhe! Aber Belehrung durch Eingeborene bringt das Gerät mit dem Fang des Thunfisches zusammen. Ich möchte, Falke, wohl einmal hören, wie der Thunfisch Musik macht. Wieso? *C'est le thon, qui fait la musique!*

Noch einmal, ach! zum letzten Mal werfen wir uns in die Wellen der Adria. Sie ist noch zornig von der Nacht, schleudert uns auf und ab, fegt mit salzigen Güssen über unsere Köpfe und zöge uns am liebsten zärtlich in die Märchenwelt ihrer Tiefe.

Dann steigen wir, abseits der weit längeren Serpentinestraße einen alten Weg, wohl auch noch mehr abkürzende Ziegenpfade, zur Station hinan; unser Gepäck ist schon oben. Zwei Bukaresinnen überholen wir; verhärmte Weibsen, die auf der Höhe wohnen; zu jedem Schiff klettern sie zu Tal und schleppen dem Reisenden, dem ein Wagen zu sehr ins Geld läuft, die Koffer für dreißig, für zwanzig Kronen bergauf. Steigend und ausschreitend, rufen sie ein Miserere auf die schlechten Zeiten herab; der Fleck da drüben, wo der Italiener sitzt, scheint ihnen fälschlich ein Paradies; hier hüben kostet das Pfund Fett jetzt einundfünfzig Kronen.

Der Zug steht schon unter Dampf; die Mittagsglut brät auf den Wagendächern. Abends muß man in Agram sein und kann sich anderen Tags die Strudel und Wirbel der Save hinah-



Buccari.

schießen lassen; danach wird man in Laibach Freundeshände drücken und eines warmen Septembernachmittags im Dorf Pusti Javor in eines Nußbaums Schatten vor hellrotem Landwein sitzen, irgendwo in dem leichtsinnig lieblichen Unterkrain, schweigend mit den Gefährten, und ganz stark fühlen, wie das Leben, ein von Sonnenlichtern beglitzter Fluß, vorüberzieht.

Alles das weiß man, und darum grüßt man zum Abschied ohne Wehmut die Adria, die Buchten, die Inseln, das Karstgefels und wendet sich gläubig und getrost kommenden Wundern zu.



Krainer Tage

August/September 1922



Pusti Javor.

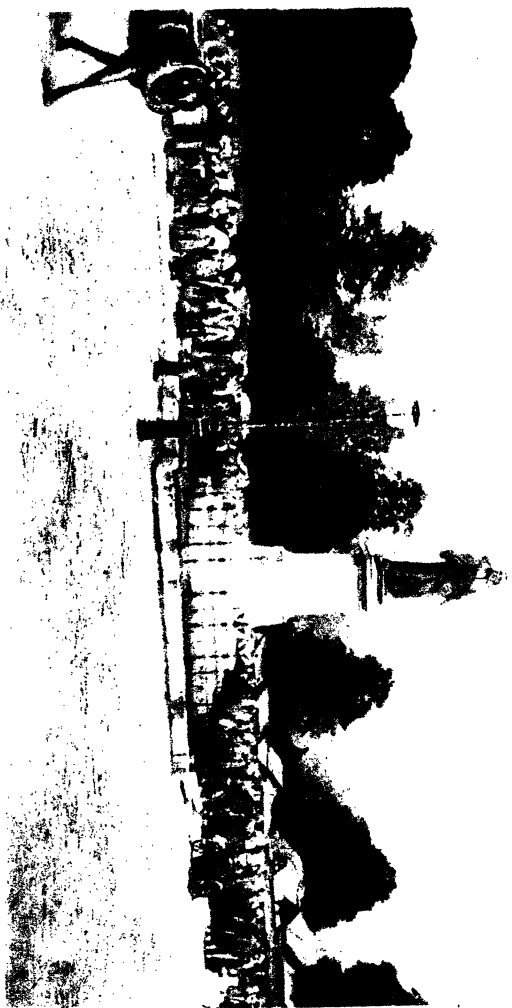
Die letzten übersonnenen, golddurchwobenen Tage des Jahres sind es.

Ueber den Dächern und Türmen der „weißen Stadt“ Laibach, über dem Schloßberg mit seiner grünumbuschten Burg strafft sich die blaue Seide eines schier italischen Himmels; große Sonnenblumen stehen als gelbe Signalscheiben einer fröhlichen Botschaft in den Vorgärten; durch die Luft flirrt der wehmütige Glanz des Altweibersommers.

Und der Erde Grundfesten sind im Wanken. Wenn man nachts auf der Straße anhält, die Lider zusammenpreßt und nordwärts lauscht, wo Oesterreich zuckt, Deutschland schwer atmet, vernimmt man den harten Hufschlag der apokalyptischen Reiter, und eisiger Schicksalshauch stößt bis zum Herzen vor. Doppelt wird da jeder Blutstropfen zum Drang, einmal noch zu haschen, was ein glücklicheres Land an Glück zu gewähren vermag, einmal noch Köstliches zu schlürfen, auszukosten, auf der Zunge zergehen zu lassen. So spielt um diese Krainer Tage der ganze Zauber geliebter Dinge an der Schwelle des Abschieds; sie haben den süßen Reiz reifer Frauen, verklingender Feste, letzter Freuden. Einmal noch!

*

Ja, durch das arme Oesterreich fuhr man beklommen wie unter einer herabhängenden Lawine hin. Jetzt aber hat man frohgemut, wie in manchem Jahr zuvor, Laibachs Schloß



Laibach. Vodnikov Trg mit Markt.

im Rücken und sieht in das plappernde Marktgewimmel des *Vodnikov Trg* hinein. An Schragen erhandeln sorgliche Hausfrauen des Leibes Nahrung und Notdurft; ein lebensfroher Fleischhauer zieht einem Hammel mir nichts dir nichts das Fell über die Ohren; neben urwüchsigen Töpfereien und Holzgeschnitztem stapeln sich in seltsam ausschweifenden Körben Äpfel und Birnen, Pflaumen und Paprikaschoten. Wenn kroatische oder serbische, makedonische oder dalmatische Bauern das Ihre zu Markt schaffen, welch eine Farbenlust letzet dann in Agram, in Belgrad, in Skoplje, in Ragusa den Blick. Dieses Weiß! Dieses Rot! Dieses Braun! Dieses Grün! Aber längst stapft der Krainer Landmann, so Männlein wie Weiblein, in verstädterter Tracht daher. In stumpfes Grauschwarz ist das Menschengewirbel des Marktes verwischt; freudig rauscht nur an den üppigen Blumenständen die Symphonie der Georginen, Astern, Nelken und Levkojen auf.



Laibach. Blumenmarkt.

Menschen und Blumen — der bronzene Vodnik kehrt beidem den Rücken. Man möchte ihm wohl ein wenig vertraulich zublinzeln, denn nicht nur hat es dieser Valentinus

vor vier Menschenaltern als erster unternommen, die verachtete Mundart des slowenischen Bauern in die Hallen der Literatursprache einzuführen, leichte Weisen dichtend, Volkskalender herausgebend, ABC-Bücher schreibend, gar ein Kochbuch verfassend, er war auch trotz seines geistlichen Gewandes ein kennerischer Liebhaber der guten Gewächse dieser Erde. Die Zeitgenossen rühmen ihm nach, daß er den bestgebeizten Tobak gehabt habe, und sein größerer Nachfolger und Apollsbruder Preßern, dessen etwas aufgedonnertes Denkmal ein paar hundert Schritt weiter am andern Ufer der Ljubljana steht, hat Vodniks Wesen in einem Zweizeiler umrissen:

*Pre'blečen sem menišč bil
in rad sem pel, še rajši pil.*

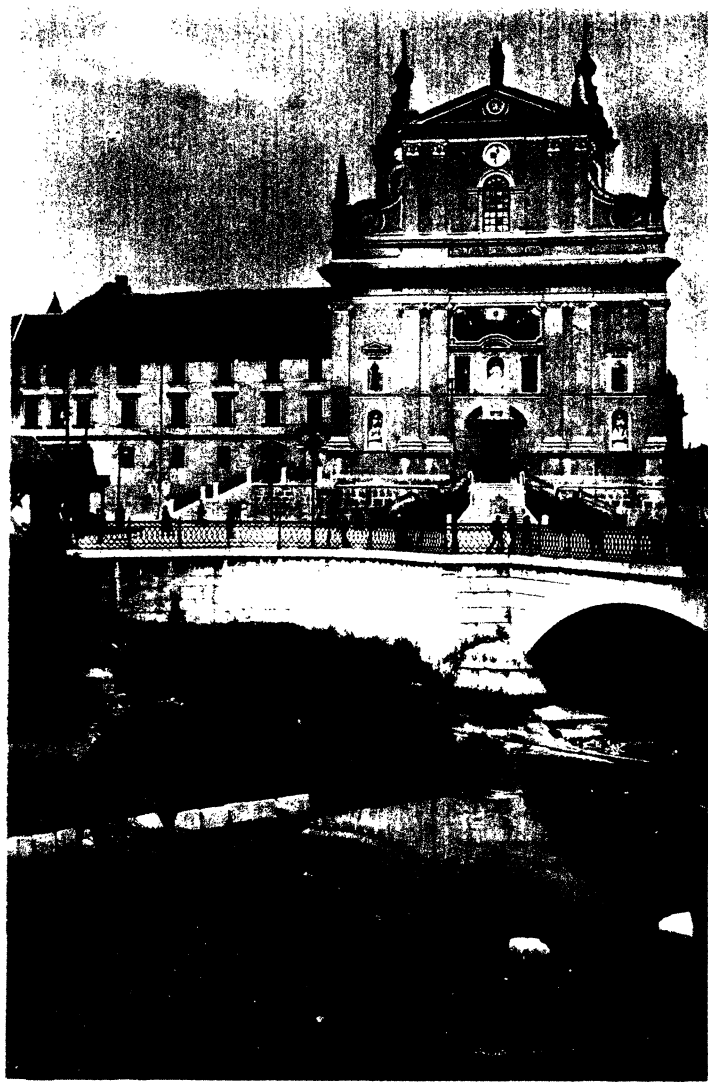
Verkleidetes Mönchlein bin ich gewesen,
Hab gern gesungen, noch lieber getrunken.

Und wo vor der Tür eines zünftigen Schanks ein langes Bündel Sägespäne im Winde hin und her weht, landesübliches Zeichen: Durstiger, kehr ein!, ist es stets wie ein fröhlicher Gruß dieses anakreontischen Dichters.

*

Mit vergnügten Sinnen bohrt man sich in die Stadt, zögert um des Schauens willen oft, steckt hier den Kopf hinein, sendet da den Blick aufwärts und schnuppert dort. Der Innenhof des Bischofspalastes beschwört mit seinen Säulengängen in Dalmatien Geschautes herauf; auch das einfach gegliederte Rathaus hat einen Säulenvorbau und entsprang samt dem Brunnenobelisk davor geradenwegs dem achtzehnten Jahrhundert; von der klaren Barockstirn der Franziskanerkirche leuchtet ein: *Ave, gratia plena!*; der kühle Baumschatten des Zvezdaplatzes gibt auch einem heißen Augustmittag Erquickendes.

Immer wieder aber kehrt sich der Schritt wie von selbst zur Ljubljana, die sich in einem großen Fragezeichen mitten durch die Stadt windet. Die letzten Jahre starrte ihr Bett leer und trocken. Vor geraumer Weile hatte man begonnen, es zu vertiefen und mit Mauern säuberlich einzufassen und deshalb den Fluß abgestaut. Wohin ist dann, du lieber Himmel,



Laibach. Franziskanerkirche.

während des Krieges die Baggermaschine geraten? Und woher sollen heute die Gelder zur Weiterarbeit sprudeln? So blieb alles liegen, wie es lag, unvollendet, halb ausgemauert und befremdlich anzuschauen. Immerhin schiebt sich heuer ein wenig Wasser den alten Lauf hin, weil Regengüsse ringsum niedergegangen sind oder in der Nähe eine Schleuse aufgezo-gen ward.

Und wandert man am Staden des Flusses südwärts unter steten Kastanienbäumen, deren reife Früchte der stachlichen Schale entrinnen möchten, bis dorthin, wo die Häuser immer kleiner werden und sich im Angesicht gewaltiger Bergmassen zwischen Kohlfeldern und Wiesen verlieren, so lacht kurz nach der Abzweigung des Gruberkanals am Platz des „*Ljubljanski Sportni Klub*“ die Ljubljanica sogar mit genügender Tiefe den Schwimmer und Ruderer gar freundlich an.



Wer am Staden entlangschlendernd die Häuser am rechten Ufer der Ljubljanica auch nur ein wenig obenhin betrachtet, gewahrt ihrer etliche mit schmuckloser Front und langen Gitterbalkonen über die ganze Breite jedes Stockwerks, Behausungen angenehm durch die Natürlichkeit ihrer Linien und die Selbstsicherheit ihrer Zweckform. Hast du das alte Laibach nie gekannt, so ahnst du seine Wesenheit aus diesen Häusern und aus mancher verschwiegenen Gasse mit entzückender Krümmung.

Aber 1895 schüttelten die unterirdischen zottigen Burschen, die unsere ganze Herrlichkeit widerwillig auf stämmigem Rücken tragen, die Stadt, wie ein Pferd sein Kummet schüttelt. Viele Mauern purzelten zu Trümmern, viele Häuser klafften mit unheimlichen Rissen, ganze Straßen mußten mit Balkengerüsten vor dem Umkippen bewahrt werden. Doch nach dem ersten Schrecken riefen rührige Stadtväter: Bravo! Jetzt hat die Spitzhacke Arbeit, die schon längst vonnöten war! Niedergebrochenes und Schwerbeschädigtes verschwand, und eilfertig wurden ach! „moderne“, ach! „großstädtische“ Gebäude ohne Gesicht, mit Stuckfassaden, mit aufgeklebter Ornamentik, mit verlogenen Zieraten im Berliner Kitschstil aufgeführt.

Sieh dir als Proben des neuen Ljubljana, soweit es sich in Bauten ausspricht, das Hotel Union an oder die großen Steinkästen links und rechts der *Stritarjeva ulica*, o weh! o weh!, der frevle Wunsch nach einem neuen Erdbeben springt in dir hoch.

*



Laibach. Alte Häuser an der Ljubljana.

In einem fast rechtwinkligen Dreieck ist am Nordrand der Stadt mit langen Hallen und kleinen Pavillons dazwischen die „Laibacher Große Messe“, *Ljubljanski Veliki Sejem*, aufgeschlagen; ein Teil der schattigen Baumreihe, Lattermannsche Allee genannt, führt hindurch; sie meinte Gentz wohl, wenn er in einem Brief an seinen Freund Pilat die Lockmannschen Alleen erwähnt.

An diesem Samstag Morgen haben die Barbieri zu tun, die Fiakerkutscher lassen wohlgemut die Peitschen knallen, viele Zylinderhüte streben zu dem Ausstellungsgelände, denn die Eröffnung der Messe ist für die zehnte Stunde angesagt. Den Handelsminister Osman Vilović Effendi, zur bosnischen Moslempartei gehörig, hat sein Salonwagen eigens aus Belgrad hierher gebracht.

In der deutschen Republik, lieber Freund, wie geht da solche Feierlichkeit von statten? In der deutschen Republik werden Stricke gezogen und Polizisten hingepflanzt, für die geladenen Besucher sind zehn Stuhlreihen aufgestellt, genau in der Mitte der ersten, mathematisch ausgerechnet, protzen drei Samtsessel mit geschmacklos vergoldeter Rückenlehne für das, was sich zivile, militärische und kirchliche Spitzen heißt; daneben, dahinter staffelt sich alles nach Rangklassen, nach Dienstjahren, nach Ordensbändern, nach Knöpfen, nach Pfauenfedern.

Aber bei diesen Südslawen atmet man wahrhaft in demokratischer Luft. Stricke, Polizisten, Stuhlreihen und Samtsessel fehlen; es gibt auch keine feierliche Auffahrt; jeder kommt, wie er will und stellt sich, wohin er will; der Ministerialdirektor hat Tuchfühlung mit einem Irgendwer, der Divisionskommandeur schaut unbefangen und durchaus nicht zurückgesetzt zwei vor ihm stehenden Zeitungsschreibern über die Schulter, den runden Klerikerhut des Fürstbischofs Jeglič entdeckt man irgendwo in der dritten Reihe.

Nur drei Stühle harren inmitten des Halbkreises, und als der Minister mit seiner Ansprache die Eröffnung eröffnet, schieben sich seine Frau und seine Schwester oder seine Tochter und seine Schwägerin oder seine Tante und seine Großmutter, gleichviel zwei Mohammedanerinnen durch den Ring der Hörer und lassen sich nieder. Gesicht und Kopf sind tief ver mummt, der hellbraune *Feredže* verhüllt die Formen, und eine unverschleierte, christliche Garde-Dame begleitet die Beiden.

Mister Jakob, der gestern Nacht, den Duft von Capri und Venedig noch in den Haaren, in Laibach angelangt ist, hatte Slowenien mit dem Morgenland verwechselt; sein erster stür-

mischer Wunsch nach der Ankunft war, einen orientalischen Cibuk zu erstehen. Jetzt überzeugt er sich, daß morgenländische Frauentracht in Krain nicht minder begafft wird als auf einer deutschen Straße; die Hälse recken sich, und froh der seltenen Beute, richtet der kurbelnde Filmmann die Mündung seines Apparates auf die Gruppe.

Aber Vorauszusehendes geschieht. Die Unverschleierte springt auf und flüstert ihm einiges Eindringliche zu, und als der Verblüffte nicht im selben Atemzug das Auge des Kastens zur Seite wendet, erheben sich, vermutlich höchst entrüstet — aber wer kann hinter den Schleier blicken! — die beiden Muselmaninnen, verziehen sich, und nur der rote Fes des weiter redenden Ministers erinnert daran, daß ein Stück Orient doch zu diesem Lande gehört.

*

Mit Nachdruck arbeitet die Messe hervor, daß Slowenien der gewerblich entwickeltste Teil des Südslawenstaates ist.

Aus Agram und anderen kroatischen Städten haben immerhin nicht wenige Fabriken diesen Jahrmarkt der Industrie beschickt, schon aus Dalmatien, aus Bosnien, aus der Vojvodina stößt man nur selten Aussteller auf, und Serbien, Makedonien und Montenegro hatten dem *Sejem* als rein agrarische Gebiete überhaupt nichts zu sagen. Aber Oberkrain! Aber Unterkrain! Aber Steiermark! Tausend Hände haben sich da geregt, zu zeigen, wie eifrig man sich bemüht, die großen Maschinenländer einzuholen. Schon an die verwegensten Aufgaben wagt man sich, gießt Glocken, stellt Turbinen auf, fertigt Dynamo-Motore an, richtet elektrische Zentralen ein, fabriziert Kautschukabsätze, mischt Parfüms, destilliert ätherische Oele.

Aber auf festesten Füßen steht die slowenische Industrie, die sich auf den sozusagen gottgegebenen Vorbedingungen der heimischen Volkswirtschaft aufbaut. Zwei Fünftel slowenischen Landes sind mit alten Forsten bedeckt; durch Urwälder von Eichen und Buchen hallt der Schlag der Aexte. Darum gedeihen alle Arten der Holzverarbeitung; vom winzigen Zahnstocher über kunstvolle Parkettäfelungen bis zur lackglänzenden, pomposen Kalesche ist auf der Messe alles zu bestaunen, was

irgend aus Holz entsteht, und gerade Genossenschaften sind in dem vorbildlichen Lande des kooperativen Zusammenschlusses an dieser Produktion emsig beteiligt.

Sonst muß trotz allem das Ausland noch viel herhalten. Die nahen Freunde, die Tschechoslowaken, haben einen ganzen Pavillon für sich und sind mit Proben ihrer sehr fortgeschrittenen Industrie auch in den Hallen nicht zu übersehen. Wer dagegen die westlichen Ententeländer suchen wollte, könnte, von Belgien ausgenommen, keine Spur von ihnen entdecken; auch Italien macht sich nur zaghaft bemerkbar. Dafür stößt man immer wieder auf Wiener Erzeugnisse, und während Deutschland auf der Messe des letzten Jahres mit zwei, drei Firmen ganz schüchtern bei Seite stand, liest man heute beim Durchschreiten der Ausstellung die Namen wohlbekannter Häuser aus Berlin und Breslau, Frankfurt und Leipzig, Essen und Nürnberg, Düsseldorf und Bielefeld, Ludwigshafen und Zittau. Das Eis ist gebrochen!

Auch eine Dresdner Exportgesellschaft für den Balkan füllt einen besonderen Pavillon. Ein kleiner Chimborasso drahtgeflochtener Mausefallen regt zu philosophischen Betrachtungen an. Früher verhöhnte gedunsener Hochmut deutscher Spießbürger die Völker dieser Gaue als Mausefallenhändlerationen. Jetzt sind Mausefallen ein deutscher Ausfuhrartikel hierher; *exempla docent!* Und geht es mit unserer Verarmung so weiter, die heute schon den Dinar mit fünfundzwanzig Mark zahlen läßt, so werden wir Deutschen eines Tags mit einem Packen Mausefallen auf dem Buckel durch den slawischen Süden wandern, zu den Fenstern emporspähend und auf Slowenisch, auf Serbokroatisch unser Ratzifalli! ausrufend:

Mišnice! Mišolovke!

*

Auf luftigen Gerüsten fliegen die Ziegel von Hand zu Hand, und allerorten wird Mörtel angerührt. Belgrad ist ein einziger Bauplatz, Zagreb stampft ganz neue Stadtviertel aus dem Boden, aber auch in Laibach wachsen vier-, fünfstöckig und massig im Umfang, Neubauten von Kreditbanken und

Genossenschaftsbanken und Kohlenbergwerksgesellschaften und was sonst noch himmelan. Ellbogen in Bewegung! Raum da! Neues erblüht!

Zwar wird demnächst das slowenische Land in zwei Provinzen, Laibach und Marburg zerlegt, aber auch dann wird sich die alte Hauptstadt des Herzogtums Krain nicht die Butter vom Brot nehmen lassen. Das Hirn des wirtschaftlich fortgeschrittensten südslawischen Landesteils ist hier, und wo man die Hand nicht gar zu weit auszustrecken braucht, um nach der italienischen und österreichischen Grenze zu greifen, wird stets ein wichtiges Staubecken des Handels bleiben. Vor allem aber läßt Laibach durch seine stark ausgeprägte Geistigkeit die Begriffe Provinz und 70 000 Einwohner weit hinter sich. Denn was immer an jungen Säften in dem kleinen, doch zähen und zukunfts hungrigen Slowenenstamm trieb und gährte, hat hier Krone und Wipfel entfalten helfen. Eigenwüchsige Dichter, Maler und Musiker und ansehnliche Zeitschriften, Gesellschaften und Theater brechen musischen Dingen breite Bahn, auch eine expressionistische Revue „*Rdeči Pionir*“. „Der rote Pionier“, ist aufgeflammt, und eben, im Zusammenhang mit der Messe, tut sich eine retrospektive Ausstellung slowenischer Bildkunst auf, die bis weit in das achtzehnte Jahrhundert zurückgreift.

Großer Empfehlungen bedarf es nicht zu dem Entschluß, sich beschauend und beschaulich in die Gemälde mitten hinein zu stellen. Mehrmals ist man auf dem Wege, aber immer fängt sich der Fuß in anderen Schlingen. Schließlich erkennt man des Schicksals Wink und gibt sich drein. Was Ausstellung! Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst; darum kommt zuerst das Leben und dann die Kunst.

In dem lieben Straßburg hat man, Monde dicht neben dem Münster hausend, nie die berühmte Uhr um Mittag ihre Mätzchen machen sehen, aber gewußt, wann es beim „Biberjockel“ die beste *Friture* von gebackenen Gründlingen gab; in Dresden hat man in Jahren des Verweilens nie verzückt vor der Madonna des Raffael gestanden, aber sehr tätig vor Pferdehufen und geschwungenen Gendarmensäbeln den Tanz der Wahlrechtsdemonstranten mitgetanzt; in Paris hat man das *Musée Carnevalet* geschnitten, aber trägt den Rhythmus der großen

Boulevards um die Stunde des Absinths für immer im Ohr; in Kopenhagen ist man an Thorwaldsen vorübergegangen, aber kennt das Treiben der Vesterbrogade bei Schneegestöber vom Verdeck eines Omnibus, und in Konstantinopel hat man nie nach dem Innern der Agia Sofia Sehnsucht verspürt, aber, in einer Moslemherberge des Türkenviertels Stambul nächtigend, sich mit Bosniaken und Anatoliern angefreundet.

Was berechtigt Laibach zu einer Extrawurst? Im „*Kolovrat*“ ist der Cviček hell und der Gulasch scharf. Auf, ins „Spinnrad“!

*

In diesen alten bürgerlichen Gasthäusern mit ungedeckten Holztischen, im „Spinnrad“, im „Weißen Wolf“ und in den andern nistet in Rauchschwaden viel Behagen.

Der echte Laibacher rühmt sich dessen, daß seine Stadt der Bars und Dielen gänzlich enträt, und recht hast du, echter Laibacher, denn Bars und Dielen sind schale Stätten nicht der Heiterkeit, sondern des „Betriebs“, nicht der Freude, sondern des „Amusements“. Aber hochwohlweiser Magistrat, wohl-löbliche Polizeidirektion oder wer immer bei euch die Polizeistunde festsetzt, ist es wirklich von nöten, auch aus harmloser Schenke die Bürger so jach ins Ehebett zu jagen? Sitzt man in aufgekratzter Runde dicht versponnen in ein Hin und Her über die Kunst der Irren oder über den französischen Einfluß in den illyrischen Provinzen oder über die Zukunft der slowenischen Sprache, Schlag elf springt die Tür auf, ein paar rote Aufschläge schimmern durch den Tabaksqualm, eine Hand winkelt sich zu einer Dienstmütze empor, und das Donnerwort erschallt: *Policijska ura!*

Hast du Glück, begegnet dir auf dem Heimweg ein beseligter Bursche, der quer über dem Nacken ein schneeweißes Lämmlein trägt; wohlgelaunt macht er kein Hehl daraus, daß es ein Tombolagewinn ist. Dann verklingt auch dieses Lachen, und vielleicht hat auch schon der uralte geistliche Herr das Café verlassen, wo er den ganzen Nachmittag, den ganzen Abend die gebleichten Haarzotteln des greisen Hauptes über alles Lesbare vom „*Matin*“ bis zur „*Medizinischen Wochenschrift*“ hängt.

Im ersten Morgengrauen aber klappen und tappen schon viele derbe Sohlen durch die noch zu pflasternden Straßen. Vor dem Tagewerk hasten Arbeiter und Dienstboten beflissen zur Frühmesse. Denn seit der eindringlichen Beweisführung der Gegenreformation ist Laibach, ist Ljubljana eine der katholischsten Städte der Christenheit.

*

An den nördlichen Häusern der Stadt hebt Oberkrain an; Unterkrain dehnt sich im Süden Ljubljanas.

Aber Oberkrain, dieses Alpenvorland, dieses Alpenland, ist für die Sonntagsausflüge der Laibacher das Ziel. Sie rutschen ein Dutzend Kilometer nach Medvode, wo ein herrlicher Badestrand die Save säumt; sie pilgern nach Bled, das als Veldes unter den Kurorten des Planeten seinen Ruf hat, und wer dem Gewirr entfliehen will und die Entfernung nicht scheut, dringt bis zum *Bohinjsko Jezero*, bis zum Wocheiner See, so ziemlich in der westlichsten Ecke des Südslawenreiches vor.

Der Ewigkeit Fittiche rauschen in diese Stille hinein, so still ist es hier oben. Todeseinsamkeit umfängt uns; kein Mensch, kein Vogel, kein Laut. Auch die Glocken von *Sveti Duh* und *Sveti Janez* schweigen. Nur die auftrumpfende Gebirgswelt in ihrer unerbittlichen Rauheit nah und fern; wuchtige Klötze, verwegene Grate, ragende Kuppen; Schroffen und Spitzen, Kogel und Klamme, Schründe und Gründe ringsum. Bei sichtigerem Wetter müßte vom Norden aus den Julischen Alpen der Triglav herüberdrohen, aber unwirsch hat er dichte Wolkenvorhänge vorgezogen; wie Pfeifenrauch eines Riesen quirlen weiße Wolkenfetzen auch um die kahlen Felsflächen, die in den See hinabstürzen; die ersten Tropfen werden nicht säumen.

Steht man zu dritt an solch verdrossenem, regenschwangerem Nachmittag, zum Bade entschlossen, am Wocheiner See, so wirft der Kluge rasch die Hüllen von sich, schiebt das Bündel unter die schützenden Bretter eines Bootanlegestegs und strampelt heidi! im Wasser. Zwei tun also. Aber Mister Jakob, am Main zu Haus, doch ein Makedonier an Phlegma, an „*Javašluk*“ ringt, wie sein Namensvetter im alten Testament mit dem Erzengel, lange mit dem Entschluß. Wir stoßen längst

durch die Glasklarheit dieser edlen Wellen, da bündelt er erst die Schuhe auf, und als jählings Wassermassen niederplatschen, zeigt ein Blick rückwärts ihn entkleidet bis auf das gutgestärkte Oberhemd, von dem brutalen Platzregen wütend gepeitscht, die Arme hoffnungslos herabhängend.

Charlie Chaplin kann uns fürder gestohlen werden! Wir brüllen, prusten, schlucken Wasser, ertrinken fast in Lachkrämpfen. Aber Mister Jakob lacht zuletzt und am besten, denn der Bootssteg war ein durchlässiges Dach, auch unsere Gewandung ist angenehm befeuchtet, und in den Stiefeln wird die Niederschlagsmenge meteorologisch nach Kubikmillimetern gemessen.

Am Herdfeuer des Hotels Zlatorog, eines der zwei, drei urwüchsigen Alpenhotels, die diese erhabene Wildheit noch nicht ins geleckte Zivilisierte verkitschen, trocknet man sich unter Lachen und Fluchen.

*

Nach Südwest wandert der Fuß vom Wocheiner See noch lange und verläßt nimmer slowenisches Stammesgebiet, aber sehr bald stößt in dieser Richtung die Nase an die italienische Grenzschanke. So dreht sich unser munteres Wiesel von Auto, pfeift durchdringend und strebt nach Nordost, gleitet durch ein schmales Tal, tutet durch niedrige Alpendörfer, springt lustig über Brücken und wird auch durch die grandiosen Berglinien und die düsteren Waldstücke der Jelovca in nichts beirrt. Bald zur Rechten, bald zur Linken hastet mit spritzig grünen Wellen die Savica ihrer Hochzeit mit der Save entgegen, vor kleinen weißen Häusern mit Blumentöpfen am Fenster räkeln sich Burschen mit Samthüten in den Sonntagnachmittagsfrieden, aus einer *Gostilna*, einem Schank, lockt eine Ziehharmonika, und hoch oben rechts der Grat, geformt wie der Eckzahn der Hexe im Märchen, deshalb *Babji Zob*, Weiberzahn geheißen, kündigt, daß Bled nicht mehr fern ist. Schon rollen wir an den See und gleich in einer Schleife um die ganze blanke Fläche herum.

Gestern sah uns Trzič, Neumarktl, auf gleicher Höhe weiter gen Sonnenaufgang liegend, am Fuß des Loiblpasses, schon ganz

überwuchtet von der Karawankenmasse. Dort bohrt und stampft und hämmert die Industrie. Eine große Baumwollspinnerei und -weberei läßt ihre Spindeln schnurren, und in einer Schuhfabrik ist das ehrsame Gewerbe Hans Sachsens so entseelt und amerikanisiert, daß sich nicht die Menschen der Maschinen, sondern die Maschinen der Menschen bedienen; der eine hält fünfhundert Mal am Tag eine Sohle der Scheibe hin, die taktaktak Holzstifte hinein treibt, der andere hilft einem Feilenrad, Absätze glatt und rund zu haspeln, fünfhundertmal am Tag, und wer betrachtend daneben steht, den friert es ums Herz.

Aber Bled, Veldes, ist zum Nichtstun, zum Tiefatemholen, zum Bootfahren, zum Das-Leben-Uarmen da; selbst die Burg, am Nordrand des Gewässers auf dräuenden Felsklotz gehauen, selbst das Kirchlein *Sveta Marija*, aufblendend aus dem Baumgrün eines Inselchens mitten im See, scheinen Szenerie, aufgebaut für die Kurgäste aus den Hotels und Villen rings.

*

Von Bauernfuhrwerken mit trabenden Gäulen davor wimmelt die Gegend. Kleine Wägelchen mit einer Familie besetzt; stattliche Leiterwagen, ungehobelte Bretter als Bänke darauf; wie Vögel auf der Stange sitzen alte Mütterchen und rotbackige Dirnen, verquere Gevattern und frische Burschen nebeneinander.

Die Wallfahrtskirche zu Brezje mit ihren wunder tätigen Wirkungen lockt heute, am Marientag, die Gläubigen aus der Nähe und der Ferne.



Oberkrain. Bauernhaus.

*



Krainburg.

Nach Kranj, nach Krainburg ergießen sich über Hänge und Höhen alle Straßen von Bled, von Tržič, von Jesenice, der süd-slawischen Grenzstation, fauchend und flammend von Eisenwerken.

Zwischen Kokra und Save, die hier flach und eiskalt dahinfegt, türmt sich das uralte Städtchen hell, freundlich und ansehnlich auf einem rechten Gebirgssattel auf. Durch steile Straßen und Stege streift man, entdeckt manch verwittertes Haus mit gedunkelter Wand- und Deckentäfelung und reicher Türschnitzerei, unvermutete Loggien in Innenhöfen, schlendert um eine gotische Kirche herum und stößt auf einen freien Platz mit Bäumen und einer festlich zusammengerohteten Menschenmenge. Auf einem Plankengerüst recken sich Honoratioren, Töchter und Frauen der Notabeln sind in die alte, ausgestorbene Krainer Landestracht geschlüpft, die Feuerwehr bildet Reih und Glied, und die roten Garibaldihemden der Sokols knallen zwischen das Schwarz der Bratenröcke und das Grau der Sommerjacketts. Feierliches begibt sich; unter Reden, Ansprachen, *Živio*-Rufen und indes die Pompierskapelle die drei Hymnen, die slowenische, die kroatische und die serbische, herausbläst, wird der Grundstein zu einem Volkshaus, einem *Narodni Dom*, gelegt. Dann schreiten die Honoratioren zum Frühschoppen, die Notabelnfrauen hängen die Bäuerinnenhaube, das Dirndlmieder und den bunten Rock wieder in den Schrank, die Sokols zerstreuen sich und die Feuerwehr marschirt mit schmetternder Blechmusik forsch durch die Straßen. Wir schauen ihr bewundernd nach, auch Miß Copeland, die neben Seton-Watson unter den Briten am eifrigsten für das südslawische Volk wirbt, und Dr. Ivan Pregelj, vom Isonzo gebürtig, aber in Krainburg siedelnd, ein Lyriker und Romanzier von Geschmack und Haltung.

Der Schall der fröhlichen Instrumente bricht sich auch an dem Haus, in dem France Prešern, der erste große Lyriker der Slowenen, als Advokat sein Leben früh verrinnen sah. Seit 1849 liegt er draußen unter Blumen auf dem anheimelnden Friedhof der Stadt. Nicht weit davon hat Simon Jenko sein steinernes Mal, auch er ein begnadeter Liedermund und Sänger jenes: *Naprej zastava slave!*, das seitdem als slowenische Nationalhymne von wieviel Lippen klang.

Die freie Bergluft streicht um die Gräber, und kühl, unbeweglich und ewig gleichgültig schauen die gewaltigen Massen der Karawanken, der Steiner und Santaner Alpen darüber hin.

*

Die Laibacher Ebene erstreckt sich bis Krainburg. Auf den Flügeln des Benzins sausen wir mannigfach durch sie hin, auf vielen glatten Straßen, zu jeder der vierundzwanzig Stunden des Tags; von Šmarje, von Sveti Jošt, von allen Berggipfeln ringsum strahlen im Sonnenglast weiße Kapellen zu uns herab.



Škofja Loka. An der Sora.

Am Nordostrand der Fläche aber, überragt von einem herrisch wuchtigen Bauwerk, einst dem Sitz der Freisinger Bischöfe, klebt Škofja Loka, Bischofslack, mit kleinen zartrosa, zartgrün, zartgelb getünchten Häusern und einer stattlichen Kirche aus dem sechzehnten Jahrhundert am Berghang; Torbögen gibt es und Durchgänge, Straßen schießen steil abwärts, und am Stamm einer würdigen Linde hängt im Glaskasten eine bunte Muttergottes, umstellt von Blumensträußen in billigen Vasen.

Das Ganze blüht durch den Holzhandel.

*

Bei der Fahrt hinauf ins Tal der Sora, die sich munter an Mühlen und Sägewerken vorüberschwatz, kleckert der Lehm rechts und links des Wagens auf; die Nacht troff der Regen ohne Unterlaß, und jetzt liegt der Himmel wie blasses Silber über Kämmen und Kuppen. Von allen Seiten stürzen in kühnen Kurven die Berge zu unserm Weg herab; Eichen und Buchen, mehr noch Tannen und Fichten und Lärchen und was alles, ohne es zu wissen, Nadelholz heißt, kleiden zu ernstem Fest die Welt in dunkles Grün; dazwischen breitet blühender Buchweizen seinen graurötlichen Samtteppich aus.

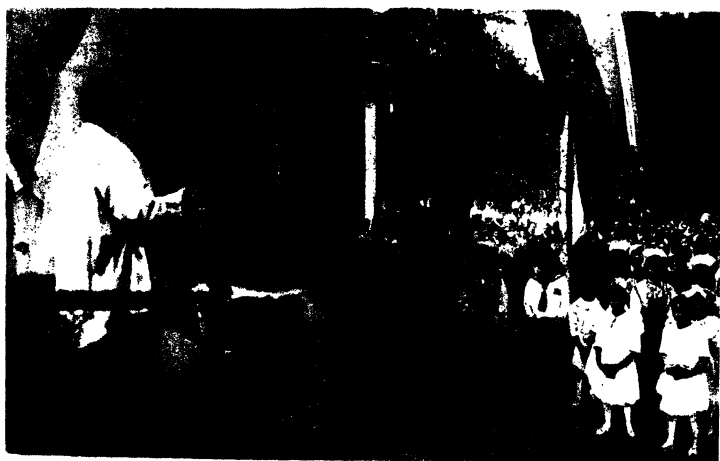
Wenn der Buchweizen blüht, wenn der Buchweizen blüht, soll man das Leben grüßen!

Im Gedächtnis an einen Toten gilt es heute das Leben zu grüßen. Darum züngelt es von blauweißroten und weißblauroten Fähnchen an allen Häusern des Dörfchens, das sich zusammengepreßt an der Straße krümmt, und Flaggenmasten mit Girlanden sind hoffärtig errichtet. In Selca kam des Dr. Janez Krek Vater zur Welt; er selbst hat als Bub hier mit der Mutter gehaust, als sie Witwe war; all seine Tage hat er diesem Fleck slowenischer Erde als seinem wahren Heimatsort zärtliches Andenken bewahrt.

Dr. Janez Krek — stärkster Willensakkumulator der neueren slowenischen Geschichte, kein Christlichsozialer im Scheuklappensinn einer Partei, nein! ein Apostel des christlichen Sozialismus ohne jede Enge, ein beredter Mahner zum Idealismus, ein rastloser Aufrüttler zum tätigen Sein, ein großer, freier, menschlicher, ein unvergeßlicher Mensch. Bauerngenossenschaften, Arbeiterorganisationen, Handwerkervereine — alle hat er gegründet, umgeformt, mit seinem Geist erfüllt. Im Wiener Reichsrat meldete er die Forderungen des Slowenenstammes, des Südslawenvolkes vor atemlos lauschenden Hörern an und auf dem Berggipfel Sveti Jošt säte er Gedankensaat in die Seelen junger katholischer Akademiker; in Karl Marx so beschlagen wie in Thomas von Aquino, verfaßte er ein starkes Werk über den Sozialismus und eine Haushaltsschule für junge Mädchen schuf er auch; zwischendurch trommelte er noch bauerliche Bühnengruppen zusammen und schrieb ihnen Spiele in Scherz und Ernst. Oberkrain gerade in diesem Winkel war

vordem redlich verschnapst; wenn jetzt das Landvolk aus helleren Augen in die Welt schaut, das Verdienst Dr. Kreks ist es zunächst, denn er hat höhere Werte ins Dasein auch der Aermsten und Gedrücktesten zu tragen gewußt.

Heute harrt am Haus seiner Kindheit eine bronzene Gedenktafel, daß die Hülle falle; ein Altar steht mit farbigen Zieraten da, das Messeglöckchen zirpt gar fein; die Sonne glitzert auf den Messinginstrumenten einer Musikkapelle; *Orli* und *Orlice*, „Adler“ und „Adlerinnen“ des Katholischen Jugend-



Selca. Krek-Feier.

bundes, in roten Blusen mit Federbaretts wie Sokols angetan, scharen sich vor der Tribüne; dazwischen schimmern die großen Krainer Hauben mit breitem Goldrand; dahinter staffeln sich Dörfler im städtischen Feierkleid, die Dirnen mit weißen Kopftüchern.

In einer eleganten Rede des Dr. Korošec, des Hauptes der christlichsozialen Slowenischen Volkspartei, spiegelt sich das Verdienst des vor einem Jahrfünft von hinnen Gegangenen; Slava-Rufe zu Ehren Kreks rauschen auf. Dann steigt einer nach dem andern auf die Bühne, für den Toten und sein lebendiges Werk zu zeugen, ein Monsignore, ein Abgeordneter, eine

Lehrerin, ein Genossenschaftler, ein „Adler“, ein Arbeiter; schließlich meldet sich noch ein priesterlicher Rock, František Finžgar, unter den Erzählern Sloweniens der wertvollsten einer, wirklichkeitstreuer Schilderer seiner Heimat und plastischer Darsteller der Zeit, da die Slawen in die Balkanhalbinsel strömten. Sein herzliches Wort gilt dem Freudespender Krek, der das Buch ins slowenische Haus gebracht hat, und der Liebe zur schönen Literatur. „Ein Volk, das keine Bücher hat“, klingt die helle Stimme, „das keine Bücher will, gehört nicht in die Reihe der Völker, die auf der Welt etwas gelten!“ Und „Ohne Wein kann man leben, aber ohne Buch verdorren wir!“

Die Augen leuchten, die Spätsommersonne legt sanften Glanz um Altar und Haus und Menschen, und Apfelbäume, die Zweige zum Brechen schwer von reifen Früchten, säumen im Hintergrund das Bild.

*

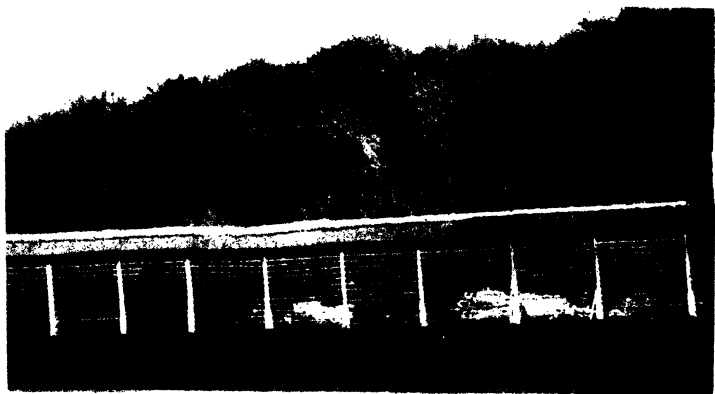
Motto: *Cviček, cvička*, Der Zwitschek.

Oberkrain ist groß, gewaltig, voll düster drohender Majestät; der Dichter Župančič vergleicht seine ragenden Bergketten empörten Wogen, die im Aufbäumen zu Fels erstarrt sind; *okameneli zanos domovine* nennt er sie, den „versteinerten Stolz der Heimat“.

Unterkrain aber — heute fahren wir in seine hügelige Heiterkeit entbunden hinein. Im letzten Jahre bereits flitzte man so aus der Stadt hinaus, südlicheren Himmeln entgegen, am Laibacher Moor entlang, das seit dem achtzehnten Jahrhundert entsumpft liegt und auch von Torfstechern kaum noch besucht wird, und saß unvergeßliche Stunden unter einem Nußbaum im Dorfe Pusti Javor bei rubinfarbenem Wein; schon Valvasor, der freiherrliche Geschichtsschreiber Krains, erwähnt 1689 den Ort, der unfern seinem Burgsitz lag: / „Pustujaurie ist gar nicht weit entsessen von Wagensperg und das erste Dorff in der Temeniz; führt seinen Heerd und Rauch / in einem schönen Thal / das nicht nur die Augen / sondern auch den Mund weidet: weil es sowohl fruchtbar / als lustig“.

Von den holden Zaubern des ganzen Erdenstriches, der im Wörterbuch der Wonnen Unterkrain heißt, webt etwas in

diesen Sätzen: sowohl fruchtbar als lustig. Wie empfindet man es ganz tief, da wir unbeschwert den kleinen Abenteuern eines leichten Lebens entgegensteuern. Aus dem welligen Grün des Geländes leuchten festlich weiß Kirchtürme und Dörfer; die Eiche, die Erle, rührendes Jungholz von Rotbuchen säumt den Weg; der Mais schwankt im sanftem Winde; das Weinlaub umhüllt bescheidene Häuschen bis zum Strohgiebel; in Töpfen blüht an Fenstern die Alpenrose, die Tuberose, und wo ein jungfräuliches Wesen träumt, die Nelke; von schimmernd roten Aepfeln und dunkelblauen Pflaumen mit köstlichem Schmelz auf der Haut strotzen die Gärten, und auf den Wiesen stehen



Unterkrain. *Kozolci*—Harfen.

Kozolci, große und lange bedachte Stangengestelle zum Trocknen des Heus, Harfen genannt — man gläubt, sie fangen an zu tönen wie dieses ganze freudige Land.

Und Schenken harren am Straßenrand; an die weiße Wandfläche ist mit unbeholfenen Strichen und lustigen Farben ein Bauer gemalt, der sich mit Flasche und Glas entschlossen zu schaffen macht. *Pijmo!* mahnt darüber ein kategorischer Imperativ: Trinken wir! In Unterkrain gedeiht der Zwitschek, Gott! kein *grand vin*, zum Versand geeignet, für Kennerzungen berechnet, aber ein ehrlicher, leichter, säuerlicher Wein, wahrscheinlich auf der Maische nicht ausgegoren, darum hellrot, und läßt das Blut prickeln und macht den Sinn vergnügt. Wenn

der Unterkrainger schnellfüßiger, unbekümmerter und munterer ist als der Oberkrainger und kein Pech in der Tasche hat, an dem die Geldscheine kleben bleiben, dem Zwitschek gebührt nicht zuletzt der Dank.

Dem Zwitschek überhaupt, dem Zwitschek im allgemeinen, unserem Zwitschek sei Lob und Preis!

*

Aus den Fenstern der Burg Auersperg hat man in das übersonnnte Waldesweben in Nord und Süd und Ost und West geschaut und ist danach mit nur mäßiger Neugier durch Säle mit Hellebarden und Zimmer mit Ahnenbildern gewandert. In einem dunklen Gemach sitzen die Köpfe zweier Grafen dieses Hauses von ehemals, die durch Türkensäbel vom Rumpf getrennt waren und den schnöden Heiden um gutes Gold abgemaklet werden mußten, ledern und schrumpelig geworden und etwas kümmerlich in einem Glaskasten. Immerhin haben wir auch ihnen Reverenz erwiesen; unsere Hochachtung!

Jetzt stehen wir im Häuserschatten des Dörfchens Rašica. Unter diesem Dach soll Primož Trubar 1508 zur Welt gekommen sein, der, erfaßt von den Wirbeln der Reformation, als slowenischer Lutheraner zuerst „in der windischen Sprach“ Bücher herausgab, der erste slowenische Schriftsteller also; vordem war er auch Pfarrer in deutschen Gauen, in Rothenburg ob der Tauber und in Kempten. Die junge Bäuerin, von einem dampfenden Kessel nähertretend, wehrt Lobreden auf den Ruhm ihres Häuschens verschämt ab; es sei viel zu ärmlich und schlecht, um berühmt zu sein, meint sie. Dann aber führt uns Professor Prijatelj, ein rechter literarischer Schatzgräber, ein kleines Wegende weiter um eine Ecke herum, wo eine Getreide- und Sägemühle von einem unbekannten schüchternen Wässerchen getrieben wird, und erläutert aus Trubars Selbstbiographie, daß dieses Haus die wahrscheinlichere Geburtsstätte sei.

Doch ob hier, ob dort, auf jeden Fall sind wir in dem literarischen Winkel Sloweniens. Wo sich drüben der Kirchturm schimmernd vom Blau des Himmels abhebt, liegt, zum Greifen nah, Lašče. In seinem Bereich sind Fran Levstik und Josip Stritar geboren, durch kritische Schriften und eigenes

Dichterschaffen die gefeierten Aufrüttler der slowenischen Literatur zu einem gesunden Realismus in den sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts.

Von Rašica ostwärts gelenkt zu werden, empfindet das Auto als Wagnis. Denn erbärmlich schnell sinkt die Straße zum Feldweg herab, und ein rauher Wind hat die Lieblichkeit der Landschaft wie eine Kerze ausgeblasen. Der Boden wird steinig und unfruchtbar; zwischen krüppeligem Unterholz steht der Wacholder, und Karstbrocken unter Gestrüpp künden, daß *Suha Krajina*, Dürrkrain, hier beginnt.

Die Häuserreihen des weltverlorenen Dörfchens Hočevje gleiten vorbei, der Gesichtskreis engt sich noch mehr ein, aber dann senkt sich der unholde Pfad, eine weite Ebene, grün, üppig, mit Hügeln, mit Laubwäldern, mit Flüssen, mit Maisfeldern, mit Dörfern, mit himmlischem Behagen wirrt wie ein magisches Spiel den Blick, und befreit rollen wir Serpentine abwärts. Der Motor keucht, die Achse ächzt, der Fahrer flucht, aber in Gorenja Krka hockt er zufrieden auf der Wirtsbank, schon wieder eingefangen von dem Rhythmus eines helleren Lebens, klimpert auf der Mandoline und trällert ein Volkslied von dem Vögelchen, das in die Ferne fliegt und im Schnäbelchen ein Briefchen trägt:

*Ko ptičica na tuje gre,
U kljunčku nese pisemce.*

*

Eine Weile später vereinigt uns in dem Dorf Muljava ein Rundtisch vor einem geduckten Bauernhäuschen, daran eine Tafel aussagt:

<i>Tukaj se je rodil pisatelj in pesnik Josip Jurčič 4. marca leta 1844.</i>

Ja, unter diesem Giebel schaute er zuerst das Licht, Josip Jurčič, der Klassiker der slowenischen Volkserzählung, der Anbänger des slowenischen Romans; seine von humoristischen Lichtern überspielte Bauerngeschichte „*Deseti brat*“, „Der zehnte

Bruder“, die er sich als Zweiundzwanzigjähriger vom Herzen schrieb, wird trotz ihrer Mängel so lange dauern, wie jemand slowenisch liest; der Zauber des Landes hier, ehe der Pfiff der Lokomotiven das ewige Rauschen der reifen Felder zerriß, lebt darin.

Und alles redet an diesem Fleck von dem Dichter, nicht nur sein Bruder, der draußen „bei den Kühen“ war und, ein freundlicher, zäher, verwitterter Bauer, angeschlurrt kommt, sondern auch die scheinbar toten Dinge. Diese Straße wanderte



Višnja Gora.

er in den Ferien beseligt heimwärts, dort unter dem Baum holte er sich die böse Krankheit, die ihn mit achtunddreißig Jahren hinstreckte, und rings von den Hügeln und Hängen, von den Baumgruppen und Feldrainen strömte ihm tausendfältig der Duft der Heimat zu, der sich in seinen Werken niederschlug. Da in dieser Woche sein Todestag zum vierzigsten Male wiederkehrt, werden Jungens und Mädels aus dem Dorf unter der „Harfe“ dort Szenen aus dem dramatisierten „*Deseti brat*“, spielen — so sehr ist Dichter und Dichtung in des Volkes Blut, dem sie entkeimten, wieder eingegangen.

Und das ist das Land des „*Deseti Brat*“ durch das unser Wagen mühelos gleitet: weit, reich, schwellend in Fruchtbarkeit, voll beglückender Ausblicke; das holde Auf und Ab dieser Landschaft wirkt wie ein Trost; man atmet leichter; man ist entschlossen zu allem Leben, Sprießen, Treiben, Gären, zu aller Wirrnis des Daseins selbst ein unbedingtes Ja zu sagen.

So gestimmt, fährt man mit der Abenddämmerung in den Hof des Klosters von Stična ein, das mit einer der größten Kirchen Krains und mit gewaltigen weißen Fronten fernhin wie ein Herrensitz leuchtet; es strahlt in Sauberkeit und Wohlhabigkeit und ist, gestehen wir es uns, nicht arm an Ackerland, Obstgärten und Rebenhängen. Schon im zwölften Jahrhundert wuchs es aus diesem Boden heraus und war vielfältig auch in den Alltag des Landvolkes im Umkreis verflochten, bis Josef II. seine Pforten schloß. Aber seit 1898 füllen wieder die Zisterzienser sein Refektorium und seine Zellen.

Der Schein der Autolaterne streift über starrstehende Blumenbeete und vorüberhuschende weiße Kutten; der Prior, Pater Augustinus, begrüßt die Gäste mit gemessener Freundlichkeit, der Pater Gerhardus macht sich unauffällig in der Richtung des Weinkellers davon.

*

Wieder einmal schleift das Agramer Pflaster unsere Sohlen ab.

Die Agramer Nacht hat noch immer ihre erleuchteten Kaffees und lärmenden Bars, und die Save draußen zwischen den beiden Brücken gebärdet sich noch so ungestüm und wild wie einst.

Und stehst du in Šestine auf dem Altan des Schlosses der Grafen Kulmer, so liegt vor dir Kroatien ausgestreckt wie ein atmendes, üppiges, lustvolles Weib, Kroatien mit blanken Flüssen und gelben Feldern, mit weißen Weilern und grünen Wäldern, mit langen Landstraßen, die sich ins Blaue verlieren, und fernen Bergen, die in die Wolken hineinschmelzen; nur das ganz nahe Agram versteckt sich hinter Rebenhügeln, und ist nicht schade drum.

Auch durch Wäscherinnendörfer kommst du. In ihnen plantscht alles, was weiße Röcke trägt, Tag für Tag unter Ge-

plausch und Lachen mit nassem Zeug und Seife im fließenden Wässerchen bei den Weiden; nur einmal in der Woche stecken sie die schwarzen Zöpfe fester auf und wandern, schwere Bürde auf dem Kopf, gen Agram, sauber Gewaschenes abzuliefern, sauber zu Waschendes zu holen.

Velika Gorica dagegen, nach einer Fahrt durch Maisfelder und wieder Maisfelder erreicht, erhebt seinen Kirchturm mitten im Flachland der Save. Velika Gorica war noch im neunzehnten Jahrhundert Hauptort des Komitats Turopolje, bei Licht besehen einer rechten Bauernadelsrepublik, denn jeder Landmann hier ist noch heute Edelmann; Bela IV. hat in einem verklungenen Säkulum, im dreizehnten, scheint's, gleich in Bausch und Bogen geadelt.

Dieser Turopoljer Bauernadel, um seine allerdings faden-scheinigen Vorrechte besorgt, war in den dreißiger, in den vierziger Jahren vorigen Jahrhunderts die Seele des Widerstandes gegen die Illyrer, die Vorläufer der südslawischen Bewegung. Die Kerle hier schlugen auf den Tisch und schrien, sie wollten lieber Magyaren sein als Kotzpotzdonnerwetter-nocheinmal Illyrer.

Im Saal des Komitatshauses hängt auch noch, in Oel festgehalten, der Comes Antun Daniel Josipović, der hitzige Führer der Magyaronenpartei, in verschnürtem Dolman, mit steifer Kopfhaltung und spitzer Nase.

Wir ziehen achselzuckend von dannen.

*

Schon liegt Agram hinter uns so gut wie Samobor, das geruhige Städtchen und Kurörtchen; nach den gruseligen Fahrwegen Kroatiens erfreuen bereits wieder die glatten, gut gehaltenen, solid unterbauten, recht abendländischen slowenischen Straßen.

Brežice, Gurkfeld, das sich heiter und gutmütig in der Save spiegelt, streifen wir geradezu; von dem Tellerfleisch in Kostanjevica wird man noch lange Rühmens machen; links im Süden dunkeln die *Gorjanci*, die Uskokenberge; dahinter liegt *Bela Krajina*, Weißkrain, aber das ist eigentlich schon Kroatien. Jetzt sind wir wieder im Hügelland; durch Wald und Busch-

werk geht es, durch Dörfer mit dem ganzen Farbenschmuck des Herbstes in den Vorgärten, und, wie in Terrassen an die Flut der Krka gebaut, steigt Novo Mesto auf.

Die Meilensteine an der Straße nennen es Rudolfswerth; so hieß es auch lange nach seiner Gründung durch einen Herzog Rudolf im vierzehnten Säkulum, doch ein halbes Jahrtausend später wollte auf Weisung aus Wiener Amtsstuben der Name nicht mehr verfangen.

Der Marktplatz mit einem durchaus ansehnlichen Rathaus ist einladend und geräumig; im Gasthof gleitet der Blick durch eine quadratisch geteilte Glaswand in den beruhigenden Dämmer-schatten eines kleinen, knorrigen Kastanienhains; dazu steht auf dem Tisch eine Karaffe kanariengelben Weins, aber die Farbe tut nichts zur Sache: auch er zählt sich mit begründetem Stolz zur Familie der Zwitscheks. Denn nachher steckt man sich eine Virginia zwischen die Lippen und eine wie eine Feder an den Hut und flitzt hindann.

In der Schenke von Velika Loka jubelt der Eine auf der Ziehharmonika und der Andere hockt mit einer Zupfgeige auf dem riesigen Kachelofen in der Zimmerecke. Draußen im Land aber sind in Reihen Maiskolben goldgelb unter dem Dachrand aufgehängt, Georginen strahlen die köstliche Wehmut des Spätsommers aus, Bächlein und Flößchen drehen unverzagt die Räder von Mühlen, Kleinbahnen schleppen schwere Lasten von Stämmen, Bohlen und Brettern laibachwärts.



Auf dem Boden, der viel heißes Türkenblut getrunken hat, bannt mit verschwiegene Reizen wie ein verwünschtes Städtchen Višnja Gora. Etwas Vertrautes, Heimliches, Spitzwegisches wittert um die weißen Häuser, stillen Gassen, vorspringenden Ecken, schattigen Winkel.

Nennst du irgendwo im Slowenischen den Namen der Stadt, gleich zuckt Lächeln auf; Weixelburg ist der Ort, „wo sie die Schnecke angebunden haben“. Schwer zu sagen, woher die Redensart, aber vielleicht hing im Mittelalter eine Muschelschale als Trinkbecher am Brunnen auf dem Marktplatz stibitzfreudigen Händen zum Trutz an einer Kette, vielleicht diente



Višnja Gora.

eine angekettete, in Gold ausgeführte Muschelschale den Gewerken Višnja Goras als Pokal, vielleicht entstand die Mär auf andere Art.

Gleichviel! Nach dem Kirchturm dieser Siedlung jedenfalls schaut man noch im Weiterrollen des Autos grüßend zurück, alle Sinne den Wundern der Heimfahrt aufgetan. Gekurvte Straßen, umlaubte Häuser, weiße Dörfer; serpentinenabwärts, Heiligenstöcke am Wege, schon dämmert links das Laibacher Moor; der Abend kommt auf leichten Sohlen daher.

Als seine Schleier schwarz und dicht liegen, steckt jäh der Wagen gehemmt in einem keuchenden Gewimmel, einer aufgestörten Masse; große Rinderherden werden, vielleicht aus Kroatien, wahrscheinlich nach Triest, Tag für Tag diese Straße entlang getrieben. Durch die Nacht erregt, scheuen Ochsen und Kühe angstvoll vor den Lichtern des Autos und dem Stampfen des Motors; sie brüllen durchdringend, sie werfen die Schweife hochauf, sie versperren störrisch den Weg; die Treiber eilen schattenhaft hin und her, wütende Flüche hallen, Stöcke sind geschwungen, eine Wolke warmen Tierdunstes umfängt uns.

Dann entwirrt sich alles in Güte. Zur Rechten haben wir schon die Schießstände, schauerliche Erinnerung an die Blutjahre, da hier das k. und k. Standrecht seine Opfer vor die Flintenläufe stellte, und dort glitzern wohlwollend die Laternen der guten Stadt Laibach.

*

Die Krainer Tage sind ach! verronnen. Hab' Dank, slawischer Süden, für alles Gute, Warme, Helle, was du verschwenderisch über uns ausgeschüttet hast. Jetzt kehrt man sich wieder, dem Zwange untertan, gen Norden, der armen, ausgebluteten Heimat, dem bösen, unheildrohenden Winter, der fruchtlosen Arbeit in der Tretmühle zu. Nur ein Sträfling auf Urlaub war man, denn jeder Deutsche schleppt heute die eiserne Galeerenkugel nach. Sträfling auf Urlaub — der Urlaub ist zu Ende.

Zum letzten Mal schnurrt der Wagen mit uns durch die Laibacher Ebene. Hier weiß man eine Schenke mit Tischen kernfest und auf die Dauer, aus hellem Kirschbaumholz, hier

leuchten die Mauerflächen von Krainburg auf, hier bietet am Weg zum Wallfahrtsort die Bude Heiligenbildchen und Skapuliere feil, hier grüßt noch einmal blühender Buchweizen und dunkles Tannendickicht.

Dann rauchen die Eisenwerke von Jesenice, Feuerschein flammt hinter den verrußten Scheiben langer Fabrikgebäude.

Noch ein letzter Zwitschek, noch ein letzter Gulasch, noch ein herzlicher Händedruck dem Dr. Lajovic, der die Honneurs seines Landes bis zur Grenze gemacht hat, und wehmütig lächelnd steigt man in den Zug. Er strotzt von Südslawen, die fröhlich, die Tasche voller Dinare, den Gefilden der abwärts sausenden Valuta entgegenfahren.

Ein höhnischer Pfiff, die Räder ziehen knirschend an, und in wenigen Minuten hat uns das Dunkel des Karawankentunnels geschluckt.

Das Gefängnistor schlägt hinter dem Sträfling eisern ins Schloß.



Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Geleitwort	3
Von Marburg bis Monastir	5
Marburg	8
Laibach	11
Agram	19, 26
Plešivica	25
Belgrad	29, 54
Semlin	39
Neusatz	43
Karlovci	47
Hopovo	49
Krušedol	51
Leskovac	56
Skoplje	64, 125
Veles	74
Prilep	81
Monastir	85
Ochrid	97
Struga	104
Debar	109
Gostivar	123
Tetovo	124
Von Belgrad bis Buccari	127
Belgrad	129
Ostružnica	134
Obrenovac	134
Valjevo	137
Kosjerić	141
Užice	142
Kremna	154
Vardište	158

	Seite
Višegrad	160
Sarajevo	163
Ilidža	176
Mostar	182
Blagaj	188
Ragusa (Dubrovnik)	194, 213, 236
Gravosa (Gruž)	208, 236
Lokrum	210
Gruda	216
Erceg-Novi (Castelnuovo)	218
Risan	221
Perast	221
Kotor (Cattaro)	223
Njeguš	228
Cetinje	230
Ceklina	234
Split (Spalato)	238, 251
Salona	244
Trogir	250
Šibenik	254
Buccari (Bakar)	260
Krainer Tage	265
Laibach	267
Wocheiner See	279
Bled	279
Krainburg	283
Škofja Loka	284
Selca	285
Auersperg	289
Rašica	289
Muljava	290
Stična	292
Agram	292
Velika Gorica	293
Novo Mesto	294
Višnja Gora	294

In denselben Stoffkreis fallen folgende Werke von

Hermann Wendel: Südosteuropäische Fragen.

Inhalt: Südslawischer Aufstieg. Das alte und das junge Montenegro.

Der albanische Knoten. Die makedonische Spin.

S. Fischer Verlag, Berlin 1918.

Die einzige Schrift, die dem tiefen Wesen des Balkans vertraut gegenübersteht . . . Das Buch liest sich schöner als ein Roman und geht weit über bedächtige Gelehrtenarbeit hinaus.

Literarisches Echo.

Wendel ist einer der wenigen Ausländer, die unsere Frage von Grund auf kennen und in allen Einzelheiten vollkommen richtig beurteilen. Ich glaube geradezu, daß Wendel, neben Watson, der einzige Ausländer ist, der unsere Verhältnisse vollständig kennt. Nur hat Wendel ein richtiges Urteil über sie als Watson. Und danach darf man freiweg behaupten, daß von allen Ausländern Wendel unsere Verhältnisse am besten kennt und am richtigsten abschätzt. Deswegen hat sein Buch besondere Bedeutung.

**Jugoslavenska Obnova-Njiva, Agram
(Professor Stanoje Stanojević).**

Wendels Buch wird eines der klassischen Bücher über die Balkanfrage sein und bleiben.

Misao, Oxford (Dr. Momčilo Selesković).

Dieses seltene Werk, selten durch seine Sachlichkeit, seine Gründlichkeit in der Forschung, seine tiefe Kenntnis des Stoffes und seine meisterhafte Hervorhebung alles Wesentlichen.

Samouprava, Belgrad.

Aus dem südslawischen Risorgimento.

Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G., Gotha, 1921.

Wendels Buch ist kein ausgekramter Zettelkasten, sondern lebensvolle Darstellung wirklichen, pulsierenden Lebens, die große Anatomie und Biologie eines ganzen Volkes in einem Querschnitt, der gerade durch eine seiner lebendigsten Perioden geht. Es ist die ganze Fülle des Lebens, wie es sich bei den Südslawen in der Zeit von der Aufklärung bis zum Weltkrieg geäußert, gestreckt und mächtig emporgereckt hat . . . Die Fülle der Tatsachen bringt selbst Kenner zum Staunen, die überlegene Art, wie Wendel diesen gewaltigen, teilweise etwas spröden Stoff meistert, muß sie geradezu verblüffen. Dazu befähigen ihn seine große künstlerische Intuition und die seltene Gabe des biologischen Sehens.

Frankfurter Zeitung (Dr. Glonar).

Die Südslawen haben dem Buch keine ähnliche synthetische Leistung entgegenzustellen. In der deutschen Literatur steht es ganz vereinzelt da.

Prager Presse (Professor Dr. Murko).

Wir zweifeln nicht, daß Wendels Buch eines der besten informativen Bücher über das, was Wendel das südslawische Risorgimento nennt, bleiben wird. Wir haben in unserer Literatur kein Werk, das ihm entsprechen dürfte, kein Werk, in dem der Leser wie in einer Galerie vereinigt die Bilder aller großen Südslawen fände, in denen jedes dieser Bilder im Vergleich mit den übrigen ein besonderes Relief gewönne und in dem aus den Biographien einiger Leute sich so klar die Hauptmomente und Hauptlinien der gesamten südslawischen Bewegung herauschälten.

**Srpski Književni Glasnik, Belgrad
(Professor Dr. Slobodan Jovanović).**

Die
einzig berechnigte deutsche Ausgabe

der

Memoiren *Lloyd Georges*

erscheint

gleichzeitig mit der englischen Ausgabe

voraussichtlich im Frühjahr 1923

im Verlag der

Frankfurter Societäts-Druckerei

G. m. b. H.

Abteilung Buchverlag, Frankfurt am Main.

Im Verlage der
Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H.
Abteilung Buchverlag * Frankfurt am Main

sind erschienen und können durch jede Buchhandlung, die Agenturen der Frankfurter Zeitung oder direkt vom Verlag bezogen werden:

Francesco Nitti, ehemaliger italienischer Ministerpräsident

Das friedlose Europa

Zweite vom Verfasser durchgesehene und vermehrte Auflage

Einzig berechnigte deutsche Ausgabe

... Das Buch Nittis ... ist die vernichtendste Kritik, die das
Versailler Vertragssystem jemals erfahren hat ...
Kölnische Zeitung.

Von dem gleichen Verfasser erschien:

Der Niedergang Europas **Die Wege zum Wiederaufbau**

Einzig berechnigte deutsche Ausgabe.



Herausgegeben von **Max Fuchs**:

Es war alles ganz anders

Aus der Werkstatt eines politischen Journalisten 1891—1914

Aufsätze von **August Stein**:

„Irenacus“

2. vermehrte Auflage.



E. D. Morel

Das Gift das zerstört — Die Mär **von dem deutschen Kriegsanschlag**

Einzig berechnigte deutsche Ausgabe

Mit dem Bildnis und einem längeren Vorwort des Verfassers
sowie einer biographischen Einführung.



Fritz Schotthöfer

Sowjet-Rußland im Umbau

Aus dem Inhalt: Die russische Wirtschaft und das Ausland —
Die neue Wirtschaftspolitik — Die Konzessionen — Aufbau der
Industrie — Das Problem der Arbeit — Die Ohnmacht des Geldes
— Klippen der inneren Politik — Abbau und Umbau — Sowjet-
Diplomatie — Bei den deutschen Lokomotiven usw. usw.

Gute und spannende Romane zeitgenössischer Schriftsteller

Taian

Der große Friede

von Oswald Arnold von Sien

Der Verfasser, einer der besten Kenner Chinas und seiner Geheimorganisationen, führt mitten in deren Treiben hinein. Unwirkliches, Phantastisches wird zur Wirklichkeit. So entsteht eine Erzählung mit spannenden, oft unheimlichen Abenteuern in farbenreichen, lebenswarmen Szenen, die umsomehr fesselt, als sie Unbekanntes enthüllt. Der Rahmen, der die fesselnde Erzählung umspannt, ist ausgefüllt von bunten Schilderungen des chinesischen Volkslebens, die einen tiefen Einblick in die Welt des Fernen Ostens gewähren.

Der Korallenthron

von Georg Froeschel

... Ein Abenteuerroman, von weitaus höheren als den landläufigen Qualitäten dieses Genres, einer, der Kultur hat, Geschmack und sogar Geist . . .
Wiener Allgemeine Zeitung.

Der Maskentod von Messina

von Reinhold Zickel

... voll spannender Handlung, entfesselter Leidenschaft und bunter Farbenpracht . . .
Süddeutsche Literaturschau.

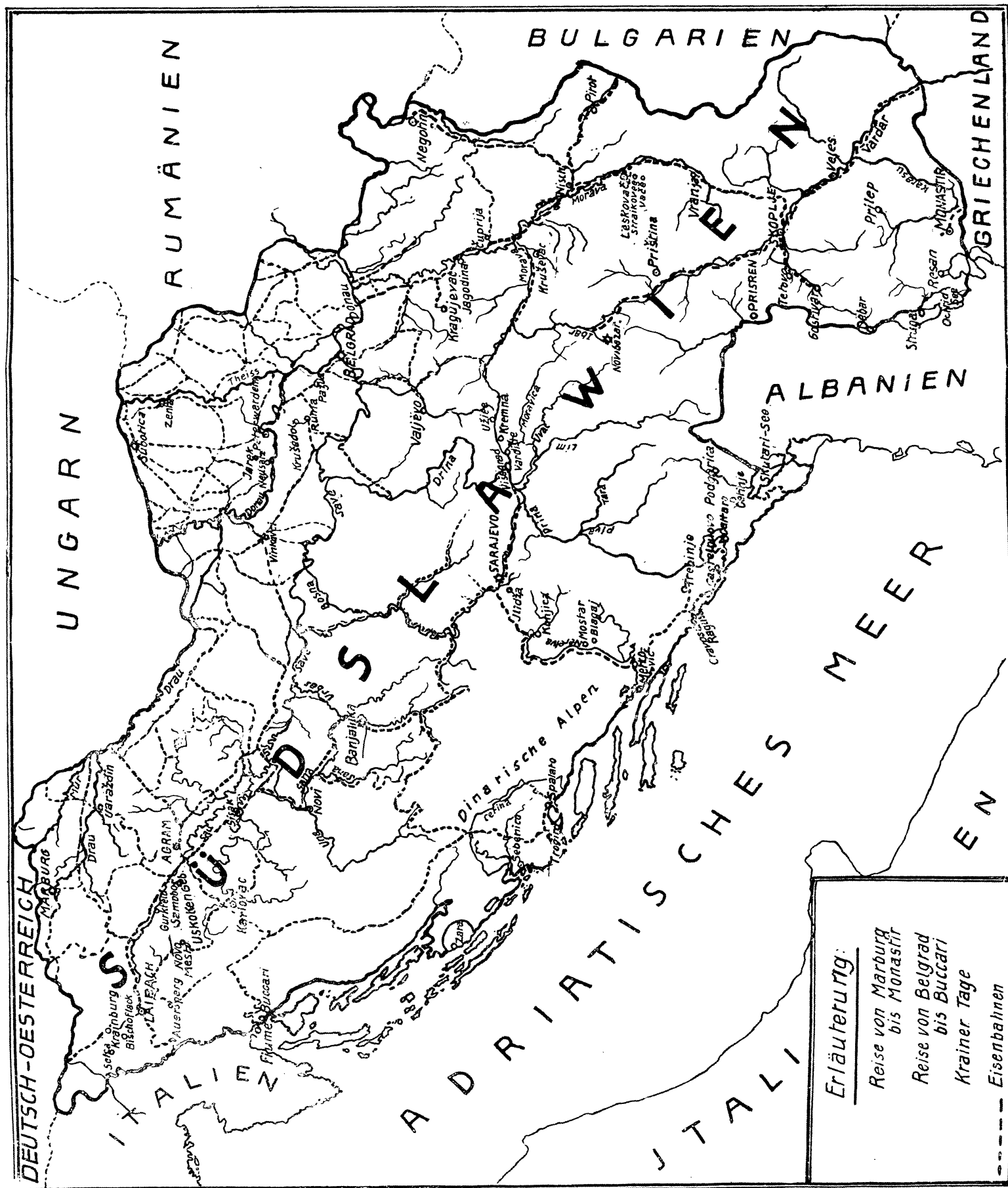
Sämtliche Romane sind vornehme, in Halbleinen gebundene Geschenkbände.

Die Einbände wurden von ersten Frankfurter Buchkünstlern entworfen.

Zu beziehen:

durch sämtliche Buchhandlungen, die Agenturen der Frankfurter Zeitung oder direkt vom Verlag:

Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H.
Abteilung Buchverlag * Frankfurt am Main.



**THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
GRADUATE LIBRARY**

DATE DUE

UNIVERSITY OF MICHIGAN



3 9015 02044 2219

